

Ohne

Hass

Sechzehn Semester

Knastologie und Gitterkunde

von

Karl Wilhelm Wichmann

Nur ein Mensch ohne Hass ist frei!

Nelson Mandela

Es war der 29. März 1946, ein Freitag, ein später Nachmittag, der Bahnhof in Greifswald. Ein Siebzehnjähriger wurde festgenommen, von deutschen Polizisten. Die Sowjetische Besatzungsmacht hatte den Auftrag dazu erteilt.

Es war der 17. Januar 1954, ein Sonntag, ein früher Vormittag, der Bahnhof in Torgau. Ein Fünfundzwanzigjähriger wurde freigelassen, von deutschen Polizisten. Die Sowjetische Besatzungsmacht hatte den Auftrag dazu erteilt.

2852 Tage und Nächte waren vergangen, 2852 Tage und Nächte in Haftanstalten und Lagern, in Baracken und Zellen. Es war der Weg eines jungen Deutschen in den ersten Jahren nach dem zweiten Weltkrieg.

Militärische Kapitulationsurkunde

A. Wir, die hier unterzeichneten, die wir im Auftrage des Oberkommandos der Deutschen Wehrmacht handeln, übergeben hiermit bedingungslos dem Oberbefehlshaber der Alliierten Expeditionstreitkräfte und gleichzeitig dem Oberkommando der Roten Armee alle gegenwärtig unter deutschem Befehl stehenden Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft.

6. Diese Erklärung ist in englischer, russischer und deutscher Sprache aufgesetzt. Allein maßgebend sind die englische und die russische Fassung.

Unterzeichnet zu Berlin am 8. Mai 1945

*gez. v. Friedeburg
gez. Stumpff*

gez. Keitel

für das Oberkommando der deutschen Wehrmacht.

Mit diesem Dokument wurde der Zweite Weltkrieg im europäischen Bereich offiziell beendet. Das Schicksal Deutschlands war somit in die Hände der Siegermächte gegeben.

Diese hatten bereits bei der Außenministerkonferenz in Moskau 1943, in der Teheraner Erklärung von 1. Dezember 1943 und in der Erklärung von Jalta im Januar 1945 bestimmte Festlegungen über die Zukunft Deutschlands nach einem Sieg der Alliierten getroffen.

Entscheidende Festlegungen waren neben anderen diejenigen über die Einteilung Deutschlands in verschiedene Besatzungszonen, die Übernahme der 'Regierungsgewalt' durch den Alliierten Kontrollrat, die Verschiebung der polnischen Westgrenze, die völlige Liquidierung des Naziapparates und die Bestrafung der Kriegsverbrecher.

In den einzelnen Besatzungszonen übten im Rahmen der gemeinsam gefassten Beschlüsse die jeweiligen Besatzungsmächte die oberste Gewalt aus.

Mitteilung über die Dreimächtekonferenz von Berlin

III. Deutschland

A. Politische Grundsätze

5. Kriegsverbrecher und alle diejenigen, die an der Planung oder Verwirklichung nazistischer Maßnahmen, die Greuel oder Kriegsverbrechen nach sich zogen oder als Ergebnis hatten, teilgenommen haben, sind zu verhaften und dem Gericht zu übergeben. Nazistische Parteiführer, einflussreiche Nazianhänger und die Leiter der nazistischen Ämter und Organisationen und alle anderen Personen, die für die Besetzung und ihre Ziele gefährlich sind, sind zu verhaften und zu internieren.

(Dieser Bericht ist von J. W. Stalin, Harry S. Truman und C. R. Attlee unterzeichnet)

2. August 1945

Dieser Passus aus dem sogenannten Potsdamer Abkommen berechnete also die Besatzungsmächte und ihre damit beauftragten Organe, neben den Kriegsverbrechern und Naziführern auch alle anderen Personen, die für die Besetzung und ihrer Ziele gefährlich erschienen, zu verhaften und zu internieren.

Und da in den damaligen Besatzungszonen letztlich noch das Kriegsrecht galt, es gab ja keinen Friedensvertrag mit Deutschland, konnte neben Verhaftung und Internierung auch eine Aburteilung der 'gefährlichen Personen' erfolgen, soweit sich dazu ein Grund fand oder gefunden wurde.

Durch weitere Befehle waren alle deutschen Dienststellen verpflichtet, den Besatzungsbehörden Amtshilfe zu leisten, das heißt, verdächtige Personen zu benennen oder von den Besatzungsmächten benannte Personen den jeweiligen Behörden zuzuführen. Und dies war in der sowjetisch besetzten Zone die SMAD, die 'Sowjetische Militäradministration in Deutschland'.

Es war ein warmer, sonniger Frühlingstag, dieser 29. März 1946. Ein Frühlingstag im ersten Friedensmärz. Doch nicht für alle schien an diesem Tag ständig die Sonne. Mit ihrem Sinken am Abend verschwand auch ich aus meiner gewohnten Umgebung. Für mich hatte dieser Tag schon am frühen Morgen mit Schwierigkeiten begonnen.

Der durchgehende Personenzug von Greifswald nach Wolgast hatte, wie oft in jener Zeit, Verspätung. Statt einer Stunde Fahrzeit benötigte er an diesem Tag über zwei Stunden für die knapp 30 Kilometer lange Strecke. So blieb mir nur wenig Zeit, um alle meine Vorhaben bis zur Rückfahrt am Nachmittag zu erledigen. Wichtig war vor allem, Brot zu kaufen, denn dies gab es ja nur auf Marken und in einem ganz bestimmten Bäckerladen, in dem man sich eingetragen hatte. So musste ich zuerst in die Wilhelmstraße eilen, um beim Bäcker Wienholz meine Marken einzulösen. Doch der Laden hatte bereits geschlossen, es war Mittagspause. Auch einen Freund, der einige Neuigkeiten zu unserem weiteren Studium kannte, konnte ich nicht erreichen.

Es war an diesem Tage einfach wie verhext. Selbst die Niederschrift meines Vortrages, den ich wenige Tage zuvor in einem Seminar am Institut gehalten hatte, musste ich lange suchen. Und gerade diesen Vortrag wollte Dr. Gaup, unser Seminarleiter in Gegenwartskunde, unbedingt nochmals lesen. Es hatte ihm anscheinend gut gefallen, was ich dort zur Zukunft des deutschen Volkes vorgetragen hatte.

Nach einem schnellen Abschied von meiner Mutter erreichte ich trotz all dieser Pannen noch rechtzeitig den schon bereitstehenden Zug zur Rückfahrt. Sogar ein Sitzplatz war in einem Abteil noch frei und, kaum hatte ich mich gesetzt, rollte der Zug auch bereits aus dem Bahnhof. Ich ahnte damals nicht, dass ich diesen Bahnhof meiner Heimatstadt erst nach vielen Jahren wiedersehen sollte.

Die Fahrt vorbei am Ziesberg und durch den Buddenhäger Wald verlief zügig, auch das Umsteigen in Züssow klappte und sogar der aus Anklam kommende Anschlusszug verließ pünktlich den Bahnhof. Es schien doch noch alles gut zu werden. Kurz vor Greifswald jedoch zwang ein nahe der Strecke an einem Strohhaufen entstandenes Feuer zu einem Halt. Also, doch wieder Pech. Zum Glück aber ruckte der Zug schon nach wenigen Minuten wieder an. So rollten wir mit nur geringer

Verspätung in den Bahnhof von Greifswald ein, und wie kaum anders zu erwarten, wieder einmal auf einem falschen Gleis.

Das Quietschen der Bremsen war noch nicht verklungen, als die ersten Fahrgäste bereits von den Trittbrettern absprangen. Sie schienen es besonders eilig zu haben. Ich persönlich hatte Zeit und brauchte nicht zu drängeln. Außerdem war auch keine Eile geboten, denn an der Durchgangstür vom Bahnsteig zur Bahnhofshalle fand an diesem Tage neben der üblichen Fahrkartenkontrolle zusätzlich noch eine Kontrolle der Ausweise statt. So stauten sich jetzt dort, diejenigen, die besonders schnell sein wollten.

Vorsorglich hatte ich meinen Ausweis bereits kurz vor der Sperre aus der Jackentasche gezogen und hielt ihn zur Kontrolle bereit. Gleichzeitig versuchte ich hinter der Glastür einen oder mehrere

meiner Kommilitonen zu entdecken, die mich vom Zug abholen wollten. Tatsächlich, ich erkannte Helmut und Walter, sie hatten trotz des verspäteten Ankommens auf mich gewartet.

Doch gewartet hatten auf mich auch die kontrollierenden Polizisten. Denn kaum hatte ich ihnen meinen Ausweis hingehalten und einer von ihnen hatte einen kurzen Blick darauf geworfen, sahen sie sich nur gegenseitig an und nickten sich dann zu.

„Kommen Sie bitte zur Seite“, sagte einer der Blaubetuchten zu mir, während ein anderer meine Ausweispapiere in der Hand behielt.

„Wir müssen Sie zum Revier bringen, es gibt etwas zu klären“. Und bei diesen Worten bemerkte ich, dass die Kontrolle aufgehoben worden war, also scheinbar nur mir gegolten hatte.

Ich habe nie, auch später nicht erfahren können, woher oder durch wen meine Ankunft mit diesem Zug in Greifswald der Polizei bekannt war. Auf jeden Fall musste irgend jemand, der von meiner Tagesfahrt nach Wolgast wusste, den 'Blauen' einen Tipp gegeben haben. Wohl oder übel, jetzt ich musste mich der Aufforderung beugen.

„Was gibt es denn zu klären? Und weshalb muss ich mit aufs Revier?“ waren meine Fragen. „Das Ganze kann doch nur ein Irrtum sein.“

„Machen Sie bitte keinen Ärger, und erregen Sie hier kein Aufsehen. Wir haben auch nur den Auftrag, Sie zum Revier zu bringen, den Grund kennen wir auch nicht.“

So schritten wir dann, ich von zwei Polizisten in die Mitte genommen, aus der Bahnhofshalle auf den Vorplatz, ohne dass mich die Betuchten nicht noch darauf hingewiesen hätten, keinen Fluchtversuch zu machen. Ich warf noch einen Blick zurück, meine Freunde suchend. Aber in der drängenden Menge konnte ich keinen mehr sehen. Auch sie hatten mich aus den Augen verloren und, wie ich später erfuhr, erst vor dem Bahnhof erkannt, dass ich mich zwischen den Polizisten befand und scheinbar abgeführt wurde.

Unter dieser vorsorglichen Begleitung führte mein Weg quer über den Vorplatz, dann durch eine engere Gasse und weiter die Domstraße entlang bis zur Baderstraße. Unterwegs wurde ich von den vorübergehenden Passanten kaum beachtet, nur selten traf mich ein mitleidiger oder auch verschüchterter Blick. Es schien, dass für viele Menschen in dieser Zeit ein solches Geschehnis nichts Besonderes war.

Es dunkelte schon, als wir nach etwa zehn Minuten die alte Polizeiwache in der Baderstraße erreichten. Doch wenn ich geglaubt hatte, hier den Grund meiner Festnahme zu erfahren, so hatte ich mich gründlich geirrt. Der Wachhabende und einer der begleitenden Polizisten hatten nichts Eiligeres zu tun, als mich in eine der wenigen Zellen zu bringen. Meine wiederholten Fragen nach dem Anlass meiner Inhaftierung wurden nur mit einem Achselzucken beantwortet. Und als ich schließlich einen Rechtsbeistand verlangte, ich hatte bereits davon gehört, dass jedem Festgenommenen ein solcher zu gewähren war, wurde der Leiter sogar bissig.

„Sie haben hier gar nichts zu verlangen!“ wurde er laut. „Sie erfahren noch früh genug, weshalb Sie hier sind“. Doch ich ließ nicht locker und forderte weiter mein Recht. Ich ahnte ja nicht, dass meine

Verhaftung auf Weisung der Sowjetischen Militäradministration in Deutschland (SMAD) erfolgt war.

„Morgen werden Sie schon das Nötige hören, dann können sie auf ihr Recht pochen.“ und mit einem: „Jetzt ist Schluss!“ Und zu seinem Wachtmeister: „Schließen Sie die Zelle!“ war das Wortgefecht beendet.

'Wehren kann ich mich nicht, eine Flucht ist kaum möglich und weshalb auch, das Ganze kann nur ein Irrtum sein', waren meine Gedanken. 'Morgen wird sich alles aufklären und wieder zum Guten wenden'.

Aber jetzt saß ich erst einmal alleine in dieser Zelle. Das allmählich versiegende Licht dieses sonnenüberfluteten 29. März drang durch das vergitterte Fenster und erhellte nur noch spärlich den Raum. Im Dämmerlicht entdeckte ich erst eine eiserne, von einem Strohsack und mehreren Decken gezielte Pritsche. Dann fiel mein Blick auf einen Holztisch, der scheinbar an der Wand befestigt war, und später entdeckte ich einen unter dem Tisch stehenden Hocker.

Den Rucksack, den ich aus Wolgast mitgebracht hatte, und in dem sich einige Sachen zum Anziehen und ein wenig zum Essen befanden, legte ich auf die Pritsche. Die Tasche mit meinem Schreibkram aus den Vorlesungen landete auf dem Tisch. Dann setzte ich mich auf den Pritschenrand und ließ

die Ereignisse der letzten Stunden nochmals an mir vorbeiziehen.

Wirre Gedanken gingen mir dabei durch den Kopf. Dieser Tag hatte schon schlimm begonnen, aber schlimmer als in einer Gefängniszelle konnte er für mich wohl kaum enden. 'Was sollte nun werden? Was würde mir der nächste Tag bringen?' Allzu arg konnte es jedoch nicht werden, ich war ja nicht einmal durchsucht worden. Es hätte sonst etwas in meinem Rucksack oder meiner Tasche sein können!

Aber irgend ein Grund musste vorliegen, denn so 'mir nichts, dir nichts' wurde doch niemand festgenommen? Oder doch? Also, was wollte 'man' hier von mir? Und wer war 'man'? Ich war mir keiner Verfehlung bewusst, die ein Grund für eine Festnahme gewesen wäre.

Im Januar hatte ich in Greifswald das Studium begonnen, um Lehrer zu werden, Junglehrer, wie es damals hieß. Neun Monate später sollten wir bereits vor die Schüler treten können. Es wurden viele neue Lehrer benötigt.

Bei meinen Kommilitonen war ich nicht unbeliebt. Als Jüngster in meiner Studiengruppe hatte ich sogar den

Vortrag „Über die Zukunft des deutschen Volkes“ halten sollen und gehalten. Und alle Anwesenden hatten sogar Beifall gespendet. Also abwarten, es wird sich alles aufklären. Die Frühlingssonne wird am kommenden Tag auch für mich wieder scheinen.

Und diese Sonne schien am nächsten Tag tatsächlich, doch schien sie für mich anders, als ich es mir vorgestellt hatte. Wieder schien sie mir am Abend durch Gitter, diesmal jedoch in eine der Zellen im NKWD - Gefängnis in der Domstraße 6/7 in Greifswald.

Der Morgen des 30. März brachte mir eine erste Ernüchterung. Eine Auskunft über den Grund meiner Festnahme gab es trotz meines Drängens nicht. Statt dessen wurde mir bedeutet, meine Sachen zusammen zu packen und mich bereit zu halten. Wenig später wurde die Zelle aufgeschlossen und ich aufgefordert, einem der Polizisten zum Ausgang zu folgen. Vor der Tür stand bereits ein Personenauto mit laufendem Motor. Begleitet von zwei Bewachern musste ich einsteigen. Die Fahrt ging in Richtung Bahnhof durch die Stadt. Doch gefehlt, der Wagen fuhr nicht bis zum Bahnhofsvorplatz, sondern hielt, nachdem wir das Hauptgebäude der Universität und die Nikolaikirche passiert hatten, vor einem der großen Backsteingebäude in der Domstraße.

Diese Gebäude Domstraße 6/7 war unser Ziel gewesen, denn dort wurden wir anscheinend bereits erwartet. Posten der Roten Armee, ihre Kalaschnikow geschultert, nahmen uns in Empfang. Nach einem kurzen Wortwechsel mit einem meiner Begleiter, der die russische Sprache anscheinend

beherrschte, geleitete mich ein Rotarmist ohne weitere Fragen ins Innere des Gebäudes. Dort ging es erst eine breite Treppe nach oben und dann rechts einen Flur entlang. Vor einer im Vorbeigehen kaum zu bemerkenden Eisentür auf der linken Seite des Flures hieß es Halt. Auf ein Klopfzeichen hin, das nur den Eingeweihten bekannt zu sein schien, wurde die Tür von innen aufgeschlossen. Ich betrat dann einen kurzen Gang, der vor einer Gittertür endete. Auch dort stand wieder ein Rotarmist, diesmal jedoch nicht mit einer Kalaschnikow, sondern mit einem ansehnlichen Schlüsselbund bewaffnet.

Das Gitter wurde geöffnet und ich musste durchtreten. Mit einer geübten Handbewegung, kurz zustoßend und dann drehend, verschloss der Posten gekonnt das Gitter hinter mir. Ich stand jetzt im Zellenbau des Greifswalder Gerichtsgefängnisses. Auf dem Gang rechts sah ich einzelne Nischen, hinter denen sich die Zellentüren verbargen. Unten und oben erkannte ich je einen weiteren Gang, und wie es aussah, bogen sie am Ende nach links ab. Mich schauderte. Wo war ich hier nur gelandet? Wie viele Zellen gab es hier wohl? Und wie viele Menschen wurden hier wohl festgehalten?

Doch zum Nachdenken blieb mir wenig Zeit. Inzwischen war ein zweiter Aufseher herangetreten und es begann eine gründliche Durchsuchung meiner mitgeführten Habe. Jedes Stückchen Papier, alle Schreibsachen, mein Vortrag und selbst ein Radiergummi wurden abgenommen. Und als ich auch von Hosenträger, Gürtel und Schnürsenkeln befreit war, durfte ich mit dem restlichen 'Sack und Pack' eine Zelle betreten.

Es war eine Einzelzelle, die Zelle, die für die nächsten drei Monate mein Aufenthalts-, Wohn- und Schlafraum sein sollte. Mit Wucht wurde die schwere Tür zugeschlagen, ein Riegel vorgeschoben

und deutlich hörbar drehte sich der Schlüssel im Schloss. Dann war ich allein, allein mit mir in einer Zelle des NKWD!

Hab und Gut in einer Ecke fallen gelassen, mich auf die Pritsche gesetzt, und den Kopf auf die Hände gestützt. Dann begann ein schier endloses Grübeln. Niemand hatte mit mir gesprochen, nicht einmal nach meinem Namen war hier drinnen nochmals gefragt worden. Lediglich draußen beim Wortwechsel zwischen dem Polizisten und dem Rotarmisten hatte ich ihn undeutlich gehört. War alles nur ein Irrtum? Welchen Grund sollte es gegeben haben, mich der Besatzungsmacht auszuliefern? Wessen sollte ich mich schuldig gemacht haben? Wieder und wieder gingen mir diese Fragen durch den Kopf. Doch eine Antwort konnte ich nicht finden.

Ein Mitstudent hatte mich zwar bei der Diskussion zu meinem Vortrag im Seminar beschuldigt, gegen die Sowjetunion gesprochen zu haben, aber das war nicht nur von mir, sondern auch von anderen Kommilitonen verneint worden. Ich hatte mich in keiner Weise gegen die sowjetische Besatzungsmacht geäußert, mich sogar in einigen Sätzen auf Radeck berufen. Radeck war einer der führenden Kommunisten in den Jahren nach dem Ersten Weltkrieg gewesen und hatte später aktiv in der Sowjetunion gearbeitet. Und außerdem, gab es jetzt nicht die von allen vielgerühmte Meinungsfreiheit, zu deren Gebrauch ich mich auch in meinem Vortrag geäußert hatte?

Die vielen wirren Gedanken nach dem 'Warum' und 'Weshalb' wurden von Klappern und Schließgeräuschen, die zu erkennen hatte ich schon in der kurzen Zeit gelernt, unterbrochen. Es schien Essenausgabe zu sein. Ich wurde allerdings an diesem Mittag noch von einer Zuteilung verschont, ich war wohl als Neuankömmling noch nicht 'eingeplant'.

Es muss kurz nach der Mittagszeit gewesen sein, als an meiner Zellentür geschlossen und der Riegel beiseite gestoßen wurde. Ein Posten mit einem Zettel in der Hand stand in der Tür.

„Du Wuchmann? Dawai!“ Und nochmals „Wuchmann?“ Ich war erstaunt, plötzlich meinen Namen zu hören, wenn auch in etwas veränderter Form. Ich dachte in diesem Augenblick tatsächlich, ich würde entlassen, und ich wollte sofort meine Sachen zusammen raffen. Doch ein: „Nix Sachen, kommen so, bistro, bistro!“ hielt mich davon ab. Noch ein „dawai, bistro, bistro“, und der Posten führte mich den am Morgen gekommenen Gang durch Gitter und Eisentür zurück. Dann ging es eine weitere Treppe hinauf. Hier öffnete mein Begleiter eine Tür und bedeutete mir einzutreten.

Wie ich später erkannte, war es das Zimmer meines Untersuchungsrichters. Zwei große Fenster zur Straßenseite, eine zweite Tür im hinteren Teil, sonst nur schmucklose Wände. In der Mitte des

Raumes saß hinter einem mit einigen Akten, einem Tintenfass und einem Federhalter belegtem einfachen Holztisch ein gutaussehender, schwarzhäariger Offizier. Es musste den Schulterstücken nach ein Kapitän der Roten Armee sein. Seine straff ins Koppel gezogene Feldbluse war am Kragen hoch geschlossen. Einige Orden und Ehrenzeichen zierten seine Brust. Es war mein Untersuchungsrichter. Seitlich am Tisch saß ein weiterer Offizier, der zeitweise als Dolmetscher fungierte. Auch er trug eine erdfarbene Russenbluse, gleichfalls straff sitzend, dazu eine schwarze Reithose und glänzend gewienerte Schafstiefel.

Ich durfte mich auf einen in der Nähe der Wand stehenden Hocker setzen. Dann vergingen mehrere Minuten. Der Kapitän las einige Schriftstücke, tuschelte etwas mit dem Dolmetscher und las weiter. Ich wollte gerade die Frage stellen, weshalb ich hier festgehalten würde, als der Dolmetscher in recht ordentlichem Deutsch mir eröffnete, dass ich antisowjetische Propaganda betrieben hätte. Dies würde genau geprüft und während der Untersuchung würde ich hier in Haft bleiben. Wann und wo ich Propaganda getrieben hätte, und worum es sich im Einzelnen handeln würde, sagte er allerdings nicht.

Dann herrschte weder eine längere Zeit Ruhe. Man wollte mir wohl Gelegenheit geben, über den Vorwurf nachzudenken und mich dazu zu äußern. Mir fiel jedoch keinerlei Vergehen dieser oder ähnlicher Art ein, zu dem ich etwas sagen konnte. Mehrmals hatte mich inzwischen auch der Untersuchungsrichter fixiert, sich einmal kurz erhoben und dann wieder mit dem Dolmetscher gesprochen.

„Hast du vielleicht Flugblätter geklebt oder verteilt?“ fragte dieser daraufhin. Ich konnte nur verneinen.

„Gut, wir werden die Angelegenheit gründlich untersuchen. Solange musst du hier bleiben!“

Was sollte ich sagen? Sollte ich immer wiederholen, dass ich weder Flugblätter geschrieben, noch geklebt, noch verteilt hätte? Dass ich Mitstudenten hätte, die stets mit mir zusammen waren und

meine Unschuld bezeugen könnten? Ich wusste es nicht! Ich konnte nur sagen, und das betonte ich dann doch einige Male, dass ich nie Flugblätter in meinen Händen gehalten hätte. Und, wie naiv damals von mir, dass man mich doch gleich freilassen könnte, da ich nie etwas dergleichen getan hätte. Doch nichts geschah!

„Du hast auch viel Geschriebenes bei dir gehabt, wir werden alles lesen. Und wir werden sehr gründlich lesen, vielleicht finden wir auch die Flugblätter.“ Und beide schauten mich nochmals eine Weile fragend an. Mit einem: „Nu, dawai nach Zelle!“ war mein erstes Verhör beendet. Der Posten, der während der Vernehmung draußen vor der Tür gewartet hatte, brachte mich zurück zum Gefängnisstrakt, wo mich ein anderer Schließer in Empfang nahm

Wenn mir auch keinesfalls ganz wohl war, jetzt wusste ich wenigstens, wessen man mich beschuldigte. So konnte ich einigermaßen getrost dem Kommenden entgegensehen, denn ich war mir keiner Schuld bewusst. Trotzdem überlegte ich immer wieder, woher und von wem die falschen Anschuldigungen kommen konnten. Hatte mich irgendeiner meiner Mitstudenten einfach angegeben? Oder wollte mir jemand etwas 'ans Zeug flicken'? Ich fand an diesem Nachmittag und auch später keine Antwort auf diese Fragen.

So wanderte ich in meiner Zelle auf und ab, schaute zum vergitterten Fenster hoch und konnte am Himmelsblau erkennen, dass auch an diesem Tag die Sonne schien. Aber für mich schien sie wieder nur durch die Gitter in meine Zelle, und nicht in der Freiheit, auf die ich so sehr gehofft hatte.

Es wird vielfach behauptet, dass für jeden Gefangenen die ersten Tage hinter Gittern die Schlimmsten seien. Es stimmt, diese Tage sind und waren schlimm, schlimm wegen der Ungewissheit, schlimm wegen der Ohnmacht und schlimm wegen der totalen Abgeschlossenheit. Aber ich musste in späteren Jahren noch oft erfahren, dass es weit Unangenehmeres geben konnte.

Natürlich beginnt jeder unter diesen Bedingungen zu Grübeln, nicht nur, was mit ihm selbst geschieht oder noch geschehen wird, man denkt auch an die Angehörigen und Freunde. 'Wissen diese überhaupt, dass ich inhaftiert bin? Welche Gedanken mögen sie sich machen? Haben meine Freunde meine Mutter benachrichtigt? Und was soll sie nur denken?' Fragen, immer wieder Fragen und keine

Antworten. So verging mein erster Abend in einer Zelle des NKWD in Greifswald in der Domstraße 6/7.

Am nächsten Tag begannen die eigentlichen Verhöre. Es ging in den ersten Tagen immer wieder um das Verbreiten von Flugblättern. Ein Mitstudent wollte angeblich davon gehört haben. Weder der Namen des Denunzianten, wenn es überhaupt einen gab, noch der Ort, an dem es geschehen sein sollte, wurde mir genannt. Auch eine Gegenüberstellung mit dem vermeintlichen Zeugen wurde mir lächelnd verweigert.

„Es ist genug, wenn Ihr Bekannter alles aufgeschrieben hat“, wurde mir geantwortet.

Und ich konnte wieder und wieder nur betonen, von all diesen Dingen nichts zu wissen. So ging es nach der Vernehmung wieder zurück in die Zelle, es hatte sich gegenüber den Vortagen im Grunde nichts verändert. Wieder Gedanken, wieder Zweifel, wieder Hoffnungen. Und immer darauf gewartet, was der nächste Tag bringen würde.

Doch bis zum nächsten Tag brauchte ich oft nicht zu warten, denn einige Male wurde ich bereits am späten Abend erneut zum Verhör geholt. Ich war meist gerade damit beschäftigt, mich zum Schlafen vorzubereiten, da wurde plötzlich, ich hatte vorher keine Schritte auf dem Gang vernommen, die Zellentür geschlossen.

„Dawai! Nix schlafen, nach Kapitän.“ polterte dann ein mir schon mehr oder auch weniger bekannter Posten.

Und erneut ging es über den spärlich beleuchteten Gang zur Eisentür, und wenig später saß ich wieder im Untersuchungszimmer. Einmal blieb ich sehr lange alleine mit dem Posten. Es mag eine Stunde oder noch länger gedauert haben, draußen war es schon stockdunkel, als endlich der Kapitän und sein Dolmetscher erschienen. Ich weiß nicht, ob die Wartezeit als psychologisches Mittel verwandt wurde oder der vernehmende Offizier noch anderweitig beschäftigt gewesen war. Auf jeden Fall wirkte das Warten beunruhigend, denn auch der Wachhabende hatte sich während der ganzen Zeit kaum von seinem Platz gerührt und auch kein einziges Wort gesprochen.

„Warum hast du Flugblätter verbreitet? Von wem hast du die Blätter erhalten? Wem hast du die Flugblätter vorgelesen? Wo hast du die Blätter vorgelesen? Wer hat dir beim Verbreiten geholfen?“

Fragen, immer wieder Fragen, und immer dieselben Fragen. Ich konnte nur ständig neu versichern, dass ich keine Flugblätter gesehen und keine verbreitet hätte, dass mir niemand welche gegeben hätte und dass mir deshalb auch keiner geholfen haben kann.

„Na, gut. Dir hat keiner geholfen. Du hast alles selbst gemacht. Du hast selbst alles geschrieben und selbst verbreitet. Wir wissen alles!“

So ging es weiter und weiter, während ich nur immer wieder meine Unschuld beteuern konnte. Plötzlich dann eine gänzlich anders gerichtete Frage:

„Wo warst du am Dienstag, am Vormittag?“

Ich musste einen Augenblick überlegen. Was sollte diese Frage? Gab es etwa noch eine andere Anschuldigung? Oder wurde der Vortrag, den ich an diesem Tag im Institut gehalten hatte, als Verbreitung eines Flugblattes oder von Flugblättern gewertet? Hatte derjenige, der mich eventuell benannt haben sollte, dies so den sowjetischen Behörden mitgeteilt? Oder hatten die Verantwortlichen denjenigen, der mich beschuldigt haben sollte, vielleicht falsch verstanden? Hatte dieser etwa das Verlesen meines Vortrages als Propaganda angegeben?

„Ich war im Unterricht, im Seminar, den ganzen Vormittag,“ war meine klare Antwort.

„Gut, wir werden prüfen. Und überlege genau! Wenn du alles sagst, was du über Flugblätter weißt, auch von anderen, kannst du nach Hause. Überlege 'seeer seeer' gut.“

Damit war ich für dieses Mal entlassen und konnte in die Zelle zurück. Ein Ratsch-ratsch des Schlüssels, und ich war wieder allein.

Doch wenig später wieder ein Ratsch-ratsch. Noch einmal wurde ich an diesem Abend oder besser gesagt, in dieser Nacht zur Vernehmung gebracht. Nach dem kurzen, mir schon bekannten 'Frage - und - Antwort- Spiel' erhob sich der Kapitän plötzlich. Als er so auf mich zutrat, dachte ich, er würde die Beherrschung verlieren. Doch dann hörte ich nur ein wütendes „Dawai, dawai, nach Zelle!“

So waren mehrere Tage vergangen. Immer der gleiche Gang, der gleiche Raum, die gleichen Fragen und dann wieder die gleiche Zelle. In meinem Innern dabei stets die Fragen: 'Wie lange noch gefangen? Wann hat dies alles hier ein Ende?' Eines Tages mussten doch endlich die erlösenden Worte: 'Dawai, damoj!' erklingen. Ich wusste ja damals noch nicht, dass kaum einer nach kurzer Zeit zu seinen Angehörigen heimkehren konnte, der erst einmal in einer dieser Zellen bei der NKWD saß.

Es mögen sieben oder acht Tage vergangen sein, als plötzlich keine Vernehmungen mehr stattfanden. Es kam der erste, der zweite und auch der dritte Abend. Nichts rührte sich an meiner Tür. Ich fühlte mich in meiner Zelle vergessen. Was war geschehen? Weshalb verhörte man mich nicht mehr? Ich versuchte, von den Kalfaktoren bei der Essenausgabe oder beim Kübelentleeren einiges zu erfahren. Aber niemand konnte mir dazu Genaues sagen. Woher sollten sie auch etwas von meiner Angelegenheit wissen? Lediglich einen Hinweis bekam ich: Wenn ich irgend ein abschließendes Schriftstück unterschrieben hätte, würde demnächst gegen mich Anklage erhoben und ich würde zum Tribunal kommen. Ich hatte aber bis dahin außer den laufenden Protokollen nichts dergleichen unterschrieben. Obwohl ich zwar nie lesen konnte, was tatsächlich in den Schriftstücken stand. Aber niemand hatte bisher von einer Anklage gesprochen. Also, was war los? Worauf musste ich warten? Oder besser, was hatte ich zu erwarten?

Für mich wurde das Leben in der Einsamkeit meiner Zelle immer belastender. Bis auf die wenigen Minuten bei den Essenausgaben oder beim morgendlichen Kübeln sah ich keinen Menschen, geschweige denn, ich konnte mich mit jemand unterhalten. Ab und zu hörte ich, wenn einer meiner Mithäftlinge zum Verhör geholt wurde, das Schlüsselrasseln. Dann wieder erklangen die Schritte der Wächter, die in unregelmäßigen Abständen mit einem Blick durch den 'Spion' die Insassen kontrollierten. Und bei jedem Näherkommen der Schritte hoffte ich, dass dieses Mal meine Zellentür geöffnet würde.

Es musste doch irgendwie weiter gehen, man konnte mich doch hier nicht vergessen haben. Aber nein, vergessen war ich nicht, denn das Essen wurde mir ja jeden Tag in einem Blechnapf gereicht! Solch ein Leben in der Einzelzelle kann sehr zermürbend sein, vor allem, wenn man nicht weiß, was mit einem geschehen wird.

Endlich, nach sieben oder mehr endlos lang erscheinenden Tagen und besonders Nächten erfolgte eine erneute Vorführung.

„Hast du dir alles gut überlegt? Hast du nachgedacht? Was willst du uns heute sagen?“

Ich konnte aber nicht mehr sagen als bisher, und nur irgend etwas zu sagen, um meine Ruhe zu haben, lag mir nicht. Oder vielleicht noch nicht? Denn kaum hatte ich wie bisher geantwortet, da erhob sich der Untersuchungsrichter. Von seinem Tisch nahm er eine Art Gummiknäppel und eine darunter gelegene Zeitung. Meine wenigen Kenntnisse der russischen Sprache ließen mich den Namen 'PRAWDA', zu deutsch: 'Die Wahrheit' erkennen. Ganz gemächlich rollte der Kapitän das Papier um den Knäppel, fasste die Halterung fest und trat auf mich zu. Als er den eingewickelten Knäppel zum Schlage erhob, zuckte ich unwillkürlich zusammen. 'Jetzt werden sie dich dazu zwingen, alles Mögliche zu gestehen', waren meine Gedanken. Aber der Arm senkte sich nicht, der Schlagstock schwebte nur drohend über meinem Haupt.

„Aha, du hast Angst vor der 'Wahrheit'? Los, sprich!“ Und nach einer kurzen Pause: „Wer hat diese vielen Artikel, diesen ganzen Vortrag geschrieben?“

Dabei zeigte er mir ein mehrere Seiten umfassendes Schriftstück, das er vom Tisch genommen hatte. Es war das Manuskript meines Seminarvortrages 'Über die Zukunft des deutschen Volkes'. Wahrheitsgemäß bekannte ich mich zu dem von mir selbst geschriebenen und gehaltenen Vortrag.

„Du, du ganz allein?“ klang die ungläubige Frage von meinem Gegenüber.

Meine Antwort war: 'Ja', und immer wieder ein eindeutiges 'Ja'.

Denn auf die selbständige Ausarbeitung dieses Vortrages war ich stolz, hatte er doch unter meinen Kommilitonen eine große Zustimmung gefunden.

„Nun gut, wir werden sehen. Wir werden alles, jedes Wort, genau übersetzten. Wir werden dann alles noch mal gründlich lesen.“

Mit diesen Worten wurde ich dem Posten, der wie gewohnt draußen gewartet hatte, übergeben und von diesem zu meiner Zelle begleitet. Da war ich nun wieder alleine in meiner Zelle. Hier begann ich nachzudenken, was ich wchl alles in meinem Vortrag geäußert hatte. Und ich überlegte, ob in meinen Darlegungen eventuell etwas gegen die Sowjetunion gerichtet war.

Und wieder wütet unter und die germanische Splitteraxt, und sie heißt Partei!

Unser Deutschland muss ein einiges Land bleiben, es darf nicht gespalten werden. Nur so haben wir eine friedliche Zukunft. Dabei muss auch die Besatzungszeit befristet werden und darf nicht ewig dauern.

Wir müssen mit allen uns zur Verfügung stehenden Kräften dafür kämpfen, dass das Ruhrgebiet deutsch bleibt. Es darf weder französisch noch internationalisiert werden. Das Ruhrgebiet ist für die Wirtschaft eines friedliebenden Deutschlands unbedingt notwendig.

In der Sowjetunion hat man Großraumwirtschaften, Sowchosen und Kolchosen geschaffen, die sehr wirtschaftlich sind. Deshalb ist die Aufteilung aller Güter und großen landwirtschaftlichen Betriebe in dem von der Roten Armee besetzten Teil Deutschlands nicht günstig. Und warum wird in den westlichen Besatzungszonen keine solche Bodenreform durchgeführt?

Wichtig für unsere friedliche und demokratische Entwicklung ist auch, dass sich jeder über alles unterrichten kann und jeder auch seine Meinung überall frei äußern darf. Allerdings können wir uns zur Zeit nicht genügend informieren. Nachrichten können wir nur aus den zentralen Lautsprechern erfahren, da unsere Radios alle abgegeben werden mussten.

Dies waren einige Sentenzen, die mir durch den Kopf gingen. Und so überlegte ich, was von diesen Worten falsch sein sollte. Es war doch eine ehrliche Meinung, die ich vertreten hatte. Oder hatte ich doch etwas 'Schlimmeres' gesagt, ohne mich daran zu erinnern. Es fiel mir aber nichts ein, was mich hätte schuldig machen konnte.

In den folgenden Tagen gab es keine Verhöre und auch sonst für mich nichts Neues. Ich wusste jetzt aber, worauf ich warten musste. Mein Seminarvortrag war als das vermeintliche Flugblatt erkannt worden. Und das Manuskript dieses Vortrages, das der Dolmetscher wohl bisher nur kurz überflogen hatte, und dessen voller Inhalt ihm nicht genügend verständlich war, wurde in diesen Tagen Wort für Wort übersetzt. Und das dauerte und dauerte. Es dauerte über zwei Wochen, zwei lange, sehr lange Wochen.

Der Frühling war längst ins Land gezogen. Doch das wenige, was ich davon aus meinem Zellenfenster erblicken konnte, waren einige Zweige und ein schmaler Streifen des Himmels. Mein Zellenfenster war verblendet, so dass mir dadurch nur ein kleiner 'Spalt Freiheit' zu schauen genehmigt war. Und Freiheit, das war hier für mich jetzt ein Stückchen blauer oder weniger blauer Himmel und die wenigen grünen Zweige jenseits der Gitterstäbe, sonst nichts.

Menschen sah ich in diesen Wochen nur die mir schon bekannten: die Wachhabenden und Schließer, die Kalfaktoren und einmal den Bademeister. Mit einem der Kalfaktoren oder dem Bademeister zu sprechen, war immer ein großes Risiko. Wusste ich doch nie, ob der Betreffende auch 'echt' war, dies heißt, ob er mich nicht denunzierte. Denn jedes Sprechen der Inhaftierten untereinander war strengstens verboten. Und wenn einer der Kalfaktoren gemeldet hätte, dass ich ihn angesprochen habe, wäre ich wahrscheinlich in den Karzer gekommen, in Dunkelhaft bei Wasser und Brot, oder vielleicht sogar für einige Tage ohne Verpflegung. Dieses Wissen hatte man mir bereits vermittelt.

Nur einer der Kalfaktoren, ein im Knastleben 'erfahrener' Häftling, zeigte sich zugänglicher. Zwar hatte

er auch keine Neuigkeiten zu bieten, aber seine Ratschläge, wie ich die Zeit in meiner Einzelzelle sinnvoll verbringen könnte, waren für mich damals Gold wert. Vor allem warnte er mich vor zu vielem Grübeln. Schon außerhalb der Gefängnismauern könnte der Einzelne in dieser verworrenen Zeit wenig ändern, und hier hinter Gittern wäre dies gleich gar nicht möglich. Hier drinnen müsse man nur abwarten und sich der jeweils herrschenden Macht mehr oder weniger geschickt beugen, ohne sich dabei allerdings selbst zu verleugnen.

In diesen Stunden und Tagen, aber vor allem auch in der Nacht, wenn ich nicht einschlafen konnte, begann ich ausgiebig über den Sinn des Lebens, über Gut und Böse, über Recht und Unrecht nachzudenken. Trotz der Hinweise meines erfahrenen Mithäftlings! Ich sagte mir, dass diese Art von Nachdenken ja kein Grübeln ist.

Zunächst versuchte ich es mit einer Selbstanalyse. Was hatte ich bisher in meinem Leben vollbracht, war es nach meiner Meinung gut oder war es böse? War das, was ich getan hatte, immer richtig oder oft auch falsch? Aber was war eigentlich 'Gut', was war eigentlich 'Böse'? Was war Recht, was galt als Unrecht? Und wer entschied letztlich, was Gut und Böse oder Recht und Unrecht ist oder zu sein hat? Diese Fragen bewegten und bewegen mich immer wieder aufs neue.

Doch wie hatte ich mich persönlich in meinem bisherigen Leben verhalten? Wollte ich nicht auch, wie die meisten meiner Mitmenschen, immer das Richtige und Gute tun? Aber war es auch stets gut und richtig, was ich getan?

Wollte ich nicht als junger Bursche mit fünfzehn Jahren das Beste für mein Vaterland, für Deutschland leisten? Wollte ich nicht als Luftwaffenhelfer alles für meine Heimat tun? Musste ich nicht als Deutscher meine Pflicht erfüllen, musste ich nicht mein Vaterland verteidigen? Hatte man mich nicht in diesem Sinne erzogen. Wusste oder ahnte ich damals auch nur, dass dieses Deutschland durch seine Machtgelüste für Millionen Menschen Tod und Elend brachte? Und was war das: 'Deutschland', wer war eigentlich dieses 'Deutschland'?

Waren es nicht zu aller erst die Menschen, die dieses Land bewohnten? Waren es nicht die Kinder und die Greise, die Arbeiter und die Fabrikbesitzer, waren es nicht die Kaufleute und die Käufer, die Schüler und die Lehrer, die Generäle und die Soldaten, waren es nicht die Frauen und die Männer? Sie alle waren Deutsche, waren Deutschland. Und was taten diese Deutschen und was hatten sie getan? Ich wusste es nicht, und weiß es auch jetzt immer noch nicht.

Da waren auch noch die Zigeuner, die bei uns hinterm Tannenkamp gesiedelt hatten und mit denen ich viele Nachmittage und Abende zusammen verbracht hatte. Plötzlich waren einige von ihnen während des Krieges verschwunden, abgeholt und weggebracht worden. Irgendwo sollten sie zur Arbeit eingesetzt werden. Wohin sie tatsächlich kamen, wusste niemand oder wollte niemand wissen. Waren sie nicht auch Deutsche? Gehörten sie nicht auch zum 'Großdeutschen Reich'? Aber galten sie eigentlich als Deutsche? Ich wusste keine Antwort.

Irgendwie hatte 'man' es verstanden, uns Jugendlichen 'unser Deutschland' doch zum 'Heiligtum' zu machen. Ich konnte zwar nicht erklären, wer dieses 'man' war, aber im Rundfunk, in den Zeitungen, der Schule und im 'Jungvolk' hatte 'man' es verstanden, uns ein solches Gefühl zu geben. So zog ich im Alter von fünfzehn Jahren im Februar des Jahres 1944 in diesen Krieg oder besser, ich wurde in diesen Krieg gezogen. Ich erlebte als Luftwaffenhelfer die Bombenangriffe auf Peenemünde, verkroch mich bei den Einschlägen hinter einer Brustwehr am Geschützstand, sah die ersten zerfetzten Leiber von Kameraden! Kameraden, die genau wie ich damals erst fünfzehn oder sechzehn Lenze erlebt hatten. Das war im Spätsommer 1944. Später wurde unsere Batterie nach Ostpreußen in die Nähe von Insterburg verlegt. Als dann Ende 1944 sich die Truppen der Roten Armee Ostpreußen näherten, wurde unser neuer Einsatzort Thorn an der Weichsel. Im Dreieck zwischen Weichsel und Drewenz lag unsere Stellung.

Es kam der Februar 1945. Sowjetische Truppen hatten bei ihrer Mitte Januar begonnenen Offensive bereits Ende des Monats die zur 'Festung' erklärte Stadt Thorn eingeschlossen. Hier sollten wir, so hieß es im 'Führerbefehl', den Vormarsch der Roten Armee stoppen. Doch am 2. Februar kam

überraschend der Befehl zum Ausbruch. Ich war als Luftwaffenhelfer dabei, als unsere Kampfgruppe nach einem kurzen Artilleriebeschuss durch unsere Flakgeschütze die russische Riegelstellung durchbrach. Dann zog sich unser Zug schier endlos, oft auf dem schneebedeckten walddoffenen Gelände von sowjetischen Kampffliegern beschossen, nach Nordwesten in Richtung Fordon. Doch auf dem Marsch erfuhren wir, dass die eigenen Verbände Fordon längst geräumt hatten. So hieß der Befehl, nach Norden in Richtung Kulm/ Schwetz durchzubrechen.

Doch bevor wir die eigenen Stellungen erreichten, musste noch die Weichsel überquert, oder besser gesagt, über- und durchschritten werden. Der Fluss war noch zugefroren, aber über dem Eis stand schon das von Süden heranströmende Schmelzwasser. Bis zu den Oberschenkeln in dem eisigen Nass durchwateten wir über das noch feste Eis den Strom. Schon wenige Stunden nach dem Übergang stießen wir südlich von Schwetz erneut auf eine Abfangstellung der Roten Armee.

Unsere Gruppe sprang zum Angriff auf. Da durchschlug eine wohl aus einem Scharfschützengewehr gut gezielt abgefeuerte Kugel meinen Stahlhelm, streifte noch den Kopf und riss ein Stück meiner Schädeldecke mit. Ich sank in Ohnmacht, und mein einziger und letzter Gedanke in diesem Augenblick war: 'So ist es also, wenn ich sterbe!'

Doch ich starb nicht, ich kam, wie man so sagt, wieder zu mir. Ich empfand keinen Schmerz, fühlte lediglich das Blut. Ich erhob mich, riss mir den Stahlhelm vom Kopf und hielt irgendwie mein Verbandspäckchen auf die Wunde. Ich weiß nicht, was weiter geschah. Aber als ich wieder erwachte, fand ich mich zwischen anderen Verwundeten auf einem Leiterwagen liegend. Später lag ich im Stroh auf einem provisorischen Verbandsplatz.

Aber, so fragte ich mich, was wäre Deutschland für mich gewesen, wenn ich tatsächlich gestorben, für Deutschland in Ehren 'gefallen' wäre, gefallen wie mein Bruder noch Ende Januar 1945 in Kurland? Was hätte dieses Deutschland dann noch für mich bedeutet?

Damals war ich erst sechzehn Jahre alt, oder schon? Und jetzt, kaum ein Jahr danach? Da saß ich hier alleine in einer Gefängniszelle des NKWD, war eingesperrt, weil ich wieder etwas Gutes hatte leisten wollen. Aber war es tatsächlich etwas 'Gutes' gewesen? Wer hatte eigentlich jetzt darüber zu entscheiden?

Ich hatte zu einem mir gestellten Thema meine Gedanken dargelegt, hatte erläutert, wie ich mir ein zukünftiges friedliches Deutschland vorstellte. Ich hatte meinen Mitstudenten Mut machen wollen, für dieses Land zu lernen und zu wirken. Sollte dies etwa etwas Schlechtes gewesen sein? Also, was wollten die sowjetischen Offiziere als

Vertreter der Besatzungsmacht von mir? Weshalb hielten sie mich hier in dieser Zelle fest?

Doch sie hatten wohl die Macht, etwas von mir zu wollen! Aber ob sie auch das Recht dazu hatten?

Was stand mir jetzt bevor? Erneut, und diesmal endgültig das Ende, der Tod? Denn, das hatte ich hier im Gefängnis bereits erfahren, gab es nur drei Möglichkeiten, dem Gefängnis in der Domstraße 6/7 in Greifswald zu entkommen: Entweder konnte eine Entlassung erfolgen oder man erhielt eine Freiheitsstrafe von zehn Jahren mit anschließendem Abtransport in ein Lager in der Sowjetunion. Als Drittes kam dann die Todesstrafe in Betracht mit letzter Fahrt zu einem verborgenen Erschießungsort.

Eine Entlassung aus dem Greifswalder Gefängnis hatte es bisher nicht gegeben, jedenfalls wusste keiner der Mitinhaftierten von einer solchen zu berichten. Daher kam diese günstigste der drei Varianten auch für mich wohl kaum in Betracht, obwohl natürlich eine Hoffnung immer bleibt.

So konnte das Urteil für mich nur lauten: „Zu Zehn Jahren Freiheitsentzug verurteilt!“ oder „Zum Tode verurteilt!“.

Immer wieder fragte ich mich: 'Was habe ich eigentlich verbrochen?' Hätte ich den Vortrag nicht gehalten, hätte ich das Manuskript nicht bei mir gehabt, hätte mich niemand angegeben, irgend jemand musste mich ja benannt haben, hätte, hätte, hätte..., ja, wie wäre dann alles abgelaufen? Wie wäre das Leben für mich dann weiter gegangen?

Nach all dem Furchtbaren, das unter dem Zeichen des Hakenkreuzes der Welt und besonders den Menschen in der Sowjetunion angetan worden war, konnte ich es durchaus verstehen, dass die Besatzungsmacht uns Deutschen gegenüber sehr misstrauisch war. Ich konnte auch verstehen und hielt es sogar für richtig, dass aktive Faschisten von Seiten der Alliierten isoliert und, wenn sie Verbrechen begangen hatten, entsprechend bestraft wurden.

Verstehen konnte ich ebenso, dass einige Jugendliche oder selbst Erwachsene, die noch Waffen behalten hatten, was immer sie damit auch anfangen wollten, bestraft wurden. Denn illegaler Waffenbesitz unter Kriegsrecht wurde von deutscher Seite in den besetzten Gebieten nur mit einer Strafe geahndet: Erschießen! Das wusste ich. Dagegen fielen die Urteile sowjetischer Militärgerichte mit Freiheitsstrafen gegenüber einzelnen Waffenbesitzern relativ milde aus. Anders verhielt es sich allerdings mit Urteilen, wenn den Beteiligten auch gleichzeitig Gruppenbildung vorgeworfen wurde.

Doch all dies traf auf mich nicht zu! Ich hatte keine Waffen besessen, ich war kein aktiver Faschist gewesen und hatte auch kein anderes mir anzulastendes Verbrechen begangen.

Musste ich jetzt, wie bereits einmal als fünfzehnjähriger Flakhelfer, als einer des 'letzten Aufgebots', für Deutschland und die Verbrechen, die in seinem Namen begangen worden waren, 'büßen'? Was war hier Recht, was Unrecht?

War es 'Recht' gewesen, einen Fünfzehnjährigen in den Krieg und fast den Tod zu schicken? Doch die Herrschenden hatten die Macht, und sie nahmen sich das Recht dazu!

War es 'Recht', einen Siebzehnjährigen wegen einer geäußerten Meinung zu inhaftieren und anzuklagen? Doch die Herrschenden hatten die Macht, und sie nahmen sich das Recht dazu!

Über Recht oder Unrecht wurde und wird stets von der herrschenden Macht entschieden! Oder etwa doch nicht? Wo gibt es überhaupt ein Recht, das tatsächlich auch gerecht ist? Und kann es das überhaupt geben?

Und je mehr ich mich in diesen Tagen mit solchen Problemen beschäftigte, desto weniger konnte und wollte ich an ein Recht glauben, das einer Gerechtigkeit entsprach. Nein, nur die Macht schien und scheint zu zählen. Und wer die Macht hatte oder hat, bestimmte und bestimmt, wer auf der 'richtigen' und wer auf der 'falschen' Seite steht, denn gleich ist niemals gleich!

„Quod licet Jovi, non licet bovi!“ oder „Was Jupiter erlaubt ist, ist dem Ochsen noch lange nicht erlaubt!“ pflegte bereits mein Lateinlehrer immer zu sagen, wenn die Lehrer oder andere Menschen etwas tun durften, was dagegen den Schülern oder auch wieder anderen Menschen verboten war oder wurde.

Mit diesen Gedankengängen, man kann es auch 'Philosophieren' nennen, begleitete ich mein ganzes 'gewöhnliches' Leben, oder besser gesagt, mein Überleben in der Haft.

Mein mit dem Daumennagel in die Zellenwand geritzter Strichkalender verzeichnete bereits die ersten Tage im Monat Mai, als die Vernehmungen wieder aufgenommen wurden. Ich war sehr überrascht, und eine neue Hoffnung keimte auf, denn der Untersuchungsrichter begann diesmal mit persönlichen Problemen. Es ging dabei um meine Schulzeit, meine Ausbildung und um Eltern, Geschwister und Verwandte. Als ich erwähnte, dass mein Vater seit dem Spätherbst des vergangenen Jahres irgendwo interniert sei, verfinsterte sich zwar seine Miene, aber er äußerte sich nicht. Dass ich ihm den Aufenthaltsort meiner einen Schwester nicht nennen konnte, fand er weiter nicht ungewöhnlich. Es verleitete den Kapitän sogar zu der Bemerkung: „Viele Menschen, auch in der Sowjetunion, wissen heute nicht, wo ihre Angehörigen sind, das ist eine Folge des faschistischen Krieges.“ Die Mitteilung über den Tod meines Bruders, der erst im Januar 1945 gefallen war, schien sogar ein gewisses Mitgefühl in meinem Gegenüber zu wecken. Der Dolmetscher dagegen verhielt sich bei diesem Gespräch jedoch äußerst reserviert und übersetzte lediglich sehr sachlich.

Plötzlich sprach der Kapitän selbst ein zwar gebrochenes, aber durchaus verständliches Deutsch. Ich zuckte bei seinen ersten Worten direkt zusammen. Bisher hatte er also alles ohne die Hilfe des Dolmetscher verstanden und deshalb auch oft sehr schnell auf meine Antworten reagieren können.

Er erzählte, ja, so muss ich es nennen, von sich und seiner Familie. Sein Heimatort war Stalingrad, das frühere Zarizyn. Dort hatte er bis zum Überfall durch die Deutschen auf die Sowjetunion mit seiner Familie gelebt. Während er selbst dann in der Roten Armee gedient und gekämpft hatte, war seine ganze Familie, seine Frau und seine zwei Kinder, bei den schweren Kämpfen in Stalingrad umgekommen. Und da es in Rußland sehr viele Bürger mit dem Namen 'Iwanow' gäbe, wisse er zur Zeit noch nicht einmal, ob noch irgendwo Verwandte von ihm lebten.

Dann kam er jedoch unvermittelt zur Sache, zu meinem Vortrag. In seinem Auftrag hatte der Dolmetscher wieder das Wort. Durch meine Darlegungen vor den Studenten hätte ich 'feindliche Propaganda gegen die Alliierten' betrieben, hörte ich ihn in scharfen Worten.

Dann las er mir einzelne Sätze wörtlich vor:

„Wir müssen mit aller Kraft dafür kämpfen, dass das Ruhrgebiet deutsch bleibt“, hast du gesagt.“
Pause!

„Das ist Aufruf zum Kampf gegen die Besatzungsmacht!“ Wieder Pause!

„Und du wolltest doch damit sagen: 'Wir müssen mit allen Mitteln dafür kämpfen, müssen dafür kämpfen'? Ist das etwa nicht ein Aufruf zum bewaffneten Kampf?“

Ich war geschockt!

Dann versuchte ich zu erläutern, was ich mit meiner Aussage gemeint hätte. Ich erklärte, dass sich die westlichen Verbündeten und besonders Frankreich dafür einsetzten, dieses Gebiet zu einer internationalen Zone zu machen und von Deutschland abzutrennen. Und ich versuchte zu begründen, wie wichtig das Ruhrgebiet für die wirtschaftliche Entwicklung eines künftigen und friedlichen Gesamtdeutschlands sei.

„Ich habe nie und niemand zum Kampf gegen die Besatzungsmacht aufgerufen, das müssen sie mir glauben.“

Ruhig und gelassen hatten beide zugehört, sie hatten mich nicht ein einziges Mal unterbrochen. Meine Äußerungen waren aber anscheinend auf taube Ohren gestoßen. Ich hörte nur den Satz:

„Du hast gesagt: 'mit aller Kraft dafür kämpfen', das ist Aufruf zum bewaffneten Kampf gegen die Alliierten!“

Und dieser Satz wurde wieder und wieder hervorgekehrt und immer neu als 'Aufruf zum Kampf gegen die Besatzungsmacht' ausgelegt.

Ich konnte sagen, was ich wollte. Alle meine Argumente und Beteuerungen, dass ich auch gegen keinen Verbündeten der Sowjetunion gesprochen, geschweige denn zum Kampf aufgerufen hätte, ließen den Kapitän ungerührt. Für ihn schien schon alles geklärt, ich hätte reden können, soviel und was ich auch immer gewollt hätte.

„Agitatoren sind besonders gefährlich“, wurde mir durch den Dolmetscher zu verstehen gegeben. „Sie hetzen das Volk gegen die Besatzungsmacht auf.“

Am Schluss dieses Verhörs wurde mir dann die offizielle Anklage verkündet: „Aufruf zum bewaffneten Kampf gegen die Besatzungsmacht! zu verurteilen nach § 58, Absatz 10 des sowjetischen Strafgesetzbuches.“

„Das ist gleichzeitig eine nationalistische und faschistische Meinungsäußerung,“ fügte der Kapitän noch hinzu.

§ 58, Absatz 10

Antisowjetische Propaganda und Agitation

Propaganda und Agitation, die den Aufruf enthalten, die Sowjetmacht zu stürzen, zu untergraben oder einzelne konterrevolutionäre Verbrechen zu begehen; ebenso die Verbreitung oder Herstellung oder Aufbewahrung von Literatur diesen Inhalts, wird bestraft mit

Freiheitsentzug für die Zeit von nicht weniger als 6 Monaten.

Werden dieselben Handlungen ausgeführt während Massenunruhen oder unter Ausnutzung von religiösen oder nationalen Vorurteilen der Massen, oder während eines Krieges, oder in Ortschaften, in denen der Kriegszustand erklärt worden ist, wird bestraft mit

Maßnahmen des sozialen Schutzes, die in § 58, Absatz 2 dieses Kodex

Aufgezählt sind (Festlegungen vom 6.6.1927)

Diese ziehen nach sich

schwerste Maßnahmen des sozialen Schutzes

Erschießung oder

Erklärung zum Feind der Werktätigen, verbunden mit Vermögenseinzug

Aberkennung der Staatsangehörigkeit der Unionsrepublik und damit der

UdSSR und dauernde Verweisung aus dem Gebiet der UdSSR.

Bei vorliegen mildernder Umstände

ist die Herabsetzung bis Freiheitsentziehung nicht unter drei Jahren,

verbunden mit völliger oder teilweiser Vermögenskonfiskation zulässig.

6.6.1927 Gesetz Nr. 49 / Artikel 330

Mit dieser Anklage im Ohr durfte ich in die Zelle zurück, allein gelassen mit meinen Gedanken. Allein gelassen mit dem Wissen, dass es bei einer solchen Anklage durch das Militärtribunal wohl nur ein Urteil geben würde: TOD DURCH ERSCHIEßEN!

Die folgenden Tage waren für mich die furchtbarsten und nervenzehrendsten meiner gesamten Haftzeit. Nicht die weiteren Vernehmungen, nicht ihre Art und Weise, nicht die Umstände der Haft in der Einzelzelle belasteten mich so sehr, wie diese Anklage. Immer und immer wieder hörte ich die Worte des Dolmetschers. Selbst wenn ich in der Nacht erwachte, klang mir das 'Aufruf zum bewaffneten Kampf gegen die Besatzungsmacht' im Ohr.

Bei den weiteren Verhören wollte man unter anderem von mir wissen, wer mich beim Schreiben des Vortrages beraten oder mich zu solchen Äußerungen angestiftet hätte. Da ich jedoch weder Mitwisser noch Mittäter hatte, konnte ich auch niemand benennen. Selbst nach denjenigen, die während meines Vortrages im Seminar besonders auffällig Beifall bekundet oder Zustimmung gezeigt hätten, wurde geforscht.

Ob der Untersuchungsrichter mir geglaubt hat oder nicht, ich weiß es nicht. Zu meinem Glück war nach einigen ähnlichen Fragen dieses Kapitel der Vernehmung abgeschlossen, ohne dass ich besonders bedrängt worden war.

Später erfuhr ich von entsprechenden Nachforschungen am Institut in Greifswald. Aber dort hatte sich scheinbar niemand mehr erinnern können oder vielleicht auch nur nicht wollen. Jeder meiner ehemaligen Mitstudenten wusste doch inzwischen genau, was alleine schon ein bloßes 'Erinnern' für den Einzelnen hätte bedeuten können.

Mein Schicksal hatte sich schnell unter den Studenten herum gesprochen. Und selbst demjenigen, der einmal meinen Namen genannt haben musste, schien der Mut zu weiteren Äußerungen vergangen. Denn solche Mitmenschen, die einmal falsche oder in Einzelfällen vielleicht auch zutreffende Anschuldigungen gegen andere erhoben hatten, galten selbst bei der Besatzungsmacht als unangenehme Zeugen und waren nicht besonders beliebt.

Ich lernte in Laufe meiner Haftzeit einige solcher Denunzianten kennen, die von sowjetischen

Militärtribunalen wegen ihrer falschen Aussagen oder einer anderen, dann gegen sie gefundenen oder erfundenen Verfehlung, selbst verurteilt worden waren.

Während der weiteren Verhöre wurden noch einzelne Fragen zu anderen inhaltlichen Punkten meines Vortrages gestellt. So gefielen zum Beispiel dem Untersuchungsrichter meine negativen Aussagen zur Bodenreform nicht. Meine Begründung, dass landwirtschaftliche Großbetriebe doch bedeutend produktiver seien als kleinere Wirtschaften, und dass dies die Staatsgüter und Genossenschaften in der Sowjetunion beweisen, war für ihn kein Argument. Mir wurde erklärt, ich hätte mit meinen Darlegungen gegen die Bodenreform Agitation betrieben, und damit nur Unruhe und Unsicherheit gestiftet. Somit war man wieder bei der Beschuldigung der antidemokratische Propaganda.

Aus jedem Satz in meinem Vortrag konnte so ein neuer Vorwurf, ein neuer Anklagepunkt 'herausgelesen' werden. Immer mehr mich 'Belastendes' wurde gefunden. Selbst Radek, ein führender Kommunist der zwanziger Jahre und wichtiger Verbindungsmann Lenins zu den deutschen Kommunisten, den ich zitiert hatte, wurde zu einem Zeugen gegen mich. Hatte ich doch damals keine Ahnung, dass derselbe Radek in den dreißiger Jahren in der Sowjetunion unter Stalin in Ungnade gefallen, verurteilt, nach Sibirien verbannt und dort später umgekommen war.

All diese neuen Beschuldigungen erschienen mir jedoch nicht mehr wichtig, denn es blieb das Damoklesschwert mit dem Hauptanklagepunkt: 'Aufruf zum bewaffneten Kampf gegen die Besatzungsmacht'.

Selbst meine relativ korrekten Vernehmungen konnten mich nicht zu falschen Vorstellungen über meine Zukunft verleiten. Ich führte die einigermaßen vernünftige Behandlung darauf zurück, dass das Beweismaterial für meine angebliche Schuld schriftlich vorlag. Daran gab es ja auch nichts zu deuteln. Und das reichte! Den Versuch, mich mit anderen Personen in Verbindung zu bringen, hatte man zwar unternommen, aber nach kurzer Zeit, aus welchem Grund auch immer, wieder aufgegeben.

Etwas Besonderes oder Zusätzliches brauchte man während der dreimonatigen Untersuchungszeit anscheinend nicht unbedingt aus mir 'herausholen', mit welchen Mitteln es auch immer hätte geschehen können. Die vorliegenden Untersuchungsergebnis schien für die Anklage und eine daraus resultierende Aburteilung auszureichen.

Nachdem ich auch das Abschlussprotokoll unterschrieben hatte, weshalb hätte ich mich weigern sollen, mein Vortrag war da und daran gab es, wie bereits gesagt, nichts zu deuteln, wurden die Verhöre Ende Mai beendet.

Es begann wieder eine Zeit des Wartens, dieses Mal auf das Erscheinen des Militärtribunals und dessen Urteilsspruch.

Zwischen dem Abschluss der Vernehmungen und dem Gerichtstermin lag Anfang Juni mein Geburtstag, ich wurde achtzehn Jahre, also volljährig. Nach deutschem Maßstab hatte ich demnach mein 'Verbrechen' noch als unmündiger Jugendlicher begangen. Nach sowjetischem Recht allerdings, ich erfuhr davon erst später, war jeder Bürger bereits mit dem zwölften Lebensjahr voll strafmündig. Ein entsprechende Altersfestlegung für Strafmündigkeit gibt es ebenfalls in den Vereinigten Staaten von Amerika, es ist und war also nicht nur eine Rechtspraxis in der UdSSR.

Es mutet wie ein Zufall an, dass dieses Gesetz der UdSSR gerade an einem sechsten Juni beschlossen wurde, und zwar im Jahr 1927, genau ein Jahr vor meiner Geburt. Und es war das Strafgesetz, in dem der Paragraph 58, Absatz 10 enthalten war, nach dem auch ich Ende Juni verurteilt werden sollte.

So feierte ich 1946 erstmals meinen Geburtstag in einer Gefängniszelle.

Äußerlich verlief der Tag genau so monoton wie die vielen anderen in der Einzelhaft. Am Morgen brachte der Kalfaktor die übliche Frühmahlzeit, bestehend aus einem aus Wasser, Grütze und etwas Fett hergestellter Brei und einem Stückchen Brot. Mit einer großen Kelle füllte er die Pampe aus einem Eimer in eine Blechschüssel und reichte mir noch einen Holzlöffel.. Die Schüssel mit dem Löffel musste nach dem Essen wieder rausgestellt werden. Außerdem gab es noch einen Napf mit Trinkbarem, halb Kaffee, halb Tee, nicht immer genau definierbar.

Wenig später, an den meisten Tagen geschah es bereits vor dem Frühstück, erschien erneut der Schließer und begleitete mich zum Entleeren des Kübels. Dieses geschah stets im Keller. Auf dem Wege dorthin schaute ich mich um, ob ich irgendwo einen Mithäftling entdecken würde, doch an diesem Tage sah ich wie an vielen anderen niemand.

Mehrmals öffnete sich auch an diesem Tage noch der 'Spion', und der Posten gönnte sich einen kurzen Kontrollblick in die Zelle. An diese Störungen hatte ich mich bereits gewöhnt, selbst wenn es in der Nacht klickte. Ich empfand dieses Geräusch und die Bewegung am Spion manchmal sogar als eine Abwechslung in der Eintönigkeit des Zellenlebens. Oft wurde jedoch von den Wachhabenden bewusst mit dem Verschluss geklappert und am Riegel geschoben, um den Gefangenen zu verunsichern.

Beschlossen wurde dieser Tag mit der Ausgabe der Abendmahlzeit, es gab wieder eine Portion 'Kascha', wie die Rotarmisten ihren Grützebrei liebevoll nannten. Brot gab es am Abend jedoch nicht. Wenig später hallte dann der Ruf 'Otbeu! 'Nachtruhe!' durch den Gefängnistrakt. Doch, obwohl Ruhe geboten worden war, erklang bald das Gerassel von Schlüsseln und das Zuschlagen von Türen, denn auch in dieser Nacht fanden Verhöre statt.

In den gewohnten Ablauf des Tages und der beginnenden Nacht drängten sich natürlich viele Gedanken. Ich erinnerte mich an frühere Geburtstage, die ich im Tannenkamp in Freiheit gefeiert hatte. Ich dachte an Freunde und Bekannte, vor allem aber an die Geschwister und meine Eltern. Wo mochte sich mein Vater jetzt aufhalten, der im Herbst erneut 'abgeholt' worden war? Ob er schon wieder entlassen war, wie Anfang Juni im vergangenen Jahr? Damals war er doch nur vier Wochen von der Roten Armee festgehalten worden. Oder, was tat meine Mutter, die sich ohne männliche Hilfe ganz alleine durchschlagen musste? Außerdem hatte sie sich um unsere Oma zu kümmern, die im Herbst 1944 aus Ostpreußen evakuiert und zu uns nach Wolgast gezogen war.

Trotz all dieser vielen Gedanken, der guten und auch nicht so guten Erinnerungen, das Denken an mein eigenes Schicksal, meine eigene Zukunft bewegten mich immer wieder. Was würden die nächsten Tage oder Wochen bringen, was hatte ich Ende Juni zu erwarten? Denn wie ich erfahren hatte, fanden hier die Gerichtstage immer gegen Ende des Monats statt. Das Militärtribunal, denn durch ein solches wurden die Urteile gesprochen, kam dann aus Schwerin, der neuen Landeshauptstadt, nach Greifswald. Ich wünschte mir, zu diesem Termin Ende Juni auch endlich mein Urteil zu erhalten und nicht noch länger in der zehrenden Ungewissheit zu leben.

Dabei hoffte ich natürlich immer noch und immer wieder, bei der bestehenden Anklage doch vielleicht nur zu zehn Jahren Arbeitslager verurteilt zu werden. Denn sonst...? Es wäre wohl mein letzter Geburtstag...! Ich wollte und durfte einfach nicht weiter denken!

Aber auch dieser Tag verging wie die vielen anderen vorher, doch die quälenden Gedanken wichen nicht aus meinem Sinnen.

Endlich, es war der 27. Juni 1946, ein Donnerstag, kam für mich die Stunde des Tribunals.

Die Verhandlung fand in einem 'Gerichtssaal' in der Domstraße 6/7 statt. Ich wurde über die mir schon bekannten Gänge zu diesem Saal geführt und musste vor der Tür einige Zeit warten. Endlich aufgefordert zum Eintreten, ging ich in den Raum.. Dort befanden sich bereits die Mitglieder des sowjetischen Militärtribunals. Bis der Posten den Raum verlassen hatte, hatte ich Zeit, mich kurz umzusehen.

Hinter einem längeren Tisch saßen drei Uniformierte, von denen ich zwei als Offiziere erkannte. Der Dritte schien seinem T auf den Schulterstücken nach Sergeant zu sein. Diese Drei bildeten das eigentliche Gericht. Ein weiterer Offizier hatte an der Stirnseite Platz genommen. Es war, wie sich später zeigte, der Militärstaatsanwalt, bei den sowjetischen Behörden 'Prokurator' genannt. Er trug später auch die Anklage vor. Ihm gegenüber saß der Dolmetscher. Irgendwo befand sich auch ein Protokollant, der kurz danach hinter dem Dolmetscher auftauchte.

Der Vorsitzende, er hatte seinen Platz in der Mitte des Dreigestirns, eröffnete anscheinend die 'Verhandlung'. Denn er sprach russisch etwas, das ich jedoch nicht verstehen konnte, und der

Dolmetscher übersetzte auch nichts. Danach verlas der Prokurator die Anklage, die vom Dolmetscher Satz für Satz übersetzt wurde. Es hieß darin kurzgefasst: 'Sie werden angeklagt, zum Kampf gegen die Besatzungsmacht aufgerufen und nazistische Propaganda und Agitation betrieben zu haben'. Mit mehreren Sätzen aus meinem Vortrag wurde diese Anklage begründet.

Dann forderte der Vorsitzende von mir eine kurze Stellungnahme zu der Anklage. Bevor ich meine Antwort formulierte, gingen mir noch die soeben gehörten Worte durch den Kopf. Hatte ich da richtig gehört? Von einem 'bewaffnetem' Kampf war nicht gesprochen worden. Oder hatte ich mich etwa nur verhört? War es möglich, dass die vom Untersuchungsrichter mir gegenüber erhobene Anklage vielleicht geändert worden war? Oder war es lediglich nur ein Fehler bei der Übersetzung gewesen?

Da es bei den sowjetischen Gerichten in Greifswald keinen Verteidiger gab, musste ich selbst versuchen, so gut wie möglich meine Unschuld zu beweisen. Dies schien bei allen Verhandlungen vor Militärtribunalen der sowjetischen Besatzungsmacht so üblich zu sein. Nur bei öffentlichen Verhandlungen wurden anscheinend Verteidiger zugelassen.

Ich beteuerte also vor dem Gremium meine Unschuld. Ich betonte, dass ich niemals und niemanden zum Kampf gegen die Besatzungsmächte aufgerufen hätte und es nie meine Absicht gewesen wäre, feindliche oder nazistische Propaganda zu betreiben.

Dem Staatsanwalt schienen meine Worte zu gefallen, denn er lächelte sogar, während ich sprach. Aber meine Menschenkenntnis war zu diesem Zeitpunkt noch zu wenig entwickelt. Deshalb war auch meine Schlussfolgerung aus seinem Lächeln, dass die Verhandlung einen guten Ausgang nehmen würde, falsch. Denn kaum hatte ich geendet, äußerte er sich sinngemäß: 'Ja, sie haben nicht die Absicht gehabt, aber es trotzdem getan. Sie haben es getan, sie haben ihre Mitstudenten zum Kampf aufgerufen und haben Propaganda betrieben'.

Was sollte ich weiter sagen? Meine Worte im Vortrag wurden auf jeden Fall so ausgelegt, wie es in der Anklage stand. Ich entgegnete trotzdem nochmals: Ich hätte meiner Meinung nach nicht Unrechtes getan und gegen niemand agitiert. Aber wieder nur ein: 'Ja, das ist ihre Meinung', wobei die Betonung des Prokurators auf dem Wort 'ihre' lag. Mir wurde dabei klar, auch das Gericht teilte die Meinung des Anklägers.

Es war also zwecklos, auf weitere Fragen noch zu antworten. Nur als man mich aufforderte, vor der abschließenden Beratung des Gerichts ein letztes Wort zu sagen, betonte ich nochmals meine Unschuld. Die Übersetzung meiner Worte wurde von allen Anwesenden mit einem Schmunzeln quittiert.

Die Verhandlung hatte keine zehn Minuten gedauert, als der Posten wieder herein gerufen wurde. Der Dolmetscher teilte mir mit, dass das Militärtribunal der 5. Stoßarmee jetzt über das Urteil berät und ich den Saal verlassen müsse. Vor der Tür durfte ich unter Bewachung diese 'Beratung' abwarten.

Das Warten dauerte wenig länger als eine oder zwei Minuten, mir kam es aber wie eine nicht enden wollende Zeit vor. Waren es für mich doch viele, viele Sekunden, in denen über meinen Tod oder mein Weiterleben entschieden wurde. Selbst die gutmütig und mitleidig wirkende Art des älteren Wachtposten, der ähnliche Situationen sicher schon oft erlebt hatte und mich beruhigen wollte, konnte an meiner Erregung nichts ändern. Die innere Anspannung war einfach zu groß!

Dann öffnete sich die Tür, und ich durfte wieder in den Gerichtssaal, um stehend das für mich bestimmte Urteil zu hören. Ein Urteil, das schon festgestanden haben muss, bevor die kurze 'Gerichtsverhandlung' überhaupt begonnen hatte. Denn so schnell wäre es in keinem Fall zu formulieren und schon gar nicht zu schreiben gewesen.

„Sie, Wichmann, Karl Wilhelm, geboren 1928 in Stadt Wolgast, zuletzt wohnhaft in Greifswald, Stralsunder Straße 13, Student am Pädagogischen Institut in Greifswald, werden nach § 58, Absatz 10 des Strafgesetzbuches der Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken wegen Agitation und Propaganda sowie nationalistischer Meinungsäußerung zu einer Freiheitsstrafe...“ 'Freiheitsstrafe, also nicht zum Tode verurteilt', war mein einziger Gedanke Freiheitsstrafe von zehn Jahren, zu verbüßen in einem Arbeitserziehungslager in der Sowjetunion, verurteilt. Das Urteil ist rechtskräftig und unwiderruflich!“

Es folgten noch einige Sätze, warum und weshalb, aber die nahm ich kaum noch wahr. Erst ein „dawai!“ trieb mich aus dem Saal.

Es war vorbei! Ich blieb am Leben!

Ich verließ den Raum. „Zehn Jahre“, sagte ich zu dem Posten und zeigte ihm meine zehn Finger. „Zehn, dezet, Zehn, dezet!“ wiederholte ich und freute mich dabei.

'Zehn Jahre Freiheitsentzug' und sich trotzdem freuen können, kaum fassbar für jemanden, der so etwas nicht selbst erlebt hat. Es war die Freude darüber, dass nicht das Allerschlimmste eingetreten war, die Freude über das 'Am- Leben-bleiben', jedenfalls fürs erste.

Noch auf dem Gang zur Zelle, als ich zufällig einigen Mitgefangene begegnete, achtete ich nicht auf das Sprechverbot und teilte ihnen das soeben erhaltene Urteil freudig mit. Ich bemerkte bei einigen Mitfreude, während andere nur verstört blickten.

Selbst der Wachhabende klopfte mir fast freundschaftlich auf die Schulter, und mit einem: „Du gut leben in Rußland, musst gut arbeiten und bald damoi!“ schloss er meine Zellentür.

Mit dem Urteilsspruch hatte sich das Verhältnis zu den Schließern verändert. Jetzt war der Häftling ein Verurteilter, und mit dem durfte man sogar Mitleid haben. Solange jedoch jemand noch in Untersuchungshaft war, konnte man ihm nicht trauen.

Dann war ich alleine in meiner Zelle, alleine, ohne mit jemandem sprechen zu können. Und bald kam die niederdrückende Ernüchterung. Das anfängliche Glücksgefühl wich nach und nach dem Nachdenken über das 'Zehn Jahre lang eingesperrt sein'. Zehn lange, lange Jahre, das waren 120 Monate, das waren 520 Wochen, ja, das waren 3650 Tage. Aber es gab noch drei Schaltjahre, also 3653 Tage und Nächte hinter Gittern und Stacheldraht. Was für eine schier endlose Dauer, kaum vorstellbar, wenn man am Anfang dieser Zeit steht?

Ich war siebzehn Jahre alt gewesen, als man mich verhaftete, ich würde erst wieder in Freiheit gelangen, wenn ich siebenundzwanzig Jahre alt wäre. Wie würde sich mein Zuhause, meine Stadt verändert haben? Was würde bis dahin aus meinen Eltern und Geschwistern geworden sein? Und um das dann zu erleben und zu erfahren, müsste ich diese zehn Jahre als Strafgefangener irgendwo im weiten Russland erst überhaupt einmal überstehen.

Diese entmutigenden Gedanken waren noch nicht zu einem Ende gebracht, als erneut meine Zellentür aufgeschlossen wurde. „Dawai, schnell, alle Sachen!“ gebot mir der Posten. Mir blieb keine Zeit zum Nachdenken, wohin es jetzt wohl gehen sollte. Eilig warf ich alle meine Habseligkeiten in den Mantel, packte ihn am Kragen und an den Schoßzipfeln, schaute mich um, ob ich auch nichts liegengelassen hätte und schwang mir das Bündel auf den Rücken. So verließ ich die Zelle, die drei Monate meine 'kostenlose Unterkunft' gewesen war.

Nun ging es die Treppe hoch zum oberen Flur und dann nach links. Vor der letzten Tür auf dieser Etage hielt der Wachhabende, öffnete sie und ich sah mein neues Quartier: eine Gemeinschaftszelle, die Zelle Nr. 16.

90 Tage Einzelhaft lagen hinter mir. Es begann ein neuer Abschnitt in meiner Haftzeit. Ich war von diesem Tage an nicht mehr alleine.

Endlich konnte ich wieder mit anderen Menschen sprechen, ohne bei jedem Wort ängstlich um mich zu schauen. Ich ahnte ja damals noch nicht, dass selbst unter den Mitgefangenen Denunzianten sein konnten, und ich weiterhin mit meinen Äußerungen vorsichtig sein musste.

Die neue Zelle war etwa acht Meter lang und vier Meter breit.. Sie hatte mehrere, im oberen Teil etwas gerundete Fenster. An der Fensterseite befand sich eine Doppelstockpritsche aus Holzbrettern, die kaum einen Hobel gesehen hatten. Ich bekam vom Zellenältesten einen Platz an der Außenwand auf der oberen Liegefläche zugewiesen. Dieser Platz wurde stets den Neulingen eingeräumt, weil besonders von hier aus, wie ich später erst erfuhr und auch selbst bemerkte, die Wanzen in der Nacht ihre Exkursionen unternahmen. Gleichzeitig wurde mir auch eine Essenummer zugeteilt, es war für mich als der Neuzugang natürlich die letzte.

Kaum war dies geschehen, und ich hatte mein Bündel noch nicht einmal richtig auf meinen Platz befördert, begann schon das große Fragen. Nachdem ich Namen und Woher und Weshalb genannt hatte, musste ich ausführlich über meine bisherige Haft und die Art und Weise der Verhöre berichten. Einige zeigten sich erstaunt über die relativ gute Behandlung, die mir zuteil geworden war. Natürlich interessierte auch das Urteil, aber mir schien, dass dieses den Zelleninsassen bereits bekannt war. Nein, genau gewusst hatte es zwar niemand. Da es aber in dieser Zeit in Greifswald ja nur zwei Urteile gab, und da die Todeskandidaten in Einzelhaft auf dem unteren Flur blieben, konnte ich nur die sonst üblichen 'Zehn Jahre' erhalten haben.

Die neue Zelle lag mit den Fenstern nach Süden, während ich aus meiner bisherigen Zelle nur in Richtung Westen gen Himmel schauen konnte. Von meinem jetzigen Platz auf der oberen Pritsche war es mir sogar möglich, über den Gefängnishof und die Mauer bis zum Stadtwall sehen. Es war ein kleiner Blick in die Freiheit, den ich hier, wenn ich mich aufrichtete, genießen konnte. Seit langer Zeit schaute ich wieder auf das Grün der Bäume. Selbst die Passanten auf dem Wall konnte ich beobachten. Natürlich musste man beim Herausschauen aus dem Fenster immer aufpassen, um nicht vom einem Posten vom Hof oder vom Spion aus gesehen zu werden.

Gelegentlich entdeckten einige von uns unter den auf dem Wall Vorbeigehenden auch Bekannte. Dann wurde selbstverständlich versucht, sich in irgend einer Weise bemerkbar zu machen. Aber nur wenige der Vorübereilenden blickten verstohlen zu unseren Fenstern herüber, wahrscheinlich ahnten die meisten von unserem Dasein hinter den Gitterstäben nichts. Und diejenigen, die etwas wussten oder selbst Angehörige hinter Gefängnismauern hatten, trauten sich kaum, einen Blick in unsere Richtung zu werfen.

Trotzdem hatte ich eines Tages auch Glück! Zwar waren schon einige Male Kameraden vorbeigegangen, aber eine Verständigung mit ihnen war nie zustande gekommen. Entweder hatte man mich nicht erkannt oder meine vorsichtigen Zeichen gar nicht erst wahrgenommen. Endlich klappte es doch einmal!

Helmut Koschinski, ein Mitstudent und alter Bekannter aus Wolgast, schlenderte auf dem Wall auf und ab und lehnte sich dann an einen der Bäume. Er tat so, als müsse er seinen Schuh schnüren, schaute dabei aber zu unseren Fenstern herüber. Mit einem kurzen Winken machte ich mich bemerkbar, und ein Nicken seinerseits zeigte mir, dass er mich erkannt hatte. Jetzt war es meine Aufgabe, eine Verständigung herzustellen und eine Nachricht zu übermitteln sei?

Rufen konnte ich nicht, dann hätten die Posten auf dem Hof sofort Alarm geschlagen und ich wäre unweigerlich in den Karzer gewandert. Vielleicht hätte ich damit sogar meinen Freund gefährdet. Papier oder Pappe in entsprechender Größe, um Buchstaben darauf malen zu können, gab es auf der Zelle nicht. Die einzige Möglichkeit war: Es musste gemorst werden. Doch weder ich selbst noch sonst einer der Mithäftlinge in der Zelle beherrschten das Morsealphabet. Und ob es Helmut aus seiner Armeezeit überhaupt noch kannte und beherrschte, wusste ich auch nicht.

So blieb uns zur Verständigung nur eine einfache, aber sehr langwierige Methode: Das ABC hat bekanntlich 26 Buchstaben, also wurde jedem Buchstaben in seiner Reihenfolge eine Zahl zugeordnet: A=1, B=2 und so weiter bis Z=26. In dieser Form wurde mit dem Heben der Hand über den Fensterrand 'gefunkt'. Und bei meinem Partner hatte es nach ersten Irritationen auch 'gefunkt'. Sechszwanzig Mal hob ich die Hand für das 'Z', fünfmal für das 'E', achtmal für das 'H', und so weiter und so weiter, bis meine 'Zehn Jahre' angezeigt waren.

Diese ABC-Methode wurde in der Haft auch später noch sehr oft als Klopfzeichen angewandt, wenn keine andere Form der Verständigung möglich war.

Während der ganzen Zeit meiner 'Unterhaltung' mit meinem Freund beobachtete ein Mithäftling den Hof und den dortigen Posten und ein weiterer deckte den Spion ab, damit von dort ebenfalls keine Gefahr drohte. Mein Freund auf dem Wall war gleichfalls sehr vorsichtig und schaute sich mehrmals nach links und rechts um.

Nachdem er meinen ersten Funkspruch verstanden hatte, fragte er in gleicher Weise nach dem „Warum?“ Bevor ich jedoch meine Antwort beenden konnte, wurde der Kontakt abgebrochen, denn auf dem Wall waren zu viele Passanten erschienen. Keiner konnte ja wissen, ob nicht ein 'guter

Freund' unter den Vorbeigehenden war.

In den folgenden Tagen bis zu meinem Abtransport zeigte sich leider keine Gelegenheit mehr zu einer erneuten 'Unterhaltung' mit einem auf dem Wall Vorübereilenden, obwohl bei jeder passenden Gelegenheit Ausschau gehalten wurde.

Das Leben auf dieser Gemeinschaftszelle bot aber auch so jeden Tag und jede Nacht seine eigenen Abwechslungen.

Eine besondere Zeremonie war die tägliche Essenausgabe und vor allem die Esseneinnahme. Es begann bereits mit dem Klappern der Kübel auf dem Flur. Das Schließen der Türen und das Auf- und Zuriegeln kamen näher und näher. Es war Essenausgabe. Jetzt mussten alle Zelleninsassen an den Pritschenrand zurücktreten, nur der Zellensprecher durfte in der Nähe der Tür verbleiben. Und erst nachdem sich der Posten durch einen Blick durch den Spion von unserem richtigen Verhalten überzeugt hatte, wurde die Zellentür geöffnet. Dann wurde die große, an einigen Stellen bereits von ihrem Emaillebelag befreite Schüssel nach draußen geschoben. Diese Schüssel hatte in besseren Zeiten bestimmt einmal als Waschschüssel gedient.

Die knapp einen Liter fassende Kelle, an einem langen Holzstiel befestigt, tauchte in den Suppenkübel, wurde kurz durch die wässrige Brühe gezogen und schwappte Schlag auf Schlag in die Schüssel. Anfangs war ich erstaunt, denn für die Verurteilten gab es scheinbar eine andere Verpflegung. Während meine Speise auf der Einzelzelle breiartig gewesen war, überwog hier eindeutig der Wasseranteil.

'Sechzehn Mann' hatte der Älteste gemeldet; entsprechende Male schwappte die dünne Suppe in das Blechgefäß. Ab und zu gab es noch einen kleinen Nachschlag, je nach Laune des Kalfaktors oder des Schließers. Vielleicht war es auch gerade ein Sonntag gewesen oder wir waren die Letzten bei der Ausgabe? Unsere Zelle lag ja am Ende des oberen Ganges.

Danach wurde die bis zum Rand gefüllte Schüssel vorsichtig in die Zelle gezogen und noch vorsichtiger auf die obere Pritsche gehoben. Das Schließen der Zellentür war kaum noch beachtet worden, jeder blickte nur zur Schüssel und versuchte, deren Inhalt im wahrsten Sinne des Wortes zu durchschauen.

Damit war der erste Teil der Zeremonie beendet und es begann die eigentliche Prozedur. Kartoffelsuppe, Kohlsuppe oder Graupensuppe, jeweils mit einer Fleischfasereinlage, war in dieser Zeit die äußerst abwechslungsreiche Kost. Die Art und Weise der Esseneinnahme dagegen blieb immer gleich.

Einer aus der festgelegten Reihenfolge war jeweils der Erste, und dieser wechselte von Tag zu Tag. Er erhielt den einzig vorhandenen großen Holzlöffel, 'Stalingedächtniskelle' nannten wir dieses Ding, und begann zu speisen. Vorsichtig tauchte er den Löffel in die Suppe und ließ ihn bedächtig vollaufen. Danach führte er die bis zum Rand gefüllte Kelle langsam zum Mund und genoss den noch heißen und fettigen Inhalt. Fünf Mal vollzog er diese fast kultische Handlung, dann wechselte der Löffel zum Nächstplatzierten. Dieser hatte jetzt ein Anrecht auf die zweitfettigsten Suppentile. So ging es weiter von Mann zu Mann. Fett und Füllung in der Schüssel nahmen ab, und der Wärmegrad der Suppe natürlich auch. Sechzehn Mäuler wurden so nach und nach mit immer weniger Fett, dafür aber immer mehr Wasser gefüllt.

Nach dieser ersten Runde genügte ein geschulter Blick des Zellenältesten, und für jeden wurden nochmals fünf volle Löffel freigegeben. Wieder begann der schon geschilderte Vorgang. Bevor dann die dritte Runde des Mittagsschmauses eingeläutet wurde, fand eine erneute Prüfung des restlichen Inhalts statt. Einige feste Bestandteile und Fleischfasern waren früher als gedacht sichtbar geworden, also wurde der nächste Gang auf zwei volle Löffel begrenzt. Dabei mussten die letzten Esser bereits sehr vorsichtig zu Werke gehen, damit sie ihren Löffel noch gefüllt bekamen, ohne einen Brocken Dickes mit einzufischen.

Nach dieser 'Vorsuppe' kam dann die Hauptmahlzeit. Der Rest von festeren Anteilen und die Fleischteilchen wurden gut verrührt und eingestampft. Danach wurde das Ganze geblättert. Die so

geschaffene Fläche wurde in Viertel, Achtel und Sechzehntel geteilt. Damit war für jeden ein entsprechendes Teilstück vorhanden. Somit konnte die Verlosung beginnen, natürlich auch in der für den jeweiligen Tag gültigen Reihenfolge. Endlich, alles war inzwischen erkaltet, wurde der letzte Teil der Mahlzeit verzehrt.

Selbst wenn es dem Einzelnen als eine unmögliche Prozedur erscheinen mag, zwei Vorteile hatte dieses Vorgehen auf jeden Fall. Erstens war es relativ gerecht, und zweitens verging viel von der Zeit, die wir sonst anderweitig hätten 'totschlagen' müssen.

Die Umstellung auf eine dürftige und dazu noch eintönige Verpflegung war für alle Häftlinge ein Problem und blieb nicht ohne physische und auch psychische Folgen. Deshalb war uns eine Abwechslung im alltäglichen Einerlei sehr willkommen, und keiner fragte bei einer besonderen Beigabe nach deren Herkunft.

Eines Tages gab es nämlich eine extra Portion Fleisch, gepaart mit einem Kanten echt russischen Kastenbrot. Wer wollte sich nach Anfrage einen solchen Genuss entgehen lassen? Ich auf keinen Fall. Deshalb meldete ich mich sofort, als gefragt worden war. Und wohl keiner der Häftlinge überlegte in diesem Augenblick lange, weshalb der Kalfaktor eigentlich fragte. Überhaupt, seit wann wurden Hungernde gefragt, ob sie etwas zusätzlich zum Essen haben wollten? 'Her mit dem Fleisch!', war die allgemeine Parole.

Mir schien das dargebotene Stück aus der Keule eines kleineren Tieres zu stammen: Lamm oder Kalb. Dabei sprach die Zartheit des gut gekochten und leicht angebratenen Fleisches mehr für das Kalb. Dazu noch ein ordentliches Stück Brot in der Hand, dies musste einfach gut schmecken. Und es hat auch allen gut geschmeckt! Und dies nicht nur, weil ich, wie auch alle anderen Insassen, Heißhunger auf ein so gut geschmortes Stück Fleisch hatten. Nein, nichts wurde übrig gelassen. Selbst die Schüsseln, diesmal hatten wir in der Zelle mehrere kleine Schüssel erhalten, wurden mit dem Finger ausgewischt und derselbe anschließend genüsslich abgeleckt. Es war eine wirklich gelungene Überraschung, und allen Beteiligten war das Essen gut bekommen.

Eine Ernüchterung trat bei vielen allerdings am folgenden Tag ein. Von einem Kalfaktor erfuhren wir, dass die köstliche Zusatzkost des Vortages Hundefleisch gewesen sei. Die Wachmannschaften hatten irgendwo herumstrolchende Hunde erlegt und dann den Köchen das Angebot gemacht, dieses Fleisch zusätzlich zuzubereiten und den Häftlingen anzu bieten.

Das Küchenpersonal hatte daraufhin lediglich gefragt, wer davon etwas haben wolle. Von der Herkunft des Fleisches war dabei allerdings nicht gesprochen worden. Und auch kein Häftling hatte sich danach direkt erkundigt. Alle diejenigen, die sich gemeldet hatten, hatten ihre ihnen wohlschmeckende Ration erhalten und auch mit Genuss verzehrt. Ich selbst hatte dabei wohl einen Teil der Keule eines noch jungen Hundes erwischt, ein wahrer Festschmaus!

Einigen Gefangenen soll, nachdem sie von der Herkunft des Fleisches erfahren hatten, nachträglich noch Übel geworden sein. Ich glaube, auch der übrigen Mehrheit war es, bis auf wenige Ausnahmen, nicht sehr angenehm. Aber geschmeckt hatte es allen trotzdem ausgezeichnet. So ist es mit gewissen Vorurteilen oder, wie der Volksmund sagt: 'Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß'. Diese alte Weisheit zeigte auch hier wieder einmal ihre Gültigkeit.

Das Hundefleisch war anschließend noch lange ein Thema bei unseren Gesprächen. Erfahrene Insassen wollten genau wissen, dass der Genuss dieses Fleisch und besonders des ausgelassenen Hundefettes sehr gut gegen Tuberkulose vorbeugend sein sollte. Somit hatten alle diejenigen, die von dieser Speisung etwas abbekommen hatten, sich sogar gestärkt, um gegen zukünftige Krankheiten besser gewappnet zu sein.

In späteren Jahren der Haft haben sich die meisten Häftlinge nach einer solchen Aufbesserung ihrer Verpflegung gesehnt und hätten nicht gefragt, woher das Zeug stammt. Was wurde dann nicht alles zusätzlich in sich hineingestopft, wenn der Hunger den Körper peinigte. Und selbst außerhalb der Gefängnismauern und des Stacheldrahtes soll nach dem Krieg für manchen Hundefleisch ein willkommenes Zubrot und für Hundefänger die Beschaffung von Hunden und ihr Verkauf ein gutes Geschäft gewesen sein.

Eine weitere 'Abwechslung' in dieser Gemeinschaftszelle waren die Jagdabenteuer. Bevor wir unsere Körper abends auf die harten Holzpritschen legten, erfolgte eine gründliche Inspektion aller Ritzen und Fugen. Wanzenjagd war angesagt. Tatsächlich gelang es uns, einige dieser Tiere aus ihren Verstecken zu treiben. Hartes Klopfen gegen die Bretter brachte sie zum Verlassen ihrer Tagesbehausung. Doch kaum hatten sie sich dann ins Freie begeben, begann eine Jagd auf sie. Jeder Häftling zählte dabei die von ihm erlegten, das heißt die zerquetschten Plagegeister. Zehn, zwanzig, ja dreißig getötete Tiere war keine Seltenheit. Für besonders viel Beute wurde den eifrigen Kammerjägern, wie bei den Deutschen so üblich, eine Anerkennung ausgesprochen. Sie erhielten verschiedene Titel wie 'Oberjäger', 'Jagdmeister' oder gar 'Oberjagdmeister'.

Die eigentliche Jagd auf die Plagegeister begann aber erst richtig in der Nacht selbst. Dann luden in der Dunkelheit die schlafenden Häftlinge die Wanzen zum großen Nachtmahl ein. Die kleinen Ungeheuer kamen scharenweise aus allen möglichen Löchern, krochen an der Zellendecke entlang und ließen sich schließlich auf die ahnungslosen Opfer herabfallen. Andere Wanzen zeigten sich in Gruppenformation auf den Schlafdecken oder den Mänteln und näherten sich so ihrer Nahrungsstelle. Meist merkte es der einzelne Gefangene erst, wenn sich diese Quälgeister schon an seinem Blute labten. Doch dann war es bereits zu spät. Dicke Quaddeln bildeten sich auf der Haut, von denen ein sehr unangenehmes Jucken ausging. Da halfen weder Kratzen noch Scheuern, und an Schlaf war dann für einige Zeit sowieso nicht mehr zu denken.

Dafür begann erneut die Jagd. In der Dämmerung war dort etwas schwach zu erkennen, hier fühlte man ein leichtes Krabbeln auf der Gesichtshaut, und auch der Geruch konnte ein Ansatzpunkt sein. Vorsichtig wurde versucht, das Wanzentier zu erwischen und dann zu zerquetschen. Ein feiner Mandelgeruch, der an den Fingern zurückblieb, bestätigte die erfolgreiche Jagd.

So vergingen unter mehrmaligem Erwachen, Jagen und Wiedereinschlafen diese Nächte, die dadurch auch zur Tortur werden konnten. Denn außer diesen Plagegeistern beherbergten unsere Zellen und vor allem einzelne Mithäftlinge auch Flöhe und Läuse. Selbst die in Abständen durchgeführten Entlausungen und Desinfektionen hatten meist nur einen kurzfristigen Erfolg.

Während die Läuse sich für mich nur durch ein Krabbeln auf der Haut bemerkbar machten, mich aber mit Bissen verschonten, waren neben den Wanzen auch die Flöhe von meinem Blut begeistert und deshalb von mir gefürchtete Feinde. Ein Flohbiss hinterließ auf meiner Haut eine Schwellung bis zu zwei Zentimeter Durchmesser, die noch über Stunden hinweg erheblich juckte und schmerzte.

Es war aber ein äußerst kompliziertes Unternehmen, einen Floh tatsächlich zu fangen. Musste doch der Jäger blitzschnell zugreifen, wenn er ein solches Tier entdeckt hatte; sonst war dasselbe durch einen guten Sprung entkommen. Hatte der Weidmann den Floh dann endlich einmal mit den Fingern ergriffen, galt es den Peiniger geschickt zwischen die Fingernägel oder einen Fingernagel und einen festen Gegenstand zu befördern. Nur dort konnte der Plagegeist zerquetschen werden. Wem dies nicht gelang, dem entsprang das kleine Tier wieder mit einem weiten Satz.

Jedoch erst einmal richtig zwischen die Fingernägel gebracht, gab es für den kühnen Springer alsbald kein Entrinnen mehr. Und je nachdem, ob dieser Floh eine bescheidene oder üppige Mahlzeit gehalten hatte, zeigte sich nach einem Knacken ein geringer oder größerer Blutfleck. Es gab dann zwar einen Floh weniger, aber kaum weniger schmerzhaft Belästigungen durch seine überaus zahlreiche Verwandtschaft.

Über die unterschiedliche Anfälligkeit der einzelnen Inhaftierten für die Bisse oder Stiche dieser kleinen Ungeheuer gab es die verschiedensten Theorien. Während die einen die spezielle Zusammensetzung des Blutes bei einzelnen Menschen dafür verantwortlich machten, meinten andere, der jeweilige Körpergeruch sei das anziehende Lockmittel für die Tiere. Es wurde sogar die Meinung vertreten, dass Mischlinge nicht so geplagt seien, denn Menschen aus Grenzgebieten würden kaum gebissen. Selbst Ärzte beteiligten sich mit sehr unterschiedlichen Ansichten an diesen lebhaft geführten Debatten, jedoch eine exakte Begründung konnte niemand geben.

Durch das Zusammenleben auf der Zelle mit fünfzehn in Alter, Beruf und Herkunft sehr unterschiedlichen Menschen erfuhr ich auch einiges über manches Einzelschicksal.

Einer der Verurteilten hatte ein ausgefallenes Strafmaß erhalten: 'Fünf Jahre Freiheitsentzug'. Es war ein Wolgaster namens W. Er war mit seinem Urteil eine der wenigen Ausnahmen, von denen ich in meiner ganzen Haftzeit gehört habe. Später lernte ich noch einen Jugendlichen namens L. aus Schwerin kennen, der auch nur eine Strafe von fünf Jahren erhalten hatte. Er war angeblich wegen eines Diebstahls von sowjetischem Eigentum verurteilt worden. Sonst mir bekannt gewordene Urteile begannen bei zehn Jahren und endeten bei mehrmals fünfundzwanzig Jahren oder bis zum Mai 1947 auch mit der Todesstrafe.

Soweit ich mich erinnere, hat W. diese fünf Jahre nicht einmal 'absitzen' müssen. Alle fragten sich natürlich, warum nur ein Strafmaß von fünf Jahren? 'Fünf Jahre Haft wegen zu schnellem Schießen', soll es im Urteil geheißen haben.

W. war nach dem Einmarsch der Roten Armee im Mai 1945 in Wolgast Polizist geworden. Er hatte in den ersten Nachkriegswochen von deutscher Seite für Ruhe und Ordnung zu sorgen, Plünderungen und Diebstähle zu verhindern und natürlich auch nachts seine Streifengänge zu unternehmen. In dieser Zeit waren die Polizisten bereits schon mit Waffen ausgerüstet. Jeder im Streifendienst Tätige durfte eine Pistole tragen, allerdings waren ihm nur wenige Schuss Munition zugebilligt.

Falls nun ein besonderer Zwischenfall eintreten sollte, und derselbe nicht in angemessener Form durch die Polizisten selbst geklärt werden konnte, hatte der Diensthabende Warnschüsse abzugeben. Natürlich durfte nur in die Luft geschossen werden. Dadurch wurden die Ordnungshüter der sowjetischen Militärkommandantur alarmiert, die dann eine Streife zum entsprechenden Tatort schickten.

Die Geschichte dieses Polizisten wurde oft erzählt.

Bei der Erfüllung seiner Aufgaben hatte er gemeinsam mit einem Kollegen seinen nächtlichen Kontrollgang durch die Wilhelmstraße in Wolgast unternommen. Da vernahmten sie auf einem Bauernhof verdächtige Geräusche. Näher gekommen, erkannten sie mehrere russische Soldaten, die sich auf dem Hof und am Stall zu schaffen machten. Diese wollten anscheinend Schweine oder anderes lebendes Viehzeug 'requirieren'. Dies war natürlich nicht gestattet.

Auf eine direkte Konfrontation mit den Rotarmisten wollten und konnten sich die Polizisten nicht einlassen. Folglich musste die Kommandantur alarmiert werden. Sie befand sich damals in der Breiten Straße, also nicht allzu weit entfernt.

Da nur W. eine Pistole mit sich führte, hob dieser seine Waffe, entsicherte sie und drückte ab..., doch ein Schuss löste sich nicht. Auch bei einem zweiten Versuch hallte kein Schuss durch die Nacht und niemand wurde alarmiert. Darauf hatte er die Waffe in die linke Hand genommen und wollte wieder nachladen, da er annahm, dass die Waffe nicht durchgeladen sei. Im Magazin durfte sich laut Anweisung immer nur eine Kugel befinden. Doch bevor er das Magazin gezogen hatte, geschah es: Unvermittelt löste sich ein Schuss, und ein Aufschrei an der Stalltür auf der Gegenseite des Hofes war die Antwort. Die Kugel hatte einen Pflasterstein getroffen und als Querschläger den Stiefelschaft eines Rotarmisten durchschlagen. Sie war dann in dessen Wade stecken geblieben.

Wenig später war bereits die Militärstreife der Kommandantur am Ort des Geschehens. Ein Polizist hatte geschossen, ein russischer Soldat war dadurch verletzt worden, die Angelegenheit war klar. Der Weg des unglücklichen Schützen führte über die Kommandantur in Wolgast ins Untersuchungsgefängnis des NKWD nach Greifswald in die Domstraße.

Hin und her, der Tatbestand war gegeben. Selbst Zeugenaussagen, die es in diesem Fall gegeben haben soll, konnten Warnke nicht helfen. Auch die kaum beachtenswerte Wunde des Rotarmisten stand nicht entlastend zur Verhandlung, jedenfalls nicht offiziell. Fest stand, W. hatte, wenn auch als Polizist, auf einen Sowjetsoldaten geschossen. Seine Schuld hat dann letztlich darin bestanden, 'zu schnell' geschossen zu haben. So soll es angeblich im Urteil formuliert gewesen sein!?

'Zu schnell geschossen' ergab 'Fünf Jahre Freiheitsentzug'. Damit war die Laufbahn als Polizist für ihn beendet, und er selbst hat auch gemeint, er würde einen solchen oder ähnlichen Beruf nie wieder ausüben.

Auch dieses Beispiel zeigt mir, wie schwierig es war und ist, Gerechtigkeit zu üben. War vorsätzlich

geschossen worden, oder hatte es sich, wie es erzählt wurde, abgespielt? Bei dieser Frage hatte wohl das Militärgericht etwas zur zweiten Version geneigt. Letztlich entschied auch in diesem Fall derjenige über Recht oder Unrecht, der die Macht dazu hatte. Man kann es drehen und wenden, wie man will.

So hörte ich auf der Zelle viele, manchmal kaum glaubhafte Geschichten. Zum Beispiel von einem Bauern aus Zemitz, der auf Grund seines sehr erheblichen Körperumfangs Diabetiker gewesen sein soll. Da in Greifswald kaum ärztliche Betreuung gewährt wurde, fehlte ihm das täglich notwendige Insulin. Er litt viele Tage unter heftigen Beschwerden und opferte in kurzer Zeit viele Pfunde. Doch ein 'Ersatz' für die ihm fehlende Medizin schien die nährstoffarme Verpflegung zu sein. So soll er, obwohl er keine Spritzen bekam und auch keine Tabletten erhalten hat, von seiner Krankheit durch die 'Hungerkur' geheilt worden sein.

In einem anderen Fall ging es um das Mitglied einer jugendlichen Diebesbande. Mehrere Burschen hatten sich zusammengefunden und sich irgendwie russische Uniformen besorgt. Dann waren sie, als 'Rotarmisten' gekleidet, über die Dörfer gezogen und hatten Vieh und anderes für sie Brauchbares gestohlen. Ihre Untaten wurden von den Geschädigten selbstredend den Besatzungssoldaten angelastet. Die Sache ging so lange gut, bis einer der Ausgeraubten den Mut fand, bei der Kommandantur Anzeige zu erstatten. Wenig später wurde die Bande tatsächlich gestellt und fand ihre Unterkunft in der Domstraße. Sie wurden wegen Verächtlichmachung der Roten Armee und Waffenbesitz angeklagt.

Ein Bursche aus der Tannenkampsiedlung in Wolgast, man sagte, es sei der Anführer gewesen, versuchte aus dem Gefängnis zu fliehen. Irgendwie war er auf ein Seitendach gelangt und wollte von dort in die Freiheit springen. Dabei hatte er wohl die Höhe zu gering eingeschätzt, jedenfalls stauchte er sich beim Aufsprung die Unterschenkelknochen an beiden Beinen ineinander. Da er sich in diesem Zustand nicht mehr weiterbewegen konnte und vor Schmerzen laut wimmerte, hatten die Posten ihn bald wieder in Gewahrsam.

Wenig Hoffnung und Verständnis hatte ich für diejenigen Inhaftierten, die wegen Waffenbesitz angeklagt waren. Ich fragte mich immer wieder, was wohl von Seiten der Deutschen in solchen Fällen im besetzten Gebiet mit einem Russen geschehen wäre, den man mit einer Waffe angetroffen hätte. Als Partisan abgeurteilt, hätte es, glaube ich, kein Pardon gegeben.

Aber in Greifswald wurde mir kein Todesurteil für einen dieser deutschen Häftlinge wegen dieser Vergehen bekannt. Alle erhielten die auch sonst üblichen 'Zehn Jahre'. Später erfuhr ich allerdings auch von höheren Strafen, wenn den Inhaftierten Waffenbesitz in Verbindung mit angeblicher Werwolftätigkeit vorgeworfen wurde.

Im Morgengrauen eines Tages Mitte/Ende Juli wurden auf unserem Gang Zellentüren geschlossen und einzelne Namen aufgerufen. Auch unsere Zelle wurde aufgeschlossen und einige Kameraden und auch ich wurden benannt. Ohne langes Warten ging es mit allen Sachen auf den unteren Flur. Hier fand eine gründliche Leibesvisitation und eine noch genauere Durchsuchung unserer Habseligkeiten statt. Wer genügend kontrolliert worden war, musste auf den Hof hinaus und sich dort vor dem Tor, das sich seitlich vom Hauptgebäude zur Straße hin befand, aufstellen. Jetzt wurde es allen Beteiligten klar, wir als Verurteilte gingen 'auf Transport'.

Wir waren etwa dreißig Strafgefangene, die sich vor dem Tor postierten. Der Älteste war vierundsiebzig und ich mit inzwischen achtzehn Jahren der Jüngste. Auch einige weibliche Häftlinge fanden sich ein.

Durch eine noch unbelebte Nebenstraße und dann seitlich über den Bahnhofsvorplatz ging es aufs Gleisgelände.

Mehrere Wächter mit ihren Kalaschnikows und einige Hunde gaben uns das Geleit.

Auf einem Abstellgleis stand ein Viehwaggon mit geöffneter Schiebetür zu unserem Empfang bereit. Die kleinen Fenster waren mit Stacheldraht dekoriert, der auch mehrfach über das Dach gespannt war. Am hinteren Ende des Waggons war eine 'Hungerharke' befestigt, wie sie auf der Wiese zu Heuwenden verwandt wird. Es wäre also zwecklos gewesen, während der Fahrt die Bodenbretter zu

lockern und zu versuchen, dort auszusteigen und zu entkommen. Die Harke hätte jeden mitgeschleift oder sogar aufgespießt. Eine Flucht nach unten aus dem Waggon wäre nur bei einem eventuellen Halt möglich gewesen.

Nachdem wir nochmals gezählt worden waren, und ein Offizier unsere Namen an Hand seiner Liste verlesen hatte, kletterten wir unter ständigem 'dawai, dawai' in unseren Transportraum. Dieser war rechts und links jeweils mit einer Doppelpritsche ausgestattet. Ich erwischte einen Platz auf der oberen Plattform in der Nähe der Tür. Kaum hatte sich der letzte Mitreisende in den Waggon gequält, wurde die Tür zugeschoben und verriegelt.

Jetzt begann für uns das große Rätseln: Wohin wird unsere Reise gehen?

Da alle ohne Ausnahme zu einer Strafverbüßung in der Sowjetunion verurteilt waren, schien das Ziel der Fahrt klar. Doch einer wollte und sollte es besser wissen. Dieser Häftling war aus dem Internierungslager 'Fünf Eichen' bei Neubrandenburg zur Aburteilung nach Greifswald 'überstellt' worden. Seiner Meinung nach kämen wir erst in ein Durchgangslager. Dort würden wir dann gründlich auf unsere Tauglichkeit für die Zwangsarbeit untersucht. Erst wenn genügend Arbeitsfähige gesammelt wären, würden Transporte zusammengestellt. Achthundert bis eintausend Häftlinge würden mit einem solchen Transportzug abgeschoben und die Fahrt nach Sibirien würde Wochen oder sogar Monate dauern. Wo sich diese Sammellager in der sowjetisch besetzten Zone befänden, wusste er allerdings auch nicht genau. Vom einem Durchgangslager bei Frankfurt an der Oder und dem ehemaligen Konzentrationslager Sachsenhausen bei Berlin hatte er gehört.

Abwarten und, wie man so sagt, Tee trinken. Dies war das einzige, was wir tatsächlich tun konnten, denn Tee gab es wirklich. Ein Kübel mit diesem heißen Getränk war inzwischen in unseren Wagen geschoben worden. Dazu gab es für die gesamte Mannschaft zwei Becher, wie ich sie von Feldflaschen kannte. Sie dienten uns dann zum Schöpfen und gleichzeitig als Trinkgefäße, die von Mund zu Mund gingen.

Die Tür war wieder verriegelt worden. Draußen war inzwischen schon heller Tag. Bald erschallten laute Rufe, eine Lokomotive ließ ein schrilles Signal ertönen und unser fahrendes Gefängnis setzte sich in Bewegung. Ein kräftiger Ruck, der uns ordentlich durcheinander schüttelte, machte deutlich: Unser Waggon war irgendwo angekoppelt worden.

Wenig später begann unsere Fahrt ins Ungewisse.

Wir mussten jetzt genau aufpassen, in welche Richtung sich unser Zug bewegen würde. Von meinem Beobachtungsposten am Türschlitz konnte ich es deutlich erkennen: Es ging nach Süden, Richtung Züssow und Pasewalk. Andere 'Fensterplatzinhaber' bestätigten meine Angaben.

Also fahren wir durch Züssow, wo der Anschluss nach Wolgast abzweigt, war meine Überlegung. Dort konnte ich vielleicht eine Nachricht aus dem fahrenden Zug werfen, die dann eventuell jemand finden würde. Mit einem Halt in Züssow konnte kaum gerechnet werden, denn unser Waggon bildete den Schluss eines Güterzuges.

Einen kleinen Zettel mit der Mitteilung über Grund, Dauer und Art und Weise der bisherigen Haft hatte ich so gut versteckt, dass er selbst bei der ausgedehnten Filzung am Morgen nicht entdeckt worden war. Dieser Zettel war mit einer Adresse und der Bitte um Weiterleitung versehen. So hoffte ich, dass jemand die Mitteilung finden würde, wenn ich sie bei der Durchfahrt durch den Bahnhof Züssow durch den Türspalt nach draußen schob. Ob tatsächlich einer das Schriftstück je gefunden hat, habe ich nie erfahren; sein Ziel hat der Zettel jedenfalls nie erreicht.

Züssow war passiert, und weiter ratterte der Zug in Richtung Süden, Pasewalk entgegen. Als dort die Bahnhofsgebäude linker Hand liegen blieben wurde uns klar, dass wir die Richtung nach Berlin eingeschlagen hatten. Wieder gab es einen Meinungsstreit über die weitere Fahrtroute. Über Stettin nach Osten zu fahren, stand nun nicht mehr zur Debatte. Es konnte aber immer noch in Frankfurt über die Oder gehen, denn dort war doch die derzeitige Haupttrasse nach Rußland.

Endlich, es ist in der Nähe von Bernau gewesen, der erste Halt. Mehrmals wurde hier rangiert und unser Waggon schließlich an einen anderen Zug angekoppelt. Nach einer längeren Pause fuhren wir weiter, jetzt jedoch mehr in die westliche Richtung. Nach Westen, das ist doch nicht möglich,

überlegten wir. Aber der unbestechliche Sonnenstand an diesem späten Nachmittag bestätigte die neue Fahrtrichtung. Nach Westen, also nicht gleich nach Sibirien!

Im Waggon hatten wir uns inzwischen eingerichtet. Niemandem war ja bekannt, wie lange diese Reise überhaupt dauern würde. Wir saßen oder lagen auf den kahlen Pritschen und genossen, soweit noch vorhanden, unseren Kanten Brot und den erkalteten Tee. Natürlich wurde unterwegs viel erzählt, weil jeder den anderen Mitfahrenden sein eigenes Schicksal beichten sollte oder auch wollte. So gab es manche Geschichten zu hören. Den Wahrheitsgehalt all dieses Gehörten war allerdings unter den gegebenen Umständen in keinem Fall zu überprüfen, und manch ein Mithäftling wollte sich auch nur mit seinem Wissen oder dem angeblich selbst erlebten wichtig machen.

Und obwohl hier keiner den anderen richtig kannte und ihm deshalb auch nicht trauen konnte, wurden sogar Fluchtmöglichkeiten erwogen. Aber die Hoffnung auf ein Entkommen aus dem Waggon, das nur während eines Haltes geschehen konnte, wurde uns bald genommen. Bei dem Stop in Bernau hatten wir beobachten können, wie mehrere Posten mit Hunden unser rollendes Gefängnis umkreisten und wie andere die Seitenbretter und Bodenbohlen abklopfen. Damit war das Thema Flucht für uns erst einmal tabu.

Bei den Gesprächen wurden die mitreisenden weiblichen Häftlinge besonders umschwärmt. Den Betroffenen selbst schien dies nicht unangenehm zu sein. Ich glaube, es waren alles junge Mädchen und Frauen im 'besten Alter'. Sie zogen sich bald, von einigen Männern begleitet, in die unteren Ecken des Waggons zurück. Von dort hörten wir anfangs noch Geflüster und Gekicher. Später ging das Gekichere in Schmatzen und Stöhnen über. Begegneten sich hier doch nach oft wochen- oder gar monatelanger Enthaltbarkeit Frauen und Männer, die trotz ungenügender Nahrung auch nach dieser Art von Genüssen ausgehungert schienen. Den an solchen 'Lustbarkeiten' Beteiligten wurde die Fahrt nicht langweilig; für einige wurde sie wahrscheinlich sogar viel zu früh beendet.

Gegen Abend erreichte der Transport Jüterbog, das Bahnhofsschild hatte uns Auskunft über unseren neuen Standort gegeben. Dort wurde unser Waggon auf einem Abstellgleis weit außerhalb der Bahnhofsanlage abgekoppelt. Nach einigem Warten öffnete sich zu unser aller Freude die Schiebetür, und neuer Tee sowie eine Menge Trockenbrot wurden hereingereicht. Verlassen durften wir unser Gefängnis indessen nicht.

Für die Notdurft stand in unserem Waggon der Nähe der Tür ein Kübel bereit, den Weiblein und Männlein während der Fahrt benutzen konnten, wenn nötig sollten und auch genutzt haben. Dieser Kübel sollte bei diesem Halt entleert werden. Da ich direkt an der Tür lag, hatte ich das Vergnügen, als zweiter Mann zum Kübelkommando zu gehören. Flink war ich von meinem Platz auf der Pritsche herunter und mit einem Satz auf der Erde.

Langsam wurde der Kübel zum Waggonrand gezogen und dann vorsichtig heruntergehoben. Zu zweit war dies nicht einfach. Doch zu unserem Glück waren alle Mitreisenden am Tage sehr zurückhaltend gewesen. Dabei war es für uns Kübelträger belanglos, ob dies aus Scham oder anderen Gründen geschehen war. Wichtig war nur, dass der Kübel noch nicht bis an den Rand gefüllt war, sonst wären wir nicht so sauber davongekommen. So stolperten wir mit unserer wohlriechenden Last über mehrere Gleise bis zu einem Abhang. Hier durften wir mit der Fracht den Boden düngen. Den dort stehenden Robinien wird es gut getan haben.

Nach den Leeren des Kübels schauten wir uns nach einer Wasserstelle um, um dort unsere 'Toilette' etwas zu reinigen, aber nirgends war dergleichen zu erblicken. So kam der recht angenehm duftende Kübel unausgespült wieder an seinen Platz. Nur der Holzdeckel dämmte den Geruch etwas ein. Mit einer Frischluftzufuhr war auch gleich wieder Schluss, denn kaum hatten wir uns in den Waggon geschwungen, wurde die Tür zugeschoben und verriegelt.

Außer den Schritten der Wachposten und dem Knurren und Jaulen der Hunde, die unter dem Wagen ihren Platz gefunden hatten, störte niemand mehr an diesem Abend unsere Ruhe. So konnten wir uns erst einmal getrost zum Schlafen niederlegen. Nur einige Damen und Herren schienen weiter unermüdlich ihrem Vergnügen zu fröhnen.

Am frühen Morgen, nachdem nochmals der zu diesem Zeitpunkt wenig gefüllte Kübel geleert worden war, fuhren wir weiter. Jetzt zeigten sich unsere Posten gesprächiger. Vielleicht hatten sie selbst erst

hier den Zielort des Transportes erfahren.

Es geht nach Torgau, sagten sie, und so geschah es. Gegen Mittag waren wir am Ziel angekommen. Unser Waggon wurde wie schon gewohnt auf eins der Nebengleise geschoben und abgekoppelt. Draußen hörten wir ein Stimmengewirr und das Jaulen von Hunden.

Es dauerte einige Zeit, bis die Tür geöffnet wurde. Neue Gesichter umstanden unseren Wagen. Unter dem üblichen 'Dawei, dawei' und 'bistra, bistra' sprangen wir heraus und standen mit unseren Habseligkeiten auf einer Rampe außerhalb des Torgauer Güterbahnhofs. Unsere Gruppe formierte sich und folgte, umringt von den neuen Posten mit ihren in Anschlag gehaltenen Kalaschnikows und einer Meute von Hunden, dem Weg zum Festungsbau 'Fort Zinna'.

Das 'Fort Zinna' gehörte als vorgeschobene nordwestliche Anlage zu den äußeren linkselbischen Befestigungswerken von der ehemaligen Festung Torgau. Weitere Anlagen ähnlicher Art gab es im sogenannten Brückenkopf rechtseibisch. Während die Ringbefestigungen der Stadt nach 1891 geschliffen worden waren und nur noch als Promenade und Stadtgraben erkennbar sind, blieben der 'Brückenkopf' und 'Fort Zinna' weitgehend in der ursprünglichen Form erhalten. 'Fort Zinna' selbst war ein in sich geschlossenes Festungsgelände mit drei vorgeschobenen Bastionen und einer Kasematte. Mit dem Bau war während der Napoleonischen Kriege 1811 begonnen worden. Unter der Preußenherrschaft wurde die Festung nach 1870 noch weiter ausgebaut. Später wurde das Innengelände der Festungsanlage für den Bau eines Verwaltungsgebäudes sowie des Gefängnisses, dem sogenannten Kreuzbau genutzt.

Ungeniert führten uns die Bewacher durch die Dommitscher Straße. Dabei sahen wir einige der Einwohner, die verschüchtert zur Seite blickten. Keiner von ihnen hätte es aber gewagt, sich uns zu nähern oder auch nur zu winken. Die meisten der Anwohner schienen das oftmalige Vorbeiziehen solch scharf bewachter Gefangenengruppen bereits zu kennen, und dies nicht erst seit der Zeit der sowjetischen Besatzung. Denn während der Nazizeit bis 1945 war 'Fort Zinna' Militärstrafanstalt gewesen, in der manch ein Todesurteil gesprochen und auch vollstreckt wurde.

Von der Hauptstraße bog unser Zug auf den sogenannten Fort-Zinna-Weg nach rechts ab, der ein wenig anstieg. Links sahen wir Rotarmisten mit ihren Frauen vor den Häusern stehen. Dies waren früher die Wohnhäuser der Anstaltsangestellten. Jetzt waren hier die Offiziersfamilien der sowjetischen Wachmannschaften einquartiert. Rechts lag noch ungenutztes Land, auf dem nach 1951 Häftlinge ein Kulturhaus für die uns dann bewachenden Volkspolizisten erbauten.

Wenig später standen wir vor einem großen massiven Eisentor, dem Haupteingang der ehemaligen Militärstrafanstalt Torgau. Wir jedoch wurden durch eine kleine Nebentür in den Innenhofgedrängt. Ein 'Stoi' schallte uns entgegen, und es erfolgten die obligatorische Zählung und der namentliche Aufruf. Danach wurden wir in einen 'Empfangsraum' geführt, der zur Rechten lag. Hier hatten sich alle, ob Frau oder Mann, ob alt oder jung, splinternackt auszuziehen. Unsere Habe wurde sehr gründlich gefilzt, und wir selber entgingen auch nicht einer 'Durchsuchung' in wahrsten Sinne des Wortes. Das Beugen der Knie, ein Bücken mit einer Kontrolle von hinten und ein 'Mund-Auf und A-sagen' gehörten dazu. An der Leibesvisitation nahm auch eine russische Ärztin teil, während sich ein Militärarzt im Hintergrund hielt. Dass dies der Kapitänarzt war, der den Beinamen 'Chlorkalk' hatte, erfuhren wir erst später.

Nachdem die Durchsuchung abgeschlossen war, fragte die Ärztin in einem gebrochenen Deutsch: „Zifilist ist, Zifilist ist?“. Sie wollte wissen, ob einer von uns Syphilis hätte. Einer der Häftlinge jedoch dachte, sie hätte nach einem Zivilisten gefragt und er antwortete mit einem lauten „Ja!“.

Das 'Ja' lösten eine große Aufregung unter den Kontrolleuren aus, und der betreffende Gefangene wurde sofort isoliert. Vor dieser Krankheit schienen die Russen eine kaum vorstellbare Angst zu haben. Anschließend wurde nochmals jedem einzeln die Frage gestellt, ob er Syphilis habe. Bei diesem deutlicheren Fragen verneinte jeder von uns.

Den 'Syphiliskameraden' sahen wir erst nach Wochen zufällig wieder. Der Irrtum war zu seinem Glück relativ schnell durch einen perfekten Dolmetscher im Krankenbau aufgeklärt worden, bevor der Betroffene in ein anderes Lager zu einer speziellen Behandlung überführt worden war.

Für uns waren die nächsten Stunden in Torgau mit dem Einzug in den Gefängnisbau ausgefüllt. Andere Gefangene wurden anfangs noch in der sogenannten 'Kasematte' untergebracht, einem Teil der alten Festungsanlage.

Das Gefängnisgebäude selbst in 'Fort Zinna' war als Kreuzbau angelegt. In den zwei Seitenflügeln und dem längeren Mittelteil befanden sich auf vier Etagen die Einzelzellen. Im kürzeren Mittelteil in Nordwestlicher Richtung befanden sich der Haupteingang und auf der unteren Etage die Räume für die Verwaltung. In der zweiten lagen mehrere Gemeinschaftszellen, die zeitweise auch als Arbeitsräume genutzt worden waren. Darüber lag der sogenannte 'Große Saal', der später zum Abhalten der Gottesdienste und anderer Veranstaltungen diente.

Unser erster Gang nach Betreten des Kreuzbaus führte in den Kellerbereich. Hier wurden unsere Sachen entlastet, wahren wir selbst baden konnten. Danach wurden wir auf die einzelnen Zellen verteilt und eingeschlossen. In den ersten Tagen waren die für einen einzelnen Häftling vorgesehenen Zellen meist mit vier oder sogar fünf Gefangenen belegt.

So begann unser Zellenleben in Torgau. Es waren normale Zellen, knapp zwei Meter breit und vier Meter lang. An einer Schmalseite befand sich die eisenbeschlagene wuchtige Zellentür mit dem unvermeidlichen Spion. Gegenüber war die vergitterte Fensteröffnung, in zwei Meter Höhe beginnend und gut einen Meter im Quadrat groß. Das Fenster selbst war nach innen aufklappbar, normal um etwa dreißig Grad. Geübte Öffner klappten es aber, obwohl dies streng verboten war, ganz nach unten, so dass reichlich frische Luft in die Zelle gelangte. Bei diesem Lüften war stets Vorsicht geboten, denn das weit geöffnete Fenster konnte leicht von den Posten auf dem Hof bemerkt werden, und dann drohte Karzer.

Rechts neben der Tür befanden sich das Toilettenbecken und daneben an der Wand das Waschbecken. In anderen Zellen war die Anordnung der Einrichtungen seitenverkehrt. Eine besondere Überraschung war für uns das fließende Wasser, das auch in späterer Haftzeit kaum einmal abgestellt wurde. Die Haftanstalt war erst in den dreißiger Jahren fertiggestellt worden, und deshalb so modern eingerichtet.

Sowohl das Wasch- als auch das Toilettenbecken wurden von uns vielfach zweckentfremdet genutzt. Die Beckenränder dienten, vor allem an Bruchstellen, als Schleifflächen zur Bearbeitung von Nadeln und Messern. Das Toilettenbecken verwendeten wir, nachdem das Spülwasser entfernt worden war, sogar als Feuerstelle. Und wenn der Traps abgenommen war, wurde das Abflussrohr zu einer Telefonleitung in vertikaler Richtung. Beide Einrichtungsgegenstände wurden auch als Sitzgelegenheit benutzt, da weder ein Tisch noch Stühle in der Zelle vorhanden waren. Diese Nutzung war aber nur möglich, wenn nicht 'Stehen unter dem Fenster' befohlen war.

Das Klappbett, welches normaler Weise zur Ausrüstung jeder Zelle gehörte, war an der gegenüberliegenden Wand befestigt und sollte am Tage hochgeklappt werden. In einigen Zellen, in die ich verlegt wurde, fehlte es aber schon. Dies erwies sich allerdings bei einer Belegung mit drei und mehr Häftlingen sogar als Vorteil, weil dadurch im Raum mehr Platz vorhanden war. Zum Schlafen konnte es eine Person sowieso kaum länger als eine Nacht auf dem ungeschützten Stahlfederboden aushalten, denn eine Matratze gab es nicht. Da war es schon angenehmer, sich gleich auf den nackten Parkettfußboden zu legen. Dies war vor allem im kalten Winter von 1946/1947 von Vorteil, weil wir uns so gegenseitig mit unseren Körpern wärmen konnten.

Jede Zelle war zwar auch mit einem Heizkörper versehen, nur einen Gebrauch dieses sinnvollen Gegenstandes verspürten wir kaum. Selbst als bei anhaltender eisiger Kälte unsere Atemluft an der Außenwand gefror, blieb die Heizung ungenutzt. Nur dann, wenn die Rohrleitungen einzufrieren drohten, erwärmten sich die Rippen für wenige Stunden ein wenig.

Ein weiteres Utensil, das für uns zur Herstellung von Gebrauchsgegenständen eine große Bedeutung hatte, soll nicht vergessen werden. In jeder Zelle gab es eine Wandlampe, die allerdings nur von außen bedient werden konnte. Sie war meistens an der Seite angebracht, an der sich das Waschbecken befand, seltener auf der Gegenseite. Die Stärke der vorhandenen Glühlampen lag aber weit unter dem Normalen, und entsprechend war die erzeugte Helligkeit im Raum. In einigen Zellen

fehlten die Glühlampen zeitweise sogar. Genutzt wurde die Beleuchtung auch kaum. Gewöhnlich verbreitete sie nur bei den Zählappellen oder den nächtlichen Kontrollen ihr spärliches Licht.

Ein besonderes Ritual erlebten wir stets vor dem Öffnen der Zellentüren. Es begann mit mehrmaligem Klicken an der Verschlussklappe des Spions. Das war für uns Insassen das Signal. Dann war im Guckloch ein uns beobachtendes Auge eines Schließers zu erkennen. Gleichzeitig hörten wir wie der Schlüssel ins Türschloss eingeführt wurde. Aufgeschlossen und der Riegel beiseite geschoben wurde aber erst, nachdem sich alle Häftlinge an der Fensterwand aufgestellt hatten. Dann öffnete sich die Tür, und einer der Häftlinge hatte die obligatorische Meldung zu erstatten..

In diesen Quartieren, wir nannten sie scherzhaft 'Wohnklosett mit Kochnische', durften sich später in der Regel drei Gefangene für ihre weitere Haftzeit 'häuslich' einrichten. Dabei war niemandem bekannt, wie lange das jeweilige Zusammenleben auf einer Zelle dauerte. Sehr oft erlebte ich Verlegungen von einzelnen Mithäftlingen in andere Zellen. Auch ich selbst war mehrfach von solchen Umquartierungen betroffen.

Schon wenige Tage nach unserer Ankunft in Torgau war auch ich auf eine der Drei-Mann-Zellen verlegt worden. Einmal in eine der größeren Zellen, die mit zwanzig und mehr Häftlingen belegt waren, verlegt zu werden, erschien mir bei meinem ersten zweijährigen Aufenthalt in Torgau als eine besondere Auszeichnung.

Nach welchem System dieses ständige Durcheinanderwürfeln erfolgte, war für mich nicht zu durchschauen. Vielleicht sollte nur verhindert werden, dass sich nicht bestimmte Gefangene zu sehr gegenseitig kennen lernten und eventuell einen Ausbruch versuchten. Ich wunderte mich nur, dass nach jeder Verlegung trotzdem der Verwaltung bekannt war, auf welcher Zelle sich dieser oder jener Verurteilte befand. Als ich selbst Jahre später diese Problematik zu bewältigen hatte, habe ich erst richtig begriffen, wie schwierig es ist, zu jeder Zeit eine exakte Kenntnis über die jeweiligen Zellenbelegungen zu haben. Die Mitarbeiter der sowjetischen Verwaltungen schienen in dieser Hinsicht umfangreiche Erfahrungen zu besitzen.

„Zelle siebenundfünfzig, belegt mit drei Mann!“ lautete die kurze und präzise Meldung. Es gab Verpflegung: Ein 800 bis 900 Gramm schweres Brot, drei Näpfe mit je 20 Gramm Zucker und weitere drei Näpfe mit auch etwa je 20 Gramm Fett. Das war die Tagesration für uns in der Drei-Mann- Zelle. Dazu gab es zweimal am Tag eine 'gute' Wassersuppe, in Ausnahmefällen auch Grützebrei und einige Male sogar Pellkartoffeln. Die Suppe empfangen wir in unseren kleinen Schüsseln, jeder seine Ration für sich.

Ein Problem war allerdings das gerechte Teilen des Brotes, oder besser gesagt, es wurde ein Problem daraus gemacht. Um eine möglichst 'gerechte' Verteilung zu erreichen, lernte ich in verschiedenen Zellen die unterschiedlichsten Methoden kennen.

So wurde in einem Fall der Laib Brot einfach zweimal quer geschnitten, und, damit nicht einer immer das Mittelstück und nie einen Kanten bekam, ging das Mittelstück reihum. Es konnte aber auch das ganze Brot nochmals längs geschnitten werden, dann erschien die Teilung angeblich perfekter. Eine andere Art war ein Drittel des Brotes, in dem das erste Drittel mit Kanten und die anderen zwei Drittel dann längs geschnitten wurden. So erhielt jeder Beteiligte jeden Tag ein Kantenstück. Die richtige Aufteilung war fast zu einer geometrischen Wissenschaft geworden. Es sollte auf jeden Fall 'gerecht' geteilt werden.

Nach dem möglichst genauen Zerschneiden des Brotes kam es natürlich noch auf das richtige Gewicht des jeweiligen Stückes an. Sollte doch jeder einen gleich schweren, oder besser gesagt, einen gleich leichten Anteil erhalten. Die einzelnen Stücke wurden also zusätzlich noch gewogen. Als Waagen wurden größtenteils Wiegebalken genutzt, die aus Holz geschnitzt waren. Ich habe zwar nie erfahren können, woher das Material zum Bau dieser Dinge stammte, denn Holz war außer im Parkettboden sonst nicht in der Zelle vorhanden, aber das war letztlich auch nebensächlich.

Natürlich durfte jeden Tag ein anderer die Waage bedienen. Als erstes wurden dabei die beiden Längsstücke austariert. Eventuell wurde hier ein Stückchen abgebrochen und dort zugelegt, solange,

bis ein einwandfreies Gleichgewicht erreicht war. Danach wurde ein gewogenes Längsstück mit dem Kanten verglichen und, wenn richtig geschnitten worden war, stimmte manchmal sogar das Gewicht.

Nachdem dies in Ordnung war, konnte der dritte Abschnitt der Verteilung beginnen. Die Frage, wer in eines der beiden Längsstücke beißen durfte, wurde durch das Los entschieden, der Kanten selbst ging reihum. Ich glaube, eine zeitaufwendigere, aber auch gerechtere Lösung konnte es kaum geben.

Endlich, es mochten eine halbe Stunde oder noch mehr Zeit vergangen sein, konnte jeder ein bestimmtes Stück sein Eigen nennen und mit dem Verzehr beginnen. Ob das erworbene Brotstück weiter geschnitten, ob es mit dem Fett bestrichen oder dem Zucker bestreut wurde, das blieb letztlich jedem selbst überlassen. Dies galt auch für die Verwendung der Marmelade, die es zwischendurch als Ersatz für den Zucker gab. Und ob das Wenige gleich verspeist oder am Abend als Zubrot zur Suppe genossen wurde, auch das konnte jeder für sich entscheiden.

Es gab aber einige Zellen, in denen stets der Zellenälteste oder der Kräftigste die Verteilung der Brotrationen übernahm. Dort geschah es dann nach dem Ermessen des Stärkeren, und der erhielt natürlich für seine 'Arbeit' das größte Stück. Dies erlebte ich besonders auf größeren Zellen, obwohl es auch in einigen dieser Zellen Essgemeinschaften gab, die sich um eine gerechte Verteilung bemühten. Sehr gute Erfahrungen machte ich auf der Jugendzelle, auf der ich die letzte Zeit in Torgau vor dem Transport nach Sachsenhausen verbrachte. Hier gab es keine Streitereien und Bevorzugungen bei der Brotverteilung. Hier wurde das Brot jeweils von einem anderen geschnitten, und damit war es gut.

In Torgau wurde ich eines Tages auch mit dem Krankenrevier bekannt, und es sollte nicht das einzige Mal bleiben. Das Revier befand sich in einem separaten, recht ansehnlichem roten Ziegelbau innerhalb des Wallgrabens und der Umzäunung. Es mutete dem Aussehen nach fast wie ein richtiges Krankenhaus an.

Über die Zustände im Krankenrevier gab es unter den Häftlingen vielerlei Gerüchte. So hatte ich gehört, dass das Essen dort bedeutend besser sei, ja sogar ausreichend; die Betten sollen mit Strohsäcken belegt und bezogen sein, und man könne sich sogar in großen Teilen des Krankenbaus frei bewegen.

Andererseits war leider auch berichtet worden, dass die Rückkehrquote aus dem Revier in den Zellenbau oder die Kasematte sehr gering sei. Es schien tatsächlich nur der ins Krankenrevier zu kommen, der ernstlich an Leib und Leben gefährdet war.

Häftlinge mit einem Strafmaß von über zehn Jahren kamen in Torgau in der ersten Zeit überhaupt nicht in den Krankenbau. Sie mussten ihr Kranksein, was immer es auch sein mochte, so oder so auf den Zellen beenden.

Unter solchen Bedingungen wurden sogar Blinddarmoperationen auf der Zelle vorgenommen. Ein Wundarzt, man kann schon sagen Wunderarzt, der eine Operation dieser Art ausführte, war ein gewisser, wenn ich mich an den Namen recht erinnere, Dr. Seliger oder Selinger aus Zittau. Der Eingriff musste natürlich ohne Betäubung erfolgen, denn Narkotika standen in der Zelle nicht zur Verfügung. Der Patient war bei vollem Bewusstsein und konnte so mit ansehen, wie er operiert wurde.

Als Skalpell soll dem Arzt eine Rasierklinge gedient haben, die von irgendeinem irgendwoher aufgetrieben worden war. Es war zur unter den gegebenen Bedingungen der zur notwendig gewordenen Operation einzig brauchbare Gegenstand. Nach vollendetem Eingriff konnte die Wunde nicht einmal richtig vernäht werden, womit auch? Mit einfachen Drahtklammern, die selbst hergestellt worden waren, wurde sie geschlossen. Trotz allem wurde der Eingriff überstanden, und die Wunde ist gut verheilt.

Der Arzt selbst war verurteilt worden, weil ihm eine Nachlässigkeit unterlaufen war. Bei einer von ihm noch in Freiheit im Zittauer Krankenhaus durchgeführten Operation war ein Gegenstand in einer geschlossenen Wunde verblieben. Da die damalige Patientin die Frau eines sowjetischen Offiziers gewesen war, zeigt ein Militärgericht für das Versehen kein Verständnis, und der Arzt wurde verurteilt.

Ich persönlich brauchte meine ernsthafteren Erkrankungen nicht in jedem Fall in der Zelle zu kurieren. Dafür hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, zweimal für einige Tage das Krankenrevier von innen kennen zu lernen. Und beide Male hatte ich das Glück, bald wieder in den Zellenbau zurückzukehren.

Die ständig auf und in uns wirkende Häftlingskost trug nicht nur bei vielen Mitgefangenen, sondern auch bei mir dazu bei, dass sich unsere Körper über und über mit Furunkeln und Ekzemen bedeckten. Dieselben eiterten nicht nur in ekelregender Weise und verursachten erhebliche Schmerzen, sie stellten auch eine akute Ansteckungsgefahr dar. Und da vor der Ausbreitung von Seuchen bei unseren Bewachern große Furcht bestand, wurde dem mit großem Nachdruck entgegengewirkt. Dies geschah dann mit den wenigen zu Gebote stehenden Mitteln. Und deren gab es in Torgau zwei, die mit wechselndem Heilerfolg angewandt wurden.

Bei der einen Methode erfolgte die Behandlung mit Eigenblut. Dabei wurde mit einer nicht sonderlich spitzen Kanüle Blut aus einer Armvene entnommen und anschließend in die Muskelpartien des Gesäßes injiziert. Die Wirkung gegen Ekzeme war tatsächlich in sehr vielen Fällen erstaunlich positiv.

Im zweiten Fall wurde pasteurisierte Milch gleichfalls in das Gesäß eingespritzt, es war die Verabreichung sogenannter 'Milchspritzen'. Sogar diese, wenigen deutschen Ärzten bekannte, ungewöhnliche Behandlungsmethode führte zu unerwartet vielen Heilerfolgen, so auch bei mir. Nebenwirkungen gab es vor allem dann, wenn die Milch nicht steril war. So geschah es bei einer Serie von Hjektionen, von denen eine Anwendung auch mich betraf.

Die Behandlung wurde in beiden Fällen zwar im Krankenbau durchgeführt, aber die Patienten wurden anschließend sofort wieder auf ihre Zellen gebracht. Damit war für mich dieser erste Einblick ins Krankenrevier nur sehr kurz. Er war aber zugleich die Voraussetzung für einen erneuten Besuch wenige Tage später.

Die bei mir verwandte Milch schien bereits angesäuert gewesen zu sein, denn die nach einer solchen Behandlung anfänglich ganz natürliche Schwellung ging und ging nicht zurück. Sie begann sich sogar von Stunde zu Stunde zu erweitern, verbunden mit einem immer stärker werdenden Druckgefühl. Dieses ging am folgenden Tag in empfindliche Schmerzen über, doch der Stationssanitäter meinte, diese Reaktionen seien ganz normal. Ich konnte bald nur noch auf dem Bauch liegen und mich kaum bewegen, so stark waren die Schmerzen geworden. Dieser Anblick und ein weiteres Anschwellen ließen das Herz eines Schließers am dritten Tag erweichen. Ich durfte endlich ins Revier, um einem Arzt vorgestellt zu werden.

Ich quälte mich vorsichtig die Treppen hinunter und über den Hof, bei jedem Schritt einen stechenden Schmerz verspürend. Die Bauchlage auf dem Untersuchungstisch im Krankenbau empfand ich als Erlösung. Doch dann wurde mir wenig schonend die Hose ausgezogen und ohne Rücksicht auf meine Empfindungen, ich hätte Schreien mögen, mein Hinterteil mit einem Desinfektionsmittel eingerieben. Ich bemerkte nur einen stechenden Geruch. Ehe ich recht begriff, was mit mir geschah, hatte mich ein Feldscher schon fest in seinen Händen. Ich fühlte einen Schnitt, hörte es dabei richtig knirschen und wollte mich vor Schmerzen aufbäumen.

Kaum hatte ich mich etwas erholt, erfolgte schon ein zweiter Schnitt und ich vernahm noch ein 'In Ordnung' aus dem Munde des Arztes, der die Operation ausgeführt hatte. An die auf jeden Fall danach durchgeführte Reinigung der Wunde konnte ich mich nicht erinnern. Bewusst wurde mir jedoch wenig später, dass der Druck an meinem Gesäß merklich nachgelassen hatte. Nur ein leichtes Brennen verspürte ich später. Man zeigte mir dann die aus der Wunde entfernte, bereits übel riechende geronnene Milch.

Nachdem die Wunde mit einer Lösung aus Kaliumpermanganat gespült und danach eilig verbunden worden war, kam ich ins Krankenzimmer. Dort erhielt ich endlich einen Schluck zu trinken, der mich wieder voll zu Sinnen brachte. 'Zwei Tage zur Kontrolle' hörte ich den Arzt noch sagen, bevor er mich meinem weiteren Schicksal überließ. Ein Kalfaktor reichte mir großzügig eine leicht verschmutzte Decke zum Zudecken; ich hatte ja aus der Zelle keinerlei Sachen mitgebracht.

Seit dem Betreten des Behandlungsraumes war ich kaum zur Besinnung gekommen, so schnell war alles geschehen. Mir wurde jetzt erst bewusst, dass man mich vor dem Eingriff nicht einmal richtig untersucht hatte. Dieses Rätsel löste sich jedoch bald. In meinem Krankenzimmer, in dem achtzehn

oder zwanzig Patienten untergebracht waren, erkannte ich zwei 'alte Bekannte'. Es waren gemeinsam mit mir drei Tage zuvor 'Milchspritzenempfänger' gewesen. Sie hatten wenige Stunden vor mir bereits die gleiche Prozedur hinter sich, allerdings in ihrem Fall mit einer kurzen Voruntersuchung. Deshalb war mein Fall für Arzt und Feldscher schon eine gewisse Routinearbeit.

Der 'Erholungsaufenthalt' dauerte für mich jedoch nicht zwei, sondern nur einen Tag. Schon am nächsten Morgen wurde bei der Visite meine Rückverlegung auf die Zelle festgelegt. Die weitere Behandlung, sprich der Verbandswechsel, sollte dort erfolgen. Am Nachmittag holte mich mein Etagenschließer sogar persönlich ab. Das Zellenleben hatte mich wieder.

Mein zweiter Aufenthalt in der Krankenabteilung hatte eine wesentlich schlimmere Ursache und dauerte demzufolge entsprechend länger.

Es begann damit, dass ich eines Tages in der rechten Leistenbeuge eine kleine Schwellung bemerkte. Diese Schwellung verursachte mir anfangs keinerlei Schmerzen und auch sonst hatte ich keine fühlbaren Beschwerden. Doch von Tag zu Tag wurde der sich herausbildende Buckel größer und größer. Nach vierzehn Tagen hatte sich das Gebilde zu einer hühnereigroßen Beule entwickelt. Die Schwellung begann zu spannen, und beim Gehen fühlte ich bereits leichte Schmerzen. Endlich kam einmal ein Sanitäter vorbei, betrachtete sich den Auswuchs und meinte, kalte Umschläge könnten helfen. Ich sagte ihm, ich hätte es damit bereits versucht, eine Verbesserung sei jedoch nicht eingetreten. Als der Sanitäter am nächsten Tag wieder kam, und die Schwellung inzwischen noch weiter angewachsen war, wurde ich im Krankenrevier einem Arzt vorgestellt.

Dort untersuchte mich ein großer, schmal gewachsener Häftlingsarzt. Später erfuhr ich, dass er einmal SS-Arzt gewesen war und als Chirurg eine Kapazität sei. Dieser Arzt stellte als Diagnose: 'Leistendrüsenerkrankung' und bestimmte meine Einweisung ins Revier. 'Hier ist dringend eine Operation notwendig', war seine kurze Feststellung. Daraufhin ging es nochmals zur Zelle zurück, denn dieses Mal musste ich all meine Habe mit ins Revier nehmen.

Niemand konnte ja wissen, wie Operation und Behandlung enden würden.

Das Lazarettleben schien mir nach meinem ersten Kurzaufenthalt zwar recht angenehm, vor einer Operation, und diese vielleicht sogar ohne Betäubung, war mir allerdings nicht ganz geheuer. Ich hatte ja bereits meine Erfahrungen mit einem operativen Eingriff gemacht. Doch hier hatte ich nichts zu entscheiden und musste mich wohl oder übel in mein Schicksal fügen. Denn das Gewächs wuchs weiter, und Eile schien wahrscheinlich tatsächlich geboten.

Nach meiner Rückkehr in den Krankenbau wurde mir ein Bett zugewiesen und ich ordnete dort erst einmal meine Sachen. Bei einem nochmaligen Besuch des Arztes wurde eine eintägige Beobachtungszeit für mich festgelegt. In den folgenden Stunden war ich vor allem mit mir selbst beschäftigt, tauschte aber auch, um mich etwas abzulenken, mit meinem Bettnachbar Erfahrungen aus und erkundigte mich nach den hier üblichen Vorgängen. Zwischendurch ließ ich mir die ausreichende Krankenkost gut schmecken.

Als ich am folgenden Morgen keinen so sehr erwarteten Frühstücksbrei und weder Brot noch Tee erhielt, war der weitere Tagesablauf klar. Ich würde in den nächsten Stunden unters Messer kommen, allerdings diesmal mit Narkose. Diese Auskunft hatte ich von einem Sanitäter erhalten, und er hatte mir auch erzählt, dass der operierende Arzt der mir schon bekannte gute Chirurg sein würde. Selbst dieses Wissen konnte mich nur ungenügend beruhigen. Die Anspannung vor dem Eingriff, und wie alles ausgehen würde, war zu groß. Auch der Hunger, der mich nach der Mittagszeit immer stärker plagte, im Lazarett gab es drei Mahlzeiten, konnte meine innere Unruhe nicht verdrängen.

Am Nachmittag war es endlich so weit. Ich wurde, nur noch mit einem Hemd bekleidet, in den Operationsraum geführt.

Die persönlichen Sachen blieben im Krankenzimmer, in das ich ja nach dem Eingriff zurückgebracht werden sollte. Falls ich nicht zurückkommen würde, gab es, wie ich später selbst erlebte, viele

Anwärter auf diese Gegenstände.

Die Narkose wurde mit Äther vorgenommen, und es war gut gewesen, dass ich vorher nichts zum Essen erhalten hatte. Ich begann zu zählen, weiß aber nicht mehr, bis zu welcher Zahl ich gekommen bin. 'Sterben, wieder Erwachen, noch mal Sterben, alles egal...', so gng es wohl in meinem Kopf hin und her.

Ein Stechen in der Leistengegend brachte mich wieder in die reale Welt zurück. Ich merkte deutlich, wie die Wunde ausgetupft und danach mit einem Tampon ausgefüllt wurde. Irgendwie hatte diese Füllung die gleiche lila Färbung wie mein Tampon nach dem ersten Eingriff. Das Anlegen des Verbandes selbst geschah zwar sehr geschickt und vorsichtig, bereitete mir aber trotzdem schon erhebliche Schmerzen. Die Wirkung der Narkose schwand mehr und mehr.

Eine kurze Zeit durfte ich noch auf dem Operationstisch verbringen, dann half mir ein Sanitäter herunter und ich hatte selbst, nur von dem Pfleger gestützt, über den Flur in das Krankenzimmer zurückzuhumpeln. Noch halb benommen von Narkose und Operation meinte ich, einige meiner Sachen zu vermissen. Doch als ich nach einem erholsamen Schlaf in den Abendstunden erwachte, konnte ich die Vollzähligkeit meiner dürftigen, aber gerade deshalb für mich um so wertvolleren Habe feststellen. Erst später erfuhr ich, dass ich mich mit meinem ersten Eindruck doch nicht geirrt hatte. Während meiner Abwesenheit war bereits begonnen worden, mein wenig Mitbringsel zu verteilen.

Am darauf folgenden Tage ließ man mich bei der Visite noch in Ruhe. Dabei lernte ich jedoch den russischen Kapitänarzt, genannt 'Chlorkalk', kennen. Er ließ sich von einem Russisch sprechenden Häftlingsarzt alles ausführlich erklären, gab selbst einige kurze Anweisungen, und weiter ging es zum nächsten Bett. An den Visiten nahm der Kapitänarzt selbst aber nur jeden zweiten oder dritten Tag teil.

Ich persönlich hatte an diesem und den nächsten Tagen Gelegenheit, mich mit dem tatsächlichen Leben im Krankenbau vertraut zu machen. Es war für jeden einzelnen ein Leben unter ganz besonderen Bedingungen.

Außer zwei Isolierzimmern, in denen Häftlinge mit hoher Ansteckungsgefahr 'eingelagert' waren, befanden sich in den übrigen Zimmern Patienten mit allen nur möglichen Krankheiten. In dem Raum, in dem ich anfangs einquartiert war, lagen leicht an Tuberkulose Erkrankte neben frisch Operierten, hochfiebernde und an Lungenentzündung Leidende neben noch nicht richtig diagnostizierten Fällen. Eine Trennung der Patienten nach bestimmten Krankheiten und eine Umlegung in die entsprechenden Zimmer wurde je nach freiwerdenden Betten vorgenommen

Außerdem gab es in unserem Zimmer zwei Simulanten, man hätte sie auch als Selbstverstümmeler bezeichnen können. Diese beiden Häftlinge 'betreuten' ihre Wunden regelmäßig mit einer geringen Dosis Salz, damit die Wunden weiter eiterten und länger offen blieben. Bei der großen Visite versuchten sie stets, einer Kontrolle zu entgehen, indem sie mit irgend einer Ausrede den Raum vorzeitig verließen.

Im Nachbarraum erlebte ich sogar einen Gefangenen, der seine Wunden mit Kupferdraht 'behandelt' hat. Dies führte nach einer gewissen Zeit bei ihm zu einer Blutvergiftung und später zu seinem Tode. In einem weiteren Raum lagen viele Dystrophiker, von denen einige noch offene Beine hatten. Insgesamt war es ein sehr gemischtes Publikum, unter dem sich im übrigen auch einige Geistesranke befanden.

Zwischen all den Leidgeplagten lagen immer wieder Sterbende, denen das Atmen bereits schwer fiel und andere, die vor Schmerzen stöhnten oder auch laut aufschrieten. Alles roch nach Eiter, Fäulnis und menschlichen Ausdünstungen, obwohl der Fußboden jeden Tag mit einem ätzenden, aus Chlorkalk hergestelltem Desinfektionsmittel gescheuert wurde. Die ständige Anwendung dieses Mittels hatte denn auch dem Kapitänarzt seinen Spitznamen eingebracht. Aber selbst sein Mittel konnte die anderen Gerüche nur kurzzeitig überdecken.

Verpflegung wurde im Lazarett in Torgau dreimal am Tage ausgegeben. Morgens gab es eine Suppe oder Kascha, dazu einen Kanten Brot, etwas Fett sowie Zucker oder Marmelade. Mittags erhielten wir

wieder einen Schlag Suppe, und am Abend gab es den obligatorischen Brei. Brot und Fett erhielten wir hier mehr als auf den Zellen. Außerdem war ständig Tee in den Räumen vorhanden. Einige Erkrankte bekamen zeitweise sogar Weißbrot und andere gar eine doppelte Portion. Dies war aber immer von der jeweiligen Laune des Kapitänarztes und dann auch noch vom diensthabenden Pflegepersonal abhängig.

Die Essenausgabe und das notwendige Füttern einzelner Schwerkranker war ein Privileg von den Häftlingen, die nicht mehr bettlägerig waren. Einige dieser Privilegierten hatten es verstanden, sich durch alle möglichen Tricks schon wochenlang im Revier aufzuhalten. Sie brachten ihre Wunden immer wieder erneut zum Eitern oder versuchten, künstlich ihr Fieber hoch zu halten, um ihr angenehmes Leben als Hilfskalfaktor so zu verlängern. Für sie fiel bei der Essenverteilung 'selbstverständlich' stets etwas zusätzlich ab. Dabei machten sie mit vielen Pflegern und sogar einigen Ärzten gemeinsame Sache. Mehr Essen bedeutete für jeden Häftling, ob in cfer Zelle oder in welcher Funktion er sonst auch tätig war, weniger Hunger und eine größere Überlebenschance.

Diese Kumpane waren es dann auch, die nicht nur unter den Gefangenen, sondern sogar mit den Wachmannschaften einen regen Handel trieben. Gab es doch genügend wertvolle oder auch weniger wertvolle Güter, welche die Kranken mit sich führten. Wohin mit diesen Sachen, wenn ein Häftling aus der Narkose nicht wieder erwachte oder im Krankenzimmer nach schwerem Ringen dem Sensenmann unterlag? Wohin mit den Sachen, denn ein Verstorbener verließ den Krankenbau nur mit einem Zettel am Zeh?

Nicht nur Kleidungsstücke, also Hosen, Jacken, Mäntel und Strümpfe konnten weiter genutzt werden, soweit sie sich nach zwei oder drei Jahren Haft überhaupt noch gebrauchen ließen, nein, auch Decken und Schuhe waren besonders begehrt. Knöpfe in den verschiedensten Formen und Farben, aus Draht gefertigte Nadeln und selbst Wollreste, alles hatte seinen Wert und damit seinen Preis als Handelsware. Besonders großen Wert besaßen die durch viele Kontrollen gebrachten Rasierklingen oder auch nur Teile davon und noch verwendbare Bleistiftminen.

Diese 'Wertgegenstände' wurden in einigen Fällen schon aufgeteilt, bevor der rechtmäßige Besitzer dahingesiecht war. Und das geschah nicht etwa hinter vorgehaltener Hand, sondern ganz offiziell. So musste der Sterbende oft selbst miterleben, wie sein Nachlass 'unter den Hammer' kam. Es war ein makabres Schauspiel, das da geboten wurde. Aber jeder ergatterte Gegenstand konnte später als Tauschobjekt genutzt werden. Und jedes damit eingetauschte Stück Brot, jeder eingetauschte Zucker sicherte ein etwas längeres Durchhalten. Und jedes erbeutete Kleidungsstück schützte im Winter zusätzlich vor der Kälte.

Für mich persönlich als junger Mensch war es entsetzlich, diesen unmenschlich grausamen Kampf ums nackte Dasein zu erleben. Aber ich lernte hier das Tier 'Mensch' mit allen seinen negativen Eigenschaften kennen!

Den größten Wert besaßen nicht nur in Torgau, sondern natürlich auch in allen anderen Lagern Schmuckgegenstände und Gold. Doch, ich fragte mich oft, wo hatte jemand solche Wertsachen nach längerer Haft und den vielen Filzungen noch verborgen halten können? Aber es gab entsprechende Verstecke. Einige Häftlinge hatten ihre Goldringe zersägt, gerade gebogen und in den Kragenversteifungen deponiert. Andere trugen ihren Schmuck in den Taschen und beförderten ihn vor den Durchsuchungen in den After. Besitzer von solch wertvollen Dingen kamen auf die ausgefallensten Ideen. Dies ging bis zum Herunterschlucken des Gegenstandes und einem langen Warten, bis derselbe unter der verdauten Nahrung eines Tages wiederentdeckt und dann gesäubert werden konnte.

Ein ausgewählter 'Goldplatz' war der Mund, der bei vielen Häftlingen mehr oder weniger noch mit Zahngold gefüllt war, wenn nicht während der Untersuchungshaft einige Zähne mit Goldplomben 'verloren' gegangen waren. Ansonsten war dieser Platz relativ sicher. Aber in der Krankenabteilung, wenn Gevatter Tod nahte oder auch nur zu nahen schien, war diese Sicherheit aufgehoben.

„Bevor die Russen oder die Pfleger den Toten die Goldzähne ausbrechen, wollen wir etwas davon haben“, war die Parole der Leichenfledderer.

Eigentlich entpuppten sie sich nicht als Leichenfledderer, dies wäre allemal schlimm genug gewesen, nein, sie waren 'Fledderer der Sterbenden'. Ich kenne keinen Ausdruck für diese Kreaturen in Menschengestalt, die sich über Sterbende, die aber noch bei vollem Bewusstsein waren, hermachten. Dabei hielt einer dieser Unmenschen den Mund des Opfers gewaltsam auf, und ein zweiter klopfte mit einem Löffelstiel die Goldkronen von den Zähnen ab. In einem Fall wurde dieses Martern sogar mit einer Zange, woher sie auch immer gewesen sein mochte, vorgenommen, und die Kronen wurden einfach abgekniffen. Schreien oder das von den Gepeinigten nur noch hervorgebrachte Wimmern störte die Mitglieder solch unmenschlicher Kleinbanden nicht.

Zweimal erlebte ich während meines Revieraufenthaltes solch grausame Machenschaften. Es wagte jedoch niemand, dagegen Protest zu erheben, weil diese Unmenschen letztlich die Stärkeren waren und wahrscheinlich sogar eng mit einzelnen Posten zusammengearbeitet haben. Denn selbst wenn die Wachhabenden von solchen Grausamkeiten erfuhren, geschah den Unholden nichts. In der Totenkammer hatten später weder Häftlinge noch Bewacher größere Möglichkeiten des Zugriffs auf die Gestorbenen. Und wenn, wusste in der Totenkammer niemand, welche vielleicht ansteckende Krankheit noch in dem jeweiligen Leichnam steckte.

Moral und Recht, wo waren sie hier? Der Stärkere bestimmte auch in diesem Fall wieder den Lauf der Dinge.

Einmal erlebte ich, wie sich einer der Mithäftlinge in der Krankenstube gegen diese Tyrannei auflehnte. Er wurde daraufhin von den Ganoven ans Bett gefesselt, kurz vor der Visite in die Toilette gezerrt, erhielt weder Essen noch Trinken und wäre elendiglich umgekommen, hätte er nicht erniedrigende Abbitte geleistet. Er tat dies letztlich nur, weil auch er weiterleben und zu seiner Familie heimkehren wollte. Wer wird ihm die Abbitte bei den Unmenschen verübeln, wer wirft hier den ersten Stein.

Neben vielen anderen Gelegenheiten zum Nachdenken über Leben und Tod, über Moral und Unmoral und den Sinn oder Unsinn des Seins haben mich diese Stunden und Tage doch sehr geprägt. Und wenn ein Mensch kein Märtyrer sein oder werden will, was immer das auch ist, sollte er nur dort und in dem Umfang für 'Recht und Moral' kämpfen, wo dieser Kampf auch eine gewisse Aussicht auf einen Erfolg verspricht, und sei dieser noch so klein.

Damit gilt der Einzelne natürlich als ein Opportunist, als einer, der sich nur nach den Gegebenheiten richtet und sich an die bestehenden Umstände anpasst. Aber was wird an den Umständen geändert, wenn der Versuch einer Veränderung scheitert? Verfestigen sich dann die bestehenden Verhältnisse nicht nur noch mehr? Und übrigens, ist die moralische Wertung in Bezug auf den Begriff 'Opportunist' nicht immer letztlich auch nur subjektiv, und somit jeder selbst ein Opportunist in seiner Art?

Jeder Mensch passt sich und muss sich in irgend einer Form anpassen. Keiner ist völlig frei von seiner Umwelt, weder der natürlichen noch der Menschlichen. Alles Gerede von der sogenannten 'Freiheit' ist letztlich ein Selbstbetrug. Es gibt zwar Menschen, die freier scheinen als andere. Es sind Menschen, die auf Grund ihres Besitzes, ihres Geldes oder ihrer Macht sich 'Freiheiten' erlauben, von denen andere, die besitz- und machtlos sind, nicht zu träumen wagen. Ich glaube, frei ist ein Mensch nur, wenn er sich persönlich in der ihn umgebenden Umwelt frei 'fühlt'. Auch die viel gepriesene 'Freiheit' wird sehr subjektiv empfunden und stellt sich für jeden Menschen anders da. Damit kann natürlich auch der Begriff der 'Freiheit' und somit der von den Moralisten damit verbundene Inhalt nur subjektiv verstanden werden. Wir als Häftlinge verstanden unter 'Freiheit' erst einmal die Entlassung aus der Haft.

Diese Gedanken über Recht, Macht, Moral und Freiheit kreisten wieder und wieder durch meinen Kopf.

Außer all diesen schrecklichen Erlebnissen gab es durchaus aufmunternde Gespräche, und viele versuchten auch im Krankenrevier, ihren Mitgefangenen Mut zu machen und Trost zuzusprechen. Es waren unter den harten Bedingungen zum Glück nicht alle Häftlinge zu Scheusalen geworden. Und diejenigen, die zu solchen Unmenschen wurden, waren meistens die Menschen, die eine Möglichkeit

zur Machtausübung erhalten hatten und diese Macht dann maßlos missbrauchten.

'Macht korrumpiert eben', stellte einer meiner Mitleidenden lakonisch fest, als ob daran nichts zu ändern wäre. Und er schien mit dieser Feststellung, wie ich auch später noch oft erfahren musste, tatsächlich Recht zu behalten. Ich überlegte wieder und wieder, wie dieser Teufelskreis zwischen Macht und Recht durchbrochen werden konnte. Oder musste dieser Zustand einfach fatalistisch hingenommen werden? Ich wollte mich damit einfach nicht abfinden.

Aber auch im späteren Leben lernte ich kaum einen Menschen kennen, der auf seine einmal errungene Macht freiwillig verzichtet hätte. Selbst unter sogenannten demokratischen Verhältnissen kämpften diejenigen, die sich einmal an der Macht befinden, mit allen, auch unlauteren Mitteln, um ihren Machterhalt. Bevor jemand der Mächtigen aus seiner Machtposition zurücktritt, muss er schon mehr oder weniger dazu gezwungen worden sein.

Mehr als eine Woche war bereits seit meiner Operation verstrichen, doch an meinem Gesundheitszustand konnten weder der behandelnde Arzt noch ich persönlich eine Besserung feststellen. Der Verband wurde zwar jeden Tag gewechselt, aber der lila gefärbte Tampon, der in die ausgeschälte Wunde gelegt wurde, schien ausschließlich der Desinfektion und nicht der Heilung zu dienen. Dabei erfüllte er selbst diese Aufgabe nur ungenügend, denn der Wundrand begann sich von Tag zu Tag mehr zu entzünden und setzte bereits den ersten Eiter ab.

So kam es, dass bei einer der Morgenvisiten 'Chlorkalk' mit eigenen Augen meine Wunde sehen wollte. Nachdem der Verband entfernt und er eingehend die Wunde betrachtet hatte, schaute er mich an. Ein 'Malinki', soviel wie 'kleiner Junge', kam über seine Lippen. Dann gab er den umstehenden Ärzten einige für mich nicht verständliche Anweisungen. Danach trat er nur noch zu einem weiteren Patienten, traf auch dort einige Anordnungen und verließ, von seinem in Weiß gekleideten Gefolge begleitet, das Zimmer.

Wenig später erschien erneut der mich betreuende Häftlingsarzt mit einem Pfleger. Mein Verband, der gerade erst nach der Visite neu angelegt worden war, wurde gelöst und die Wundeinlage entnommen. Kaliumpermanganat hatte mir anscheinend nicht geholfen. Denn seit diesem Zeitpunkt zierte auf Weisung von 'Chlorkalk' ein Öltampon meine Wunde. Mir wurde gesagt, ich hätte als 'Malinki' bei dem Kapitänarzt Mitleid erregt, und deshalb hätte er diese neue Behandlungsmethode angeordnet. Ein wahres Glück, denn der Erfolg war für den Arzt und auch für mich schon nach wenigen Tagen deutlich sichtbar.

Ich bekam allmählich immer mehr Achtung vor einer im ersten Moment zwar primitiv erscheinenden, aber sehr wirksamen russische Heilkunst.

Über die einsetzende Heilung der 'spezifischen Drüsenvereiterung', man hatte wohl Proben des entnommenen Gewebes analysiert, war ich genau so froh wie über eine davon abhängende baldige Entlassung aus dem Krankenrevier. In den Zellen erschien mir trotz all der auch dort auftretenden Problemen das Leben doch bedeutend menschlicher und sogar gemütlicher.

Ein Gutes oder ein Schlechtes, wer weiß es schon, hatte mein Aufenthalt außerhalb der Zelle trotz allem für mich gehabt: Man hatte mich nicht ins ferne Sibirien verbannt. Ein solcher Transport dorthin war nämlich in der Zwischenzeit zusammengestellt und auf die Schiene gebracht worden. Meine Zellengenossen berichteten mir, auch mein Name sei ausgerufen worden. Doch als Kranken hatte man mich dann wohl von der Liste gestrichen. Ob ich eventuell, wie manche Kameraden, aus den weiten Russland früher heimgekehrt wäre, oder meine Gebeine irgendwo in eisiger Kälte ruhen würden, wer weiß es? Das Schicksal hatte entschieden: Ich blieb weiterhin in Torgau.

So blieb ich dann in Fort Zinna, wo inzwischen nach einer alten Melodie das neue Lied der jungen Häftlinge erklang:

'Wo Fort Zinna stehet hoch Elbestrand,

wo der Kreuzbau recket sich ins weite Land,

wo man Kinder weinend hinter Gittern sieht,
dort ist meine schönste Jugendzeit verblüht!

Ich ahnte zu dieser Zeit nicht, dass ich im Sommer 1948 nach Sachsenhausen in das ehemalige Konzentrationslager geschafft werden sollte. Und noch weniger ahnte ich damals, dass ich später noch weitere vier Jahre in diesem Kreuzbau in Fort Zinna zubringen müsste. Hier, hinter diesen Mauern verblühte tatsächlich die schönste Zeit meiner Jugend!

Für alle nicht zur Arbeit eingesetzten Häftlinge, und das waren unter sowjetischer Aufsicht in Torgau die allermeisten, war eine sinnvolle Freizeitgestaltung in den Zellen äußerst wichtig. Für einige Häftlinge, besonders in der Zeit ihrer Einzelhaft, konnte eine vernünftige Freizeitbeschäftigung lebenserhaltend wirken. Aber selbst in Drei-Mann-Zellen und größeren Gemeinschaftsräumen führte sie zu einem besseren Verhältnis untereinander. Dabei half sie auch dort dem Einzelnen, mit manchen Problemen, und deren gab es in der Gefangenschaft genug, fertig zu werden.

In der Einzelzelle hatte jeder für sich zu sorgen und musste, allein auf sich gestellt, versuchen, seine Zeit möglichst abwechslungsreich und sinnvoll zu verbringen. Dabei gab es natürlich im Tagesverlauf ständig wiederkehrende Ereignisse, die in eine Planung der Selbstbetätigung einzubeziehen waren. Dies galt für die zeitlich verschiedenen Essenausgaben, den Hygienedienst und die Zählkontrollen. Die Eckpunkte der Tagesplanung waren dabei das morgendliche Wecken und die allabendlich gebotene 'Nachtruhe'. Und zwischen dem um fünf oder sechs Uhr morgens gellendem 'Aufstehen' und dem nächtlichen 'Ruhe' lagen täglich fünfzehn oder gar sechzehn Stunden, die verbracht werden wollten und sollten. Da wurde selbst eine Zellenkontrolle mit ausgedehnter 'Filzung' zu einer Abwechslung. Natürlich rechnete in jeder Zelle die unregelmäßig erfolgende Schädlingsbekämpfung oder auch die Entlausung, verbunden mit einem Bad, zum Zeitvertreib.

Doch trotz alledem, die Tage waren lang! Und sie wurden mit der Zeit scheinbar immer länger! Außerdem gab es noch die vielen, vielen Nächte, in denen der Schlaf nicht immer eintrat, wenn man ihn herbeisehnte.

Was sollte der Häftling also alleine tun oder besser gefragt, was konnte er überhaupt tun? Es war bereits in den ersten Tagen meiner Haft in Greifswald gewesen, ich war noch nicht einmal verurteilt, als mir ein älterer 'Knastbruder', der mehrmals vorbestraft war, einen wichtigen und richtigen Rat gegeben hat. Dieser Häftling, ich habe ihn früher bereits einmal erwähnt, war von den Nazis als Berufsverbrecher gekennzeichnet worden und hatte deshalb drei Punkte zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand eintätowiert. Er wusste auf Grund seiner Erfahrungen aus einer sehr lange genossenen Haftzeit, wovon er sprach.

'Hier bist du im Knast', war seine Rede, 'hier bist du ganz alleine. Von draußen kann dir hier drinnen keiner helfen, und auch du kannst keinem da draußen eine Unterstützung geben. Vergiss deshalb Vater und Mutter, vergiss Schwester und Bruder und alle Freunde. Hier darfst du nur noch an dich denken und an dein Überleben. Wenn du nur an dich denkst, ohne anderen zu schaden, hilfst du dir und deinen Angehörigen am besten. Nur dann hast du die Aussicht, hier lebend wieder herauszukommen'.

Und er fügte nach einigem Nachdenken noch hinzu: 'Hier drinnen musst du vor deinen Mitgefangenen mehr Angst haben als vor den Gefängniswärtern. Deshalb lege dich mit keinem an, du weißt nie, weshalb derjenige hier ist und ob du es nicht mit einem Mörder zu tun hast'.

Diese Worte, in denen sich eine in vielen Gefängnisjahren erworbene Erfahrung dieses 'Knastologen' widerspiegelte, sind mir in den Wochen und Monaten meiner Haft nicht aus dem Sinn gegangen. Ich habe mich tatsächlich bemüht, sie zu beherzigen, auch wenn es so manches Mal nicht leicht war. Die Richtigkeit dieser Worte bestätigte sich nur allzu oft am Schicksal vieler Leidensgefährten. Durch das ständige Grübeln und das Erinnern an ihre Angehörigen zermürbten sie sich psychisch. Sie machten sich selbst 'fertig', wie wir

sagten. Nach und nach magerten sie immer stärker ab, verloren allen Lebensmut und gaben sich letztlich auf. Das war dann die Zeit, auf die der Sensenmann nur gewartet hatte.

Die Gedanken an zu Hause hinter sich zu lassen, war nicht leicht. Das wusste ich selbst von mir als jungem Burschen. Und mir war auch verständlich, dass es einem Familienvater viel, viel schwerer fallen würde, nicht ständig an seine Angehörigen zu denken. Doch unter den Gegebenheiten, unter denen wir in diesen Jahren zu leben hatten, kam es letztlich nur auf das eigene Durchhalten an. Erst nach einer eventuellen Entlassung, von der keiner wusste, wann sie je erfolgen würde, konnten wir unsere Lieben daheim wieder freudig in die Arme schließen und ihnen zur Seite stehen.

Da ich nicht wollte, dass ich eines Tages mit einem 'Zettel am Zeh' weder im Wald von Mesekenhagen bei Greifswald noch irgendwo in der Nähe von Torgau oder gar in der Gegend von Sachsenhausen eingescharrt wurde, kamen für mich zuviel Gedanken an Vergangenes nicht in Frage. Diese Art der Freizeitbeschäftigung lehnte ich, so gut ich konnte ab. Also galt es andere Möglichkeiten zu suchen und zu finden. Dabei ging es sowohl um aktive geistige Betätigung als auch um körperliches Training. Beides war notwendig, um sich gesund zu erhalten.

In der Einzelzelle wurde der tägliche Gang zwischen Tür und Fenster und wieder zurück zur wichtigsten körperlichen Betätigung. Aus der Größe der Zelle, ihrer Länge und Breite, ergab sich das Schrittmaß. Dabei wurden die Schritte hin und zurück gezählt, die Dauer eines Ganges bestimmt und daraus sogar nach und nach eine relativ genaue Zeitrechnung entwickelt. Soundso viel Schritte ergaben die und die Zeit, es konnte damit eine Minute oder auch eine Stunde berechnet werden. So wurden schon beim Gehen auch geistige Tätigkeiten angeregt. In den Drei-Mann-Zellen wurde dieser Zeitvertreib im Wechsel zwischen den Insassen durchgeführt. Einige saßen allerdings lieber immer auf dem Boden und mussten selbst zum täglichen Gehen angeregt werden. In den großen Zellen erfolgte, wenn der Platz es erlaubte, ein gemeinsamer Rundgang mehrerer Häftlinge. Sonst wurde von einem Ende der Zelle zur anderen geschritten und dort gemeinsam kehrt gemacht. Oft war auf Grund der Enge nur ein Gänsemarsch möglich. Eine Unterhaltung untereinander war dadurch dann erschwert.

Regelrechte gymnastische Übungen wie Kniebeugen, Liegestütze, Rumpfbeugen und auch 'Seilspringen' ohne Seil trugen ebenfalls zur Gesunderhaltung bei. Im Laufe der Zeit wurden dabei immer neue Formen der 'Körperverrenkungen' erfunden und erprobt. Auf den Gemeinschaftszellen wurden sogar sportliche Wettkämpfe ausgetragen und von mehr oder weniger echten Reportern stimmungsvoll kommentiert. Es gab allerdings einige Mitgefangene, die sportliche Aktivitäten sowohl für die Gesunderhaltung als auch als Formen des Zeitvertreibes für falsch hielten. Es wurde ihrer Meinung nach dadurch bei der schmalen Kost nur unnötig Kraft vergeudet.

Mit großem Eifer beteiligten sich viele Mitgefangene an den Tanzstunden. Hier wurde richtig unter der Anleitung selbsternannter Tanzlehrer geübt und vom Walzer bis zum Tango keine Art ausgelassen. Es gab ausgezeichnete Paare, die in den Zellen ihre Schautänze vorführten. Die entsprechende Musik erzeugten begabte 'Kammläser' und Trommler, oder es wurde einfach nur von den Zuschauern der Takt geklatscht.

Eine Zeit lang herrschte auf einer Zelle sogar der 'Step- Fimmel' vor. Jeder wollte diese Kunst erlernen. Die Anfangsgründe der Beinarbeit wurden zuerst mit gleichzeitigem Festhalten am Pritschenrand einstudiert. Gut abgestützt, begann der Grundablauf: Spitze-Hacken-Ballen rechts und Spitze-Hacken-Ballen links, und wieder und wieder, und schneller und schneller. Letztlich war es nur das Beherrschen der richtigen Gewichtsverlagerung des Körpers und einer schnellen Beinarbeit. Nach genügend Vorübungen ging es ohne Halt und Hilfen weiter, immer wieder Spitze- Hacken-Ballen und ein wenig Schwung mit dem Körper. Und als letztes wurde der Takt geschlagen und, wenn möglich, das ganze mit Eisen beschlagenen Schuhen vollführt. Die Auftritte von einigen 'Stepper' wären in Freiheit durchaus bühnenreif gewesen. Meine Beteiligung hat sich auf das Erlernen der Anfangsgründe beschränkt, aber die einmal geübten Schritte vergisst man nie.

Neben solchen selbstgewählten Möglichkeiten verlangte der 'Zellendienst' einen gewissen körperlichen Einsatz. Das Reinigen und ständige Scheuern des Fußbodens, in Torgau hatten die Zellen anfangs alle noch Parkettböden, war keine leichte Arbeit. Und auch das Putzen der Waschbecken, die Toilettenreinigung und das Säubern von Fensterbänken und Türen waren nicht nur Zeitvertreib. Alle diese Arbeiten unterlagen einer strikten Arbeitsteilung zwischen den Mitwirkenden,

die täglich wechselten. Die Toilettenreinigung war auf den Gemeinschaftszellen die undankbarste Aufgabe, denn nicht alle Kameraden zeigten immer das notwendige Hygieneverständnis. Selbsternannte Zellenälteste verteilten diese Aufgabe oft als eine Art 'Erziehungsmaßnahme' an einzelne Häftlinge, die ihnen nichtwohlgesonnen erschienen. Und das Wort eines Zellenältesten galt in dieser Zeit in Torgau als Gesetz.

Einkaufsmöglichkeiten für notwendige Gebrauchsgegenstände gab es in der Abgeschiedenheit unserer Zellen während unserer Haftzeit leider nicht. Also hatten wir zur Selbsthilfe zu greifen, um für den täglichen Bedarf Schneidwerkzeuge und Nadeln, Haken und Ösen, Schnüre und viele andere Dinge herzustellen oder, wie man sagt, zu produzieren.

Dabei war das Anfertigen von Schuhschnüren relativ einfach. Aus Einzelfäden, die aus nicht mehr benutzbaren Socken oder zerschlissenen Pullovern vorsichtig gezogen worden waren, wurden lange Schnüre gezwirnt und danach dieselben verflochten. Beides erforderte Geschick und Zeit, vertrieb aber gleichermaßen die Zeit, von der wir in unseren Zellen genügend hatten.

Mehr Geschick und besonders Ausdauer waren allerdings notwendig, um Näh- und Sticknadeln anzufertigen. Als Ausgangsmaterial dienten uns in Torgau in den meisten Fällen die Eisenhaken, die in den Federböden der Matratzen die einzelnen Federn zusammenhielten. Sie waren acht bis zehn Zentimeter lang und an den Enden ein- bis zweimal gekrümmt. Ihre Stärke betrug knapp zwei Millimeter. Da diese Eisenbetten, wie bereits erwähnt, zu ihrem eigentlichen Zweck nicht genutzt werden konnten, dienten die Einzelteile als wichtige Materialgrundlage. Die Bewohner derjenigen Zellen, in denen noch Betten oder Reste davon vorhanden waren, konnten mit diesem Material gute Geschäfte machen.

Der technologische Vorgang begann mit dem Begradigen der gewonnenen Eisenhaken. Dies geschah in mühevoller Handarbeit durch Einspannen der gebogenen Enden zwischen den Bettscharnieren und einem langsamen Geradebiegen. War diese Arbeit gut gelungen, mussten die dicken Stahldrähte in ihrer ganzen Länge mindestens auf halbe Stärke abgeschliffen werden. Bei den Sticknadeln durfte der Durchmesser auf keinen Fall stärker als ein Millimeter sein.

Dies erreichte der Hersteller, indem er den Draht mit einer Kachelscherbe bearbeitete oder ihn an einer Bruchkante des Toilettenbeckens solange scheuerte, bis genügend abgeschliffen war. Eine stupide und zeitaufwendige Arbeit. Besondere Aufmerksamkeit und großes Fingerspitzengefühl waren dann gefragt, um eine gute Spitze anzuschleifen. Auch das Herausformen einer kleinen, etwas breiteren Fläche, in die später das berühmte Nadelöhr eingearbeitet werden sollte, gestaltete sich recht schwierig und erforderte einiges Geschick..

Abschließend folgte der schwierigste Arbeitsgang, nämlich dieses Nadelöhr zu fertigen. Hierzu eignete sich am besten eine Rasierklinge oder wenigstens ein Teil davon. Hiermit wurde dann nach und nach das Loch eingeritzt. Dies mit einer anderen Nadelspitze zu schaffen, war weit mühseliger und meist auch nicht zu vollbringen. Dabei war natürlich die Herausarbeitung des Öhrs je nach der gewünschten oder benötigten Nadelart einfacher oder komplizierter.

So entstanden unter den primitivsten Verhältnissen nach Wunsch und Bedarf Stick-, Näh- und Stopfnadeln. Der Produzent selbst hatte sich, wenn ihm auch noch das Material gehörte, eine gute Handelsware geschaffen. Diese konnte dann entsprechend der 'Marktlage' vertauscht oder auch nur verborgt werden. Doch zu geschäftlichen Dingen an anderer Stelle.

Das Anfertigen von Schneidwerkzeugen war wesentlich stärker von der Materialbereitstellung abhängig. So hätten sich zwar einzelne Blechstücke in unterschiedlichster Größe und Stärke dazu sehr gut geeignet, aber die Frage war immer, woher nehmen? Da nur selten jemand die Zelle verlassen durfte und auch außerhalb kaum die Gelegenheit fand, ein geeignetes Stück Blech zu ergattern, war diese Möglichkeit der Beschaffung reine Glückssache.

Es galt somit zu überlegen, welch 'zelleneigenes' Material Verwendung finden konnte. Versuche, aus

den Stahlrahmen der Bettgestelle Einzelteile zu gewinnen, waren selbst bei raffiniertem Vorgehen erfolglos geblieben. Doch die Blecheinfassungen der Lampenglocken an der Zellenwand zeigten sich sehr geeignet. Der Umfang der Halbschalen und damit die Länge der einzelnen Blechstreifen betrug mehr als einen halben Meter. Aus einer Lampenfassung konnten somit zwei oder sogar drei Messer gefertigt werden.

Zuerst galt es dabei, die Streifen zu glätten und in Einzelstücke zu teilen. Diese Arbeit war bei dem dünnen Blech leicht zu bewältigen. Danach brauchte die nach außen gekrümmte Kante nur angeschliffen und an einem Ende noch eine Spitze geformt werden, und ein säbelartiges Schneidwerkzeug war entstanden.

Stricknadeln, selbstgefertigte Knöpfe aus Blechstückchen oder auch aus hartgetrocknetem Brotteig, Sicherheitsnadeln aus kleinen Drahtstücken und viele andere einfache Gegenstände erforderten bei ihrer Herstellung keine besondere Begabung. Aber durch all diese Arbeiten wurden nicht nur Werte erzeugt, sie regten auch zu körperlichem und geistigem Tätigsein an, und füllten außerdem die Zeit sinnvoll aus.

Vieles Überlegungen bedurfte es, um günstige Verstecke für die geschaffenen Gegenstände zu finden. Sonst hätten sie bereits bei der nächsten Filzaktion entdeckt und eingezogen werden können. Dies alleine wäre zwar schon ärgerlich gewesen, aber noch nicht das Schlimmste. Die Beschaffung von neuem Ausgangsmaterial wäre dann zu einem viel größeren Problem geworden.

Mit einigen dieser in mühsamer Arbeit hergestellten Dinge wurden weitere notwendige Dinge produziert. Unter dem Motto 'Aus Alt mach Neu' erlernten viele Häftlinge, unter anderen auch ich, Häkeln und Stricken. Wir fertigten uns bald selbst Pullover und Strümpfe an. Die benötigte Wolle wurde aus den nicht mehr tragbaren Sachen gewonnen. So entstand aus zwei oder drei alten Pullovern ein neuer. Oftmals wurden diese Arbeiten auch von einigen Häftlingen als Auftragsarbeit für die Mitgefangenen ausgeführt, die sich eine solche Tätigkeit nicht zutrauten. Tabak, Brot und viele andere Tauschartikel standen als Gegenleistung zur Auswahl.

Sogar für Angehörige der Wachmannschaften wurden viele mehr oder weniger wertvolle Gegenstände gefertigt. Diese mussten dafür natürlich neben einer entsprechenden 'Bezahlung' auch das notwendige Material liefern. 'Kunststicker' fertigten richtige Gobelins an, die bei den Sowjetbürgern besonders beliebt waren. Andere Häftlinge wieder entpuppten sich als begabte Kunstmaler. Es gab auch geschickte Modellierer und Holzschnitzer, denen für eine gewisse Zeit von den Posten ausnahmsweise der Besitz eines Messers gestattet wurde. Es schien alles Mögliche und Unmögliche zu geben, man musste auch in der Gefangenschaft nur die richtigen Beziehungen haben.

Unter den gegebenen Bedingungen konnten sich viele der Häftlinge, die eine Möglichkeit dazu hatten und es auch wollten, in den verschiedensten handwerklichen und künstlerischen Tätigkeiten erproben. Dabei durfte man sich bei den meisten Arbeiten allerdings nicht 'erwischen' lassen, es sei denn, man arbeitete im Auftrag eines Schließers. So konnte aus der Not eine Tugend gemacht werden, und für einige Gefangenen sind diese Jahre sogar zu 'Lehrjahren' geworden.

Breiten Raum nahm auf den Zellen die Herstellung von Spielen und den dazu benötigten Figuren, Karten und Plänen ein. Neben kleinen Holzstäbchen oder den aus Brot geformten Plättchen, die verschieden gefärbt wurden, gab es Schachfiguren, die sehr ausdrucksstark gestaltet waren. In der Mehrzahl waren sie geschickt aus Brotteig geknetet, in Einzelfällen sogar kunstfertig aus Holz geschnitzt. Die aus Brotteig geschaffenen Figuren hatten neben ihrer relativ leichten Herstellung den Vorteil, dass sie bei besonders ausgeprägtem Hunger des Besitzers aufgeweicht und wieder verspeist werden konnten. Dies ist in einigen Fällen tatsächlich geschehen.

Die Spielflächen wurden gewöhnlich auf dem Fußboden oder den Pritschen markiert. Einige Mithäftlinge besaßen auch Tücher, auf die dann einzelnen Felder und Pläne aufgezeichnet oder eingestickt waren.

Papier oder Pappe war auf allen Zellen eine ausgesprochene Mangelware. Es galt als ein besonderer

Schatz, davon einige Stücke zu besitzen. Sie bildeten dann das Grundmaterial für die überall heißbegehrten Kartenspiele. Begabte oder weniger begabte 'Künstler' zeichneten, nachdem man sich vorher auf eine bestimmte Ausfertigung geeinigt hatte, die notwendigen Signaturen für die Skatkarten. Es gab nämlich immer wieder Streit, ob eine französische oder eine deutsche Ausführung das Kartenblatt zieren sollte.

So hat oft der Spielteufel unter den Gefangenen und mit ihnen gewütet. Er vertrieb uns nicht nur die Zeit, sondern dieser und jener Häftling erlernte für sich manch ein neues Spiel. Einige entwickelten sich dabei zu wahren Dame-, Skatoder Schachmeistern, andere wurden direkt zu 'Spielsüchtigen'. Doch das ständige gleiche Spielen von Dame oder Mühle konnte auch zur Belastung werden und einen rein 'rammdösig' machen.

In den Drei-Mann-Zellen hatte man gegenseitig nach kurzer Zeit die Stärken und Schwächen jedes Einzelnen bei den verschiedenen Spielen erkannt. Deshalb wurden die Spielarten hier öfter gewechselt. Denn, obwohl es keine Preise gab, jeder wollte auch einmal gerne gewinnen, und der Zellenfriede sollte auf jeden Fall erhalten bleiben.

Auf den großen Zellen, die in den ersten Jahren in Torgau mit vierzig bis sechzig Gefangenen belegt waren, wurden dagegen in einzelnen Spielarten regelrechte Turniere ausgetragen. Solche Veranstaltungen zogen sich beim Skat oder Schach über mehrere Tage, ja Wochen hin.

Für mich war es ein Vergnügen, ein bereits in jungen Jahren von mir geübtes Spiel hier zu vervollkommen: das 'Blindschachspiel'. So saß dann ein Spieler an dem Schachbrett und ich hielt mich in gewisser Entfernung auf, ohne das Spielfeld einsehen zu können. Los ging es mit 'e2 auf e4' und als Gegenzug vielleicht 'e7 auf e5'. Mir war klar, beide Seiten hatten ihren Königsbauern um je zwei Felder vorgerückt. Und weiter ging es mit 'Springer g1 auf f3', hier wurde die Figur mit angesagt, bei einem Bauernzug brauchte dies nicht zu erfolgen. So gingen die Antworten Zug um Zug hin und her, der eine dabei auf das Spielfeld schauend und die Figuren bewegend, und ich die jeweilige Stellung der einzelnen Figuren auf den 64 Feldern in meinem Kopf registrierend. Es war für mich eine ausgezeichnete Gedächtnisarbeit, gepaart mit logischem Denken, eine großartige Schulung meiner grauen Zellen. In der damaligen Zeit, und auch noch später, gelang es mir, gleichzeitig an zwei Brettern 'blind' zu spielen. Die Versuche, dies auch an drei Brettern zu schaffen, führten meistens nach zehn oder zwölf Zügen an einem der Bretter zur vorzeitigen Aufgabe oder Niederlage. Ich verlor dann doch mit der Zeit den Überblick.

Diese Spielweise wurde auch von anderen Schachspielern erprobt, und wenig später war in zwei Zellen das 'Blindschach' zu einer anspruchsvollen geistigen Betätigung geworden. Dies führte dazu, dass wir sogar einige Partien 'blind' gegeneinander spielen konnten und ein neutraler Schachkundiger die Figuren auf dem Spielfeld bediente. Ein 'blind' errungener Sieg erregte allgemeines Aufsehen und selbstverständlich entsprechende Anerkennung.

Nachdem einige Schachfreunde bei notwendigem Bemühen und unter großer Konzentration die Spielweise erlernt oder besser, ihr Gedächtnis entsprechend trainiert hatten, bemerkten sie an sich selbst, welche geistigen Möglichkeiten und Fähigkeiten doch ein Mensch besitzt. Ein solches Wissen, eine solche Erfahrung stärkten ungemein das Selbstvertrauen, und das war in dieser für jeden Häftling harten Zeit sehr, sehr wichtig.

Überhaupt war jeder Sieg in einem Spiel gleichzeitig ein Erfolgserlebnis, wobei es nicht darauf ankam, ob dieser Sieg beim Skat, Romme, Kanaster oder wie die Spiele alle heißen mögen, errungen worden war. Ein klein wenig Ehrgeiz steckte selbst hier in Gefangenschaft noch in jedem Spieler. Deshalb war alles Spielen nicht nur ein billiger Zeitvertreib.

An den beschriebenen Möglichkeiten wird auch zugleich deutlich, dass in den großen Zellen das Leben wesentlich leichter zu ertragen war als zu Dritt oder gar in der Einzelzelle, abgesehen von einigen Problemen, die es nur in diesen Gemeinschaftszellen gab.

Was konnte ein Häftling auf einer Einzelzelle außer dem schon beschriebenen Umhergehen noch

unternehmen, ohne nicht dem zermürbenden Grübeln zu verfallen? Für mich bildeten zum Beispiel mir bekannte Gedichte und Lieder neben anderem einen Fundus, auf den ich immer wieder zurückgriff.

Das Singen, und wenn es auch nur sehr leise geschehen durfte, war für mich ein glänzender Zeitvertreib. Es war dabei einerlei, ob ich umher ging, mich an die Wand lehnte oder auf dem Boden saß. Da ich in der Schule in einem Chor mitwirken durfte, war mir eine recht umfangreiche Zahl von Liedern geläufig, und so verbrachte ich oft Stunden singend in meiner Zelle. Einmal begonnen, fielen mir immer wieder neue Lieder ein, wenn auch nicht alle Texte vollständig in meinem Gedächtnis haften geblieben waren. Ob es die 'Schwarzbraune Haselnuss' war, die ich besang oder ich 'Hoch auf dem gelben Wagen' saß, ob ich mit 'Lützows wilder, verwegener Jagd' zum Kampfe aufbrach oder mich dort befand, 'Wo de Ostseewellen trecken an den Strand', immer waren mit den Liedern auch irgendwelche Erinnerungen verbunden. Die aber wurden möglichst schnell verscheucht und ein neues, möglichst fröhliches und aufmunterndes Lied begonnen.

In ähnlicher Form gelang es mir, viele Gedichte zu rekapitulieren. So schlich ich mich zu 'Dyonis, dem Tyrannen', erlebte den erfrischenden 'Tauwind', der vom 'Mittagsmeer' kam, begann mit 'Joachim Hans von Ziethen' das Schlachtfeld bei Torgau 'auszukehren' und hörte den Ruf: 'Ein Boot is' noch buten'. Ich war dabei selbst erstaunt, wie viel an Gelerntem doch in meinem Schädel haften geblieben war.

Vielleicht war dies auch das Ergebnis eines harten gemeinsamen Wettkampfes mit meinem vier Jahre älteren Bruder im Tannenkamp. Ich war damals zehn Jahre alt, als wir, auf den Waldwegen langsam dahin schlendernd und wetteifernd Gedichte lernten oder zwei- und dreistellige Zahlen im Kopf miteinander multiplizierten. Dabei kauten wir unsere nur mit Salz bestreuten Brotschnitten, denn diese Nahrung sollte den Geist besonders stärken. Manchmal fragten wir uns auch gegenseitig Nummern, Titel und Beschreibungen von Bildern aus Sammelalben ab, die wir uns Tage vorher betrachtet hatten. Mein Bruder nannte das 'Gedächtnistraining', und hat damit wahrscheinlich recht gehabt.

Es fanden sich in meinem Hirn auch ganze Regelsprüche aus dem Lateinunterricht wieder ein, und ich wiederholte des öfteren: 'Neutra ist, vas, das Gefäß, os, oss, iter, cor, ver, äs; doch juvenus, virtus, salus, servitus, senectus, palus ... arbor weiblich sind im Brauch' oder 'masculina Generis sind die Wörter all auf -nis,...'. Diese Sprüche ließen sich weiter fortsetzen. Manchmal fragte ich mich jedoch, was das ständige Wiederholen eigentlich für einen Wert hatte, außer dem des Zeitvertreibs. Aber diese Art von Zeitvertreib war allemal besser als stupides Sinnieren.

Ähnlich war es mit den mathematischen Übungen, die ich gleichfalls regelmäßig durchführte. So gelang es mir nach längerem Training wieder, Multiplikationen von drei- mit vierstelligen Zahlen oder umgekehrt im Kopfe auszuführen. Als ich dieses Können auf Gemeinschaftszellen zeigte, steigerte sich dort mein Ansehen bei den Mitgefangenen. Kaufen konnte ich mir dafür zwar nichts, aber es hob mein Selbstgefühl. Der Versuch, entsprechende Zahlengruppen im Kopfe zu dividieren, war für mich bedeutend schwieriger und meistens nicht von dem notwendigen Erfolg, sprich dem richtigen Ergebnis gekrönt.

Weitere Formen meiner geistigen Selbstbeschäftigung waren das Wiederholen mir bekannter Geschichtszahlen und das gedankliche Durchreisen fremder Länder und Meere. Beim ersteren versuchte ich historische Parallelen zu finden und stellte Vergleiche gewisser geschichtlicher Abläufe an. So verglich ich unter anderem das Leben vieler historischer Figuren miteinander, versuchte mehrere Kriegsabläufe in verschiedenen Epochen zu analysieren oder trieb ähnliche gedankliche Spielereien.

Dabei stieß ich auf eine interessante Übereinstimmung historischer Daten zwischen Napoleon und Hitler. Und zwar wie folgt: Ereignisse, zu denen beide ein enges Verhältnis hatten, erfolgten im Abstand von 129 bis 130 Jahren. Die Französische Revolution war 1789, die Novemberrevolution 1918 in Deutschland 129 Jahre später. 1804 machte sich Napoleon zum Kaiser, 1933 wurde Hitler Reichskanzler. Napoleon liierte sich 1809 durch Heirat mit Österreich, 1938 marschierte Hitler in Österreich ein. 1812 begann Napoleon den Feldzug nach Russland und 129 Jahre danach folgte ihm Hitler. Die Völkerschlacht bei Leipzig 1813 und die erste Verbannung Napoleons 1814 hatten auch

129 Jahre Abstand zur Vernichtungsschlacht von Stalingrad 1942/43.

Fast wollte ich nach solchen Vergleichen an die Kabbala, eine mystische Geheimlehre des Mittelalters glauben. Doch solch ein Glauben hätte mich nur zum Fatalismus geführt, und dann hätte ich mich meinem Schicksal ergeben können. Wohin ein solcher Gleichmut führte, hatte ich bei vielen sich selbst aufgebenden Mitgefangenen gesehen.

Sehr interessant und abwechslungsreich gestaltete sich auch meine Beschäftigung mit geographischen Dingen. Ich reiste in Gedanken in ferne Länder und stellte mir die jeweilige Landschaft vor. Ich durchstreifte Urwälder, durchquerte Wüsten und erinnerte mich an manche Geschichten von Karl May, die ich gelesen hatte. Ich wohnte mit Indianern in ihrem Tipi, versteckte mich im mannshohen Gras der Prärie und dachte dabei an die gemeinsamen Lagerfeuer mit Zigeunern auf dem Brachland hinter dem Tannenkamp in Wolgast, die ich tatsächlich erlebt hatte. Wie gut hatte doch das im Feuer im eigenen Saft geschmorte Hühnerfleisch geschmeckt, nachdem es von seinem Federkleid befreit war. Oft gingen bei diesen geistigen Exkursionen Erdachtes und Wirkliches ineinander über, aber die Zeit verging bei solchen Träumereien wie im Fluge.

In den Dreierzellen und in größeren Gemeinschaften kam mir mein gut trainiertes Gedächtnis immer wieder zugute, konnte ich doch hier als Unterhalter auftreten oder andere in ihrem Bemühen unterstützen. Zuhörer fanden sich stets genug, weil die meisten Häftlinge jede Möglichkeit der Unterhaltung auskosteten. Meine Reiseschilderungen begann ich meistens mit dem mir aus der Kinderzeit bekannten Reim: 'Jetzt geht die Reise um die Welt, wir haben schon ein Schiff bestellt', und weiter 'von Meer zu Meer, von Kap zu Kap, wir fahren heut, nicht morgen ab'. Und los ging die Erzählerei.

Da wurde dann eine Reise in den Süden Italiens und auf die Insel Sizilien unternommen. Die Zuhörer erlebten am Vormittag eine Rodelpartie an den noch schneebedeckten Hängen des Ätna, am Nachmittag des gleichen Tages ein erfrischendes Bad in den Fluten der Straße von Messina. Sie besuchten historische Plätze, setzten über nach Malta und durchstreiften La Valetta. Eine andere Geschichte führte sie ins ferne Afrika und ließ sie den Spuren Livinstones und Stanleys quer durch den schwarzen Kontinent folgen. Und auf der Rückreise standen die den Worten des Erzählers Lauschenden staunend vor den Pyramiden Ägyptens. Sven Hedins Reisen im Innern Asiens wurden wie eigene Erlebnisse ausgeschmückt und eine mit vielen Abenteuern verbundene Weltumseglung anschaulich geschildert.

Stundenlang konnte so erzählt, berichtet und vielfach auch gesponnen werden. Selbst bei gleichen oder ähnlichen Geschichten fanden sich immer wieder neugierige Zuhörer. Einige Male wurde ich sogar gefragt, ob ich an diesem oder jenem Ort selbst gewesen oder ob meine Erzählung tatsächlich wahr sei. Dann war ich besonders stolz, denn meine Berichte schienen den Tatsachen zu entsprechen. Und dabei gab es in meinen vielen Schilderungen zum großen Teil wie einst bei Karl May nur Angelesenes oder vielfach sogar frei Erdachtes. Beides trug ich natürlich mit größter Selbstverständlichkeit vor.

Interessant gestalteten sich auf den größeren Zellen und später im Lager die sogenannten 'Fragestunden'. Einige Mitgefangene, die in den verschiedensten Wissensbereichen firm waren, zeigten sich in solchen Stunden bereit, alle möglichen und unmöglichen Fragen zu beantworten. Ein Ausgewählter leitete diese Stunden, in denen es von Fragen zu tiefschürfenden philosophischen Problemen bis zu Fragen nach Kochrezepten ging. Oftmals mussten die Themen eingegrenzt werden, damit nur wirklich Interessierte an solchen Veranstaltungen teilnahmen und nicht alles durcheinander ging. Anregend waren solche Unterhaltungen auf jeden Fall, selbst wenn es dabei ab und an heftigen Streit zwischen den Wissenden und den vielen 'Besserwissern' gab.

Viel Zeit wurde auch mit unterschiedlichsten Plänen für ein zukünftiges Leben in Freiheit verbracht. Da wurden in Gedanken Häuser gebaut, große Reisen geplant, ein neuer Beruf oder überhaupt erst einer ergriffen, Schiffe entworfen und über eventuelle Geldquellen sinniert und spekuliert. Man konnte dies alles auch einfach mit dem Wort 'Spinnen' abtun, aber all dieses Planen und Überlegen ging von einer

gewissen Realisierbarkeit aus und hatte somit einen durchaus ernsthaften Kern.

Ein späterer Hausbau, angefangen vom einfachen Blockhaus bis zur vielräumigen Villa wurde zu einem schier unerschöpfliches Thema. Genaue Berechnungen über die Anzahl der benötigten Baumstämme, ihre Länge und ihren Durchmesser, über Wandverkleidungen, Fenstergestaltung und viele andere Dinge wurden dabei angestellt. Und wenn es nicht nur eine Blockhütte sein sollte, war die Anzahl der benötigten einzelnen Steinarten, ob flach oder halb und in welcher Stärke, mit peinlicher Genauigkeit zu berechnen. Mathematische Formeln halfen, die Größe der Dachflächen zu berechnen und die notwendige Stückzahl von Dachziegeln zu ermitteln. Bei den Fenster- und Türöffnungen konnten Steine wieder eingespart werden, auch dies war natürlich wie vieles andere zu berücksichtigen. Ein Hausbau beschäftigte schon bei den Planungen einige Gleichgesinnte und dauerte viele, viele Tage.

Ähnlich verhielt es sich mit dem Bootsbauen und den mit diesen Booten geplanten Reisen. Material, Ausrüstungen und Ausstattung wurden gründlich beraten. Außer dem Bau selbst wurde auch über die Reiseroute diskutiert, die dieses Boot bewältigen sollte. Günstigste Meeresströmungen und Windverhältnisse waren zu bedenken. Dazu gehörten Überlegungen zu den notwendigen Lebensmitteln und Medikamenten, die mitzunehmen waren und die Menge des auf einer solchen Reise benötigten Trinkwassers. Und es fanden sich immer wieder Häftlinge mit entsprechenden Berufserfahrungen, die bei all diesen Gedankenspielen ihr Wissen zur Verfügung stellten und ihre persönlichen Erfahrungen einbrachten.

Man konnte sich schon die Zeit mit den unterschiedlichsten und ausgefallensten gedanklichen Vorhaben vertreiben. Dabei war es nicht immer die schlechteste Beschäftigung, der man sich mit solchen Zukunftsplanungen hingab. Denn neben den inhaltlichen Aspekten strahlten diese Planspiele die nie versiegende Hoffnung aus, eines Tages die Freiheit zu erlangen, um eventuell hier Gedachtes dann wirklich in die Tat umzusetzen.

Ein ständiges Thema war naturgemäß, wie konnte es bei anhaltendem Hunger anders sein, das Essen. Was würde man nicht alles unter solchen Bedingungen unternehmen, um sich einmal richtig satt essen zu können, egal an und mit welcher Speise.

Bei diesen Gesprächen zeigten sich viele Mitgefangene als die ausgewähltesten Köche, deren Künste bisher leider in hochnoblen Hotelküchen noch nicht genutzt worden waren. Einer wusste es dabei immer noch besser als der andere, und jeder dieser 'Meisterköche' lobte selbst seinen Brei. Mir schien es so, als ob bei einigen dieser Wunderköche ihre Frauen nie in der Küche, geschweige denn am Herd gestanden hätten, denn von wenigen Häftlingen wurden nur selten die Kochkünste ihrer Angetrauten gelobt oder wenigstens ins Gespräch gebracht. Ich beteiligte mich an diesen Debatten kaum, erwähnte zwischendurch höchstens einmal etwas lästernd, dass bei uns zu Hause meine Mutter das Regiment in der Küche gehabt hätte.

Bei diesen Fachsimpelien konnte ich erfahren, auf wie vielerlei Art und Weise zum Beispiel Bratkartoffeln zubereitet werden können, wie viele und welche Arten von Zwiebeln und anderen Zutaten dazu gehören oder auch nicht, und welches wohl den Kartoffeln das angenehmste Bratfett sei. Ähnlich ging es mit Hunderten von Gerichten, und bei jedem Koch war diese oder jene Nuance das alles Entscheidende. Hier zeigte sich dann deutlich, dass Geschmäcker doch sehr verschieden sein können und - wohl auch sind-,

Gut war es auf jeden Fall, weil bei den Gesprächen über 'Küchenfragen' wieder sehr viel Zeit 'verkocht' wurde. Aber satt ist keiner der Beteiligten von solchen Plaudereien oder sogar Streitereien geworden. Umgekehrt war dagegen die Sehnsucht nach einer verbesserten und wenigstens ausreichenden Kost oft noch verstärkt worden.

Alle diese die Zeit überbrückenden Themen wurden durch ganz persönliche Gespräche zu zweit ergänzt, Gespräche über eigene Erlebnisse oder auch familiäre Geschichten. An einzelne Inhalte

erinnerte ich mich noch nach Jahren. Gleichfalls prägten sich natürlich ausgefallene Erlebnisse ganz besonders ein.

Bei einem solchen Gespräch lernte ich Gerd Holzberger kennen, einen in der Nähe von Dresden beheimateten Leidensgefährten. Er war ein leidenschaftlicher Sammler von Literatur, speziell Marineliteratur und dabei wieder speziell von Seekriegsbüchern gewesen. Außerdem hatten alle damit in Zusammenhang stehenden Broschüren und Artikel gleichfalls sein Interesse gefunden.

Seine Eltern besaßen in Radebeul eine Firma, und das nötige Kleingeld war vorhanden, um sich eine äußerst umfangreiche Bibliothek zuzulegen. Nach der Verhaftung ist der Buchbestand, es soll wohl die größte Privatbibliothek zu diesem Sachgebiet in ganz Deutschland gewesen sein, in die Admiralität nach Leningrad (St.Petersburg) 'überführt' worden. So waren jedenfalls die entsprechenden Aussagen.

Gerd besaß aber nicht nur viele Bücher und Schriften zur Seekriegsgeschichte, sondern auch ein äußerst gediegenes Wissen auf diesem Spezialgebiet, womit er alle Interessierten immer wieder zum Staunen brachte. Ob es die Daten aller möglichen Seeschlachten, die von Alalia im Jahre 535 vor unserer Zeitrechnung zwischen Griechen, Karthagern und Etruskern, die von Trafalgar am 21.Oktober 1805 oder die Schlacht vorm Skagerrak am 31.Mai 1916 waren, nein, auch die daran beteiligten Schiffe, ihre jeweilige Bewaffnung und die Namen der einzelnen Kommandanten waren in seinem Hirn abrufbereit gespeichert.

Er konnte genau sagen, wann welches Schiff in Dienst gestellt worden war, auf welcher Werft es erbaut wurde und ob es bei Tschuschima mitgekämpft oder bei den Falklandinseln gesunken war. Manches ist mir selbst bis heute im Gedächtnis geblieben, obwohl sich mein Interesse nicht unbedingt auf dieses Wissensgebiet konzentrierte.

Aber in den Jahren der Haft habe ich von seinem Wissen profitiert und es bei vielen geschichtlichen Erzählungen später verwenden können. Als Gerd eines Tages ins Lazarett eingeliefert wurde, kam er mir aus den Augen. Was aus diesem Menschen geworden ist, ist mir wie bei vielen anderen Mitgefangenen auch, leider nicht bekannt. Nach meiner 'Überstellung' nach Sachsenhausen habe ich auch dort nichts mehr von ihm gehört.

'Heimat, deine Sterne...' klang es an einem Sonntagmorgen über den Zellenhof zwischen dem Eingangs- und dem Südwestflügel. Die Stimme gehörte einer Opersängerin. Sie soll eine Russlanddeutsche gewesen sein, wie man sagte. Während des Krieges hatte sie sich mit einem deutschen Offizier verheiratet und an Theatern in Deutschland gewirkt. So war sie wegen 'Landesverrat' verurteilt und ist später in die Sowjetunion abtransportiert worden

Aber an diesem Sonntagmorgen und an vielen folgenden lag sie zwischen dem aufgeklappten Fenster ihrer Zelle und den Gitterstäben und ließ ihre herrliche Stimme erklingen. Heimatlieder in deutscher und russischer Sprache waren ihr Repertoire. Alle Häftlinge auf diesen Hofseiten drängten dann an die Fenster und lauschten ihrem Gesang. Selbst die russischen Posten konnten dem Genuss nicht widerstehen und verweilten bei ihren Rundgängen um den Kreuzbau sehr lange auf diesem Hof. Ihr Blick richtete sich zur Sängerin, und dies geschah besonders dann, wenn die weibliche Schönheit den Zuhörern und Zuschauern neben ihrer Stimme auch ihren wenig bekleideten Körper darbot. Erst das Erscheinen von Wachoffizieren beendete meistens die morgendliche Gesangsstunde und das Freiluftbad. Oft wurden die Darbietungen aber nach dem Verschwinden der Offiziere zu unser aller Erbauung fortgesetzt und mit großem Beifall bedacht. Dabei spielte es für uns keine Rolle, ob die Künstlerin deutsche oder russische Lieder vortrug.

In einer Großzelle mit sechzig Mann Belegung war ein hochaufgeschossener Berliner zeitweise 'Zellenältester'. Wie er zu diesem Posten gekommen war, wusste wohl nur er selbst. Jedenfalls führte er alleine alle Verhandlungen mit den Schließern und den Kalfaktoren, kontrollierte die Essenausgabe, teilte die Reinigungsarbeiten ein und erstattete natürlich die Meldungen. Bald hatte dieser Bursche

auch einige 'Vertraute' um sich gesammelt, mit denen er gemeinsam die Zelle 'beherrschte'. So war es in dieser Zelle zur Gewohnheit geworden, diesem Ältesten und seinen Kumpanen den Nachschlag, wenn es mal einen gab, zuzugestehen und ihm bei besonderen Anlässen sogar Geschenke darzubringen. Und diese besonderen Anlässe häuften sich.

Dazu muss ich allerdings bemerken, dass nicht alle Insassen der Zelle sich diesen Bräuchen fügten. Die 'Unbotmäßigen' hatten dann natürlich auch keine Vorteile zu erwarten. In Opposition standen in erster Linie Jugendliche, während die meisten Älteren mehr dienerten. Diese schienen aus der Erfahrung in ihrem bisherigen Leben und ihrer eigenen Vergangenheit mehr als die Jungen daran durch die herrschenden Verhältnisse gewöhnt worden zu sein, sich stets unterzuordnen und möglichst wenig aufzumucken.

Der Zellenälteste feierte selbstverständlich seinen Geburtstag besonders, und er erhoffte dazu natürlich reichlichere Gaben als bei sonstigen Anlässen. Doch bei diesem 'Geburtstag' kam es zum ersten Krach in der Zelle. Zwei oder drei Kameraden, die mit diesem Gauner schon früher auf einer anderen Zelle zusammen gewesen waren, hatten dort schon einmal seinen Geburtstag feiern müssen. Nur war dies zu einer Jahreszeit gewesen, die mit der jetzigen nicht übereinstimmte. Und diese Kenntnis wagten sie anderen Zellenbewohnern zu Gehör zu bringen.

Erst drohte den Wahrheitsliebenden von den Lakaien eine Tracht Prügel, aber es kam diesmal anders. Das 'Geburtstagskind' erklärte die Aussage seiner früheren Zellenkameraden für wahr. Nur sei es damals der Geburtstag seiner Ehefrau gewesen, den er immer wie den eigenen feiere, und jetzt sei es der seinige selbst. Also, Geschenke her! Wer konnte oder wollte dann noch das Gegenteil beweisen. Beschenkt jedoch wurde er an diesem Tage nicht so reichlich, wie er und seine Helfer es wohl erwartet hatten.

Eines sei zu dieser Person noch vermerkt: Ein dritter Geburtstag im gleichen Jahr, der in Sachsenhausen gefeiert werden sollte, führte zu seiner Entlarvung. Er wurde daraufhin als 'Kompanieführer' in einer Baracke, dazu hatte er sich schnell wieder hochgearbeitet oder gleich nach unserer Ankunft dort selbst ernannt, abgelöst. Zu viele erkannten in ihm auch wegen anderer Vorkommnisse einen Betrüger und Schwindler. Doch eine Zeitlang hatte es geklappt und es war ihm dadurch relativ gut gegangen

Überhaupt war es in Torgau sehr verbreitet, Feiertage besonders zu begehen. Dies galt für die meisten Häftlinge. Ein wichtiger Grund war wahrscheinlich, dass man sich in dem tristen Gleichklang der Tage eine Abwechslung verschaffen wollte. Doch die Art und Weise des Feierns gestaltete sich äußerst unterschiedlich. Während einige Häftling sich an diesen Tagen etwas zurückzogen und im Stillen des Tages gedachten, begannen andere sehr ausführlich zu berichten, wie sie den jeweiligen Tag früher begangen hatten. Natürlich waren dergleichen Zeiten immer mit einem Denken an ein Gestern verbunden, ob es der Einzelne wollte oder nicht. Gänzlich alles hinter sich lassen konnte wohl keiner. Auch ich habe an diesen Tagen oft zurückgedacht, wie wir Weihnachten, Ostern oder die Geburtstage daheim oder auch bei Freunden gefeiert hatten. Wenn nach einem dieser Tage uns der allgemeine Trott wieder eingefangen hatte, war manch einer direkt erleichtert, von seinen quälenden Gedanken wieder etwas entfernter zu sein.

Doch bei nicht allen Häftlingen blieb es beim bloßen Gedenken und Erzählen. Einige wollten auch äußerlich, vor allem durch ein 'Festmahl' sich eines solchen Tages würdig erweisen. Dazu wurde schon mehrere Tage, bei manchem bereits Wochen vorher mit dem Sparen angefangen. Jeden Tag wurden ein wenig Zucker oder Marmelade und ein Stück von der nie ausreichenden Brotration beiseite gelegt. Wenn dann genügend Brot zurückgelegt war, konnte es bei einem Kameraden eventuell eingetauscht werden, damit am Feiertag selbst ein ganzes Brot zur Herstellung einer Torte zur Verfügung stand.

Aus Kaffeegrund, dem Zucker und der Marmelade wurden dann, nachdem das Brot flach aufgeschnitten war, einzelnen Schichten auf die Schnitten aufgetragen. So wurde zum Beispiel die 'Feiertagstorte', das sogenannte 'Langschiff' zubereitet. Daneben gab es, je nach Einfall und Geschmack des Einzelnen die unterschiedlichsten Torten. Jeder Gast hätte nur staunen können, mit welchem Geschick und welcher Ausdauer das auch vom Anblick her sehr schöne 'Gebäck' angefertigt

wurde.

Dieses 'Festtagsgebäck' wurde dann von einigen Gefangenen mit besonderem Genuss ganz gemächlich, von anderen dagegen aber oft sehr hastig und mit Heißhunger verzehrt. Obwohl es den wenigsten Häftlingen gut bekommen ist und sie danach meistens von heftigen Bauchschmerzen geplagt wurden, gelassen haben sie ihre, ich kann es nur so nennen, Dummheiten nicht. Manch einer hat diese Art des Feierns später mit dem Tode bezahlt, da das Hungern zwischendurch dem Körper geschadet hatte und die spätere Überportion nie richtig verdaut wurde. Ein vernünftiges Wort war jedoch mit diesen Zeitgenossen nicht zu reden.

Wenige Tage nach Weihnachten schloss ich unter russischen Bedingungen mit dem Karzer in Torgau 'Freundschaft'.

Es dunkelte schon und vom Hofposten, der in regelmäßigen Abständen den Kreuzbau umkreiste, war nichts zu bemerken. Der Verleih von Feuer an die Mithäftlinge in der Nachbarzelle konnte gewagt werden. Unsere Zelle besaß einen im wahrsten Sinne des Wortes heiß begehrten Reichtum, wir hatten Lunte. Dies war nicht die im allgemeinen Sprachgebrauch üblich Zündschnur, die so bezeichnet wird. Unsere Lunte bestand aus auf besondere Weise gut gekohltem Leinenstoff, und den gab es nur auf wenigen Zellen und selbst dort nur in beschränktem Umfang.

Mit Hilfe eines Stahlknopfes, der durch einen Drehfaden in surrende Bewegung gesetzt wurde, gelang es, an einem Kachelstück Funken zu erzeugen. Geschickt auf das verkohlte Leinenstück gelenkt, brachte es dieses Stoffstück zum Glimmen. Dabei genügte bei gutem Ausgangsmaterial schon ein einziger richtiger Funke. Diese glimmende Lunte war der begehrte Artikel, konnte man doch erst mit seiner Hilfe die von vielen so süchtig genossene Zigarette anzünden. So erwarteten auch die Kameraden unserer Nachbarzelle sehnlichst das 'Feuerzeug', um ihre allabendliche Nikotingabe zu sich nehmen zu können. Nebenbei gesagt, das Nikotin soll sogar, dies behaupteten jedenfalls die starken Raucher, zeitweise das ständige nagende Hungergefühl betäubt haben.

Natürlich war die Übergabe von Lunte genau wie die aller anderen Gegenständen von einer Zelle zur anderen streng verboten. Wer aber versucht nicht unter den gegebenen Umständen trotzdem, einem anderen 'Hilfe' zu leisten oder mit den Nachbarn ein Geschäft zu machen. Als Gegenleistung wurden Tabak oder sogar Esswaren geboten. Auch im Knast war die Ökonomie ein wichtiger Faktor, und Verbote traten in vielen Fällen dahinter zurück.

So geschah es auch an diesem Abend. Die Lunte wurde gezündet. Danach wurde das glimmende Tuch in einem Stock, der an einem Ende gespalten war, eingeklemmt und von mir bei weit aufgeklapptem Fenster durch das Gitter zur Nebenzelle gehalten. Ein Mitbewohner unserer Zelle hatte sich vor der Tür postiert, um einem Schließer die Sicht durch den Spion in unsere Zelle zu verwehren. Ein Zweiter beobachtete derweil den Hof, um rechtzeitig vor einem Posten bei seinem Rundgang zu warnen.

Doch beide Sicherheitsmaßnahmen waren umsonst. Völlig unerwartet: 'Ratsch, ratsch' war die Zellentür geöffnet und ein Schließer erblickte mich am Fenster mit der gerade nach außen geschobenen Luntentange. 'Dawai, dawai, kommen mit, bistro, dawai', und mein nächster Gang war zum Diensthabenden, dem 'Dejurni', der im Innenhof des Kreuzbaus an einem Tisch saß. Der Posten berichtete dem Offizier wahrscheinlich über das Vorkommnis, ich konnte ja nichts verstehen. Dann wurde das Wachbuch aufgeschlagen und der Wachhabende nahm sehr gelassen einen Eintrag vor.

'Du Name' und ich antwortete. 'Ah, Wuchmann, gut, Zelle?' Ich dachte, als ich 'Zelle' hörte, ich könnte in dieselbe zurück. Und falls ich in den Karzer sollte, musste ich wenigstens meine Sachen holen. Der Offizier jedoch hatte seine Entscheidung bereits getroffen: 'Drei Tage Karzer, sofort, du verstehen?' Keine Sachen holen, keine Diskussion, ab ging es, so wie ich war, die Treppe hinab in den Keller. Zum Glück war es Winter, und ich hatte Unterzeug, Hose, Jacke und Schuhe an, denn in der Zelle war es auch kalt. Sonst hätte ich vielleicht in Unterhose und barfuss den Karzer betreten, wie es anderen vor mir schon ergangen war.

Im Keller wurde das Licht angeknipst und man führte mich durch eine weitere Gittertür den Gang entlang. Dann wurde eine schwere Holztür geöffnet, und mit dem üblichen 'dawai' betrat ich meine

Arrestzelle. Ich hatte nichts mehr sagen können. Was sollte es auch? Ich sah lediglich in den dunklen Raum und bemerkte im Hintergrund etwas Stroh. Vor mir fiel mein Blick auf den kahlen Betonboden. Die Tür schlug zu, der Schlüssel knarrte im Schloss und ich war alleine. Nur der durch einen schmalen Spalt in der Tür einfallende Lichtschein gab anfangs im Raum noch ein wenig Orientierung. Doch als sich die Schritte des Postens weiter entfernten und das Flurlicht verlosch, herrschte absolute Dunkelheit und Stille. Das bedeutete also hier 'Karzer', man hätte besser von Dunkelarrest sprechen können.

Nach meinen Beobachtungen beim Gang in den Keller befand sich meine neuerliche Behausung unter dem Eingangsfügel, aber zu hören war von dort kein Laut. Auch vom Hof her drang kein Geräusch zu mir. Drei Tage Karzer, und das still und einsam über den Jahreswechsel 1947 zu 1948, na dann, 'Prosit Neujahr!' Da hatte ich mir etwas Schönes eingebrockt. Aber jetzt konnte ich nichts mehr daran ändern. Ich musste es nehmen, wie es gekommen war und versuchen, das Beste daraus zu machen. Ich hatte mich während meiner Haftzeit schon an vieles gewöhnt, warum nicht auch noch an diese drei Tage im Dunkelarrest.

Jetzt musste ich erst einmal festzustellen, wie meine neue Einraumwohnung eigentlich beschaffen war. Also tastete ich mich in der Dunkelheit langsam vor, die Hände dabei leicht nach vorne gehalten, um nicht irgendwo anzustoßen. Ein Fuß wurde ebenfalls auch vorsichtig weiter und weiter vorgeschoben. Da ich beim Einschließen in der Nähe der Tür gestanden hatte, begann dort meine Forschungsreise in die Dunkelheit der Zelle.

Nach mehrmaligen Vorfühlen bemerkte ich die erste Ecke, dann ging es an der Wand entlang weiter. Diese Wand schien nur grob verputzt und der Boden überall aus Beton. Die Decke konnte ich nicht erfassen, der Raum war also über zwei Meter hoch. Nach vier bis fünf Metern gerader Wand ertastete ich die nächste Ecke. Die dann folgende Wand war leicht feucht und bedeutend kälter. Es musste demnach die Außenwand gegenüber der Tür sein.

Vorsichtig bewegte ich mich weiter und griff auch hier mehrmals nach oben, um vielleicht eine Fensteröffnung zu bemerken, aber nichts dergleichen war zu ertasten. Am Boden jedoch schoben meine Füße etwas beiseite. Hier lag Stroh, erst noch wenig, dann eine ansehnliche Schicht, vierzig bis fünfzig Zentimeter mächtig und in der nächsten Ecke richtig aufgeschüttet. Doch selbst als ich auf der Strohschicht etwas erhöht stand, konnte ich weder eine Fensteröffnung noch die Decke ergreifen. Nach acht bis neun Metern hatte ich die Strecke erreicht und konnte mich wieder der Innenwand zuwenden. Unbeschadet erreichte schließlich ohne Stolpern die Eingangstür.

Für eine gute Nachtruhe war hier auf jeden Fall gesorgt, denn die Hälfte des Bodens war ja mit reichlich Stroh bedeckt. Es war somit besser als in der kahlen Zelle. Außerdem drangen kaum störende Laute in dies Verließ. Und sogar die Temperatur lag hier nicht unter dem Gefrierpunkt. Wenn jetzt noch regelmäßig das Essen ausgegeben wurde, und ich nicht nur Wasser und Brot erhielt, würde ich die kommenden drei Tage gut alleine überstehen. Es war trotz der herrschenden Dunkelheit kein Vergleich mit den drei Monaten Einzelhaft am Anfang meiner Odyssee.

Viele Gedanken gingen mir durch den Kopf. Zum Schlafen war es noch zu früh und ein wenig Bewegung konnte auch nicht schaden. Folglich wurde der Marsch durch den dunklen Karzer begonnen, ein kleiner Abendspaziergang. Die beim Wandern hinderliche Strohschicht wurde gemieden, also nur ein halber Rundgang unternommen. Dies bedeutete fünf Schritte zur Außenwand, sechs Schritte nach links und dann wieder zurück zur Tür.

Ein größeres Ausschreiten beim Rückweg bewahrte mich vor einem harten Zusammenstoß. In der Mitte des Raumes befand sich nämlich ein Pfeiler, den ich bei meinem ersten Rundgang an den Wänden entlang nicht wahrgenommen hatte. Bevor ich meinen Rundgang ungestört fortsetzte, habe ich nochmals vorsichtig mit Händen und Füßen den Raum kreuz und quer 'besichtigt'.

Fünf und sechs und nochmals fünf und sechs Schritte waren eine Runde und dauerten ungefähr 25 Sekunden. 150 Runden ergaben demnach die Zeit von etwa einer Stunde. Diese Zeit wollte ich bei meinem Gang verbringen, um danach die nötige Bettschwere zu haben. Wenn mich mein Zeitsinn nicht getäuscht hatte, war es gegen neunzehn Uhr gewesen, als ich in den Karzer einzog.

Demzufolge musste die Abendsuppe bereits ausgeteilt worden sein. Hier hörte man sowieso weder das Klappern der Kübel noch das Schließen der Türen. Heute durfte ich dann wohl ein wenig mehr hungern, ich war ja im Arrest.

Doch dann erklang in die Stille hinein wieder ein Schließgeräusch, der winzige Lichtstrahl drang durch die Türspalte und es näherten sich Schritte. Die dicke Holztür meiner Behausung wurde geöffnet, und ein Kalfaktor reichte mir eine Aluminiumschüssel und einen Löffel. Dann füllte er aus einem Zinkeimer eine reichliche Portion noch dampfenden Kascha in die Schüssel. Ein Lächeln glitt dabei über das Gesicht des Austeilers, es schien ein anständiger Kerl zu sein. Die Tür schloss sich wieder, die Schritte verhalten, der Lichtstrahl verschwand und ich war mit meinem dicken Brei allein.

Die Schüssel in meiner Hand wurde heiß, und ich stellte sie vorsichtig ab. Bevor ich mit dem Essen begann, baute ich mir aus dem Stroh einen guten Sitz. Danach ertastete ich meinen Abendschmaus und genoss geruhsam das reichhaltige Mahl. Es war bestimmt eine doppelte Portion.

Da niemand weiter im Keller versorgt wurde, war ich wahrscheinlich der einzige Arrestant an diesem Abend. Und wie ich später feststellte, erfolgte die Essenausgabe im Karzer immer erst im Anschluss an die allgemeine Ausgabe.

Mit einem Verdauungsspaziergang von 75 Runden beschloss ich diesen Tag und ein weiches, völlig ungewohntes Nachtlager lud mich zum Schlaf. Ich machte mir noch einige Gedanken, wie ich die folgenden Tage am besten sinnvoll verbringen konnte. Neben dem Rundmarsch und dem entsprechenden Zählen sollten wieder Singen und Aufsagen von Gedichten auf dem Plan stehen. Mathematische Übungen würden hier, so überlegte ich, schwieriger werden, da ich in der Dunkelheit die Ergebnisse nicht durch 'Wandmalerei' kontrollieren konnte. Weiter sollten phantastische Weltreisen durchgeplant und neu berechnet werden. Und während solcher Gedanken hatte unbemerkt der Schlaf von mir Besitz ergriffen.

Da keinerlei Licht in mein Verlies drang und aus den wenigen, irgendwo aus der Ferne zu mir dringenden kaum vernehmbaren Lauten keine Deutung einer Zeit möglich war, wurden in den nächsten Tagen das Frühstück und die Abendmahlzeit zur alleinigen Orientierung. Dazu hatte ich schon am zweiten Tag meine 'Laufuhr' eingestellt und den Ablauf geplant.

Eine zusätzliche Unterbrechung fand meine Einsamkeit nochmals nach dem Frühstück, als mir ein neuer mit einem Deckel versehener Eimer für meine Notdurft gereicht wurde. An weitere Hygienemaßnahmen wie Waschen oder gar Rasieren, welches ich persönlich zwar noch nicht nötig hatte, wurde während der Dauer der Karzerzeit nicht gedacht. Ruhig vergingen so die ersten beiden Tage in meiner Dunkelkammer. Und als das dritte Frühmahl gegessen war, erwartete ich am Nachmittag oder in den Abendstunden meine Rückführung in die 'gewohnte' Zelle. Meine 'Laufuhr' lief und lief. Sie hatte schon lange achtzehn Uhr überschritten, doch keinerlei nahende Geräusche waren zu vernehmen..

Gegen zwanzig Uhr begann endlich das gewohnte Zeremoniell: Schlüsselrasseln, Lichtstrahl, die Schritte. Die Tür öffnete sich und... der Kalfaktor füllte wie gehabt den Brei in die Schüssel. Kein Wort von Entlassung aus dem Karzer, nicht einmal seinen Schlüssel hatte der Schließer diesmal aus den Schloss gezogen. Als der Posten die Tür wieder zuschieben wollte, stellte ich einfach meinen Fuß dagegen..

„Arrest zu Ende! Karzer fini!“ versuchte ich, mich verständlich zu machen. Der Posten jedoch schob die Tür mit aller Wucht zu und schloss ab. Ich klopfte gegen das Holz, rief nach dem 'Dejurni'. Aber nur ein kräftiges tichy, tichy', ein nicht zu überhörendes Fluchen und sich entfernende Schritte schallten durch die Dunkelheit. Was nun? Hatte ich mit den drei Tagen Arrest etwas falsch verstanden, oder hatte man mich gar vergessen? Drei Tage hier im Karzer, das wäre ja noch gegangen, aber jetzt? Ich wusste in diesen Minuten nicht, was ich unternehmen konnte. Selbst die Lust zum Essen war mir in dieser Situation erst einmal vergangen.

Vergessen hatte man mich nicht, ging mir dann durch den Kopf, sonst hätte man mir kein Essen gebracht. Dieser Gedanke beruhigte mich wieder etwas. Was blieb mir anderes übrig, als bis zum nächsten Morgen zu warten. Ich löffelte dann doch den Brei, unternahm die gewohnte

Abendwanderung und packte mich ins Stroh. Der Gedanke an das Vergessensein hier im Keller war verständlicher Weise nicht völlig zu vertreiben gewesen. Ich schreckte in dieser Nacht mehrmals hoch.

Endlich war die Zeit der Morgenversorgung gekommen, und ich vernahm die ankündigenden Laute. Als die Tür geöffnet war, redete ich auf den Posten der Frühschicht mit 'Händen und Füßen' ein. Ich sprach zum Kalfaktor, und versuchte mich irgendwie verständlich zu machen. Die Reaktion dieses Schließers war jedoch auch recht unfreundlich. Die Tür wurde wieder kräftig zugeschlagen, und ich hörte nur noch in der Ferne das Verschließen des Gitters.

Jetzt begann ich mit den Fäusten gegen die Tür zu hämmern und schrie, so laut ich konnte. Doch nichts rührte sich. Ich zog meine Schuhe aus und drosch mit den mit Eisen beschlagenen Absätzen gegen das Holz. Es dröhnte zwar durch den ganzen Keller, aber niemand schien es zu hören. Es war einfach zum Verzweifeln.

Es muss schon am späten Nachmittag gewesen sein, ich hatte gerade wieder eine lautstarke Klopfkanonade durch den Keller schallen lassen, als ich das Klirren der Schlüssel vernahm. Trotzdem klopfte ich nochmals mit aller Wucht. Überraschend, denn ich hatte keine Schritte gehört, wurde die Karzertür geöffnet.

„Was du wollen?“ herrschte mich ein Offizier an. Ich erklärte, so gut ich es konnte, meine Lage und mein Wollen.

„Der Dejurni sagte: drei Tage Karzer. Drei Tage sind vorbei. Ich möchte wieder auf meine Zelle.“ Der Offizier hatte mir ruhig zugehört und schien auch alles verstanden zu haben. Er überlegte einen Moment.

„Ich kann nicht wissen, der Kommandant in Urlaub. Du warten, bis Dejurni zurück.“

Ich muss wohl sehr verdattert ausgesehen haben, denn er wiederholte nochmals: „Warten, bis Kommandant von Urlaub zurück.“

„Wohin in Urlaub und wie lange dauert der Urlaub?“ wollte ich noch wissen. Doch bei der Antwort:

„Nach Moskau, lange Urlaub“, wurde die Tür schon wieder verschlossen.

Da saß ich nun in der Dunkelheit. Die Stunden bis zum Abendbrot und auch die danach waren sehr bitter. So verging dann die fünfte Arrestnacht, und nach dem Morgenmahl begann ich wieder mit meinem Karzerrhythmus: Marschieren und Zählen und Zählen und Marschieren... Jetzt sich auf keinen Fall zu viel Gedanken machen, das deprimiert nur, und zu Depressionen hatte ich keine Lust. Wozu diese führten, hatte ich bei vielen meiner Kameraden zu oft in den letzten Monaten erlebt.

Etwa zwei Stunden nach dem Frühstück horchte ich auf. Wieder erklangen die bekannten Geräusche. Entweder es wurde ein neuer Arrestant gebracht, oder die näherkommenden Schritte galten meiner Zelle. Mit einem 'Dawai, bistro, nach Zelle!' wurde meine Karzertür geöffnet. Die Zeit im dunklen Keller hatte ein Ende. Ich hatte zu meinem Glück nicht auf die Rückkehr des 'Kommandanten' warten müssen.

Auf das Wiederkommen des Lagerkommandanten hatten einige seiner untergebenen Offiziere auch nicht gewartet.

Diese Offiziere störte schon seit langem ein gut gewachsener Baum im Gefängnishof. Er stand zwischen dem Kreuzbau und der Kasematte und spendete mit seiner Krone viel Schatten. Gegen ein Fällen dieses Baumes war der Kommandant stets gewesen. Doch seine Abwesenheit wurde genutzt, um sich dieses schönen Baumes zu entledigen. Es ging nach der von seinem Stellvertreter angewandten und auch sonst bei den Russen überall gängigen Parole: 'Hier jetzt ich Kommandant!' Wie der Kommandant selbst auf das Verschwinden seines Baumes reagiert hat, ist mir nicht bekannt geworden.

Inzwischen schrieben wir das Jahr 1948. Ich hatte in der Dunkelheit der Arrestzelle tatsächlich nicht ein einziges Mal an Sylvester und Neujahr gedacht. Jetzt fragte ich mich, was das neue Jahr für mich wohl bringen würde? Ich hoffte natürlich nur auf eines: Auf die seit langen ersehnte Freiheit.

Erst einmal war ich aber wieder in meiner Drei-Mann-Zelle und hatte natürlich ausführlich über meine Erlebnisse in den letzten Tagen zu berichten. Ich wollte natürlich ebenfalls wissen, was sich inzwischen bei meinen beiden Mitbewohnern zugetragen hatte. Sie hatten zwar, nachdem man mich aus der Zelle geholt hatte, eine große Filzung erwartet und sich darauf entsprechend vorbereitet, aber nichts dergleichen war geschehen. So hatten sie den Jahreswechsel in aller Ruhe und besinnlich verbringen können, und dies sogar mit etwas weniger Hungergefühl, denn meine Portion war selbst während der Tage meiner Abwesenheit mit in der Zelle ausgegeben worden.

Längere Zeit war während der Wintermonate in unserer Zelle die Beleuchtung ausgefallen. Bereits am frühen Abend nahm uns die Dunkelheit gefangen. Das wenige Hell, das von den Scheinwerfern auf den Wachtürmen durch die Gitter

hereindrang, umriss gerade einmal die Fensteröffnungen. Auch vom nur spärlich beleuchteten Gang aus konnte kein Lichtschein durch den Spion den Weg in die Zelle finden. So mussten wir auch unsere Abendmahlzeit stets im Dunkeln einnehmen.

Es war an einem dieser Tage zwar erst gegen achtzehn Uhr, doch das abendliche Essen wurde von unseren hungernden Mägen wie stets schon lange erwartet. Da klang dann auch das Klappern von Eimern und Schüsseln zu uns herunter, auf der Etage über uns schien bereits die Essenausgabe begonnen zu haben. Es war früher als üblich. Sollte es heute vielleicht etwas Besonderes geben? Erwartungsvoll auf den kommenden Genuss hoffend, hörten wir die Geräusche näher und näher kommen. Welche Art von Abendessen würde uns an diesem Tag beschert werden?

Überraschend drang plötzlich durch das Scheppern und Klappern ein deutliches Fluchen und fast gleichzeitig ein deutlicher Schrei. Dies musste aus der Zelle über uns kommen. Dann war nochmals ein durchdringendes Aufheulen und Fluchen aus gleicher Richtung zu hören. Was war dort geschehen?

Sofort wurde mit dem Löffel das Toilettenbecken, unser Häftlingstelefon, durch Klopfen in einem bestimmten Rhythmus zur Wirksamkeit gebracht. Und unsere Obermieter verstanden den Anruf. Durch den geöffneten Toilettentraps wurde eilig eine Verständigung hergestellt. Und so erfuhren wir von dem Vorkommnis, welches den Schrei ausgelöst hatte.

Es gab an diesem Abend tatsächlich etwas Außergewöhnliches zum Essen, nämlich Pellkartoffeln und Fisch. Dabei hatte einer unserer Obermieter in seinem Heißhunger auf diese köstliche Gabe in unvorsichtiger Weise gleich den Kopf des Fisches mit verspeisen wollen.

Er hatte natürlich in der Dunkelheit weder bemerkt oder auch nur geahnt, dass sich im Kopf des Fisches ein Angelhaken verborgen hatte. Jetzt saß der schnelle Esser selbst an diesem Angelhaken, der nun ganz vorsichtig und unter nicht geringen Schmerzen aus seiner Oberlippe entfernt werden musste.

Kaum hatten wir diese Neuigkeit richtig verstanden, kamen die Schließgeräusche, das Türeenschlagen und das Eimerklappern immer näher. Unsere Zellentür wurde geöffnet, eine Portion Kartoffeln rollte über den Boden in den Raum, und sechs kleine Fische konnten mit der Schüssel eingefangen werden.

Nachdem die Tür wieder geschlossen war, begannen wir in der Dunkelheit nach den Kartoffeln zu suchen. Dies vollzog sich sehr vorsichtig, damit auch ja keine der Köstlichkeiten zertreten wurde. Nach und nach fanden wir alle. Zu unserem Glück waren es zwölf an der Zahl und dadurch das Teilen erleichtert. Da alle auch in der Größe gleich erschienen, sie wurden von jedem Zellengenossen einzeln begutachtet, erhielt jeder seine vier Kartoffeln. Das Wiegen und Verlosen entfiel somit an diesem Abend.

Als nächstes wurden die einzelnen Fische gründlich befühlt, dann erhielt auch hier jeder seine zwei,

und das 'große' Fischmahl konnte beginnen. Mit Vorsicht wurde jeder Fisch durch die Lippen gezogen, obwohl er vorher mehrfach abgetastet worden war. Der Genuss an den sonst uns ausgezeichnet schmeckenden sauer eingelegten Heringen litt dadurch natürlich. Doch glücklicherweise stellten wir bei keinem unserer Fische eine zusätzliche 'Angelhakeneinlage' fest. Im Anschluss verspeisten wir genießerisch die kalten Pellkartoffeln, natürlich ungepellt. Sie waren trotzdem, da es sie so selten gab, ein 'Gaumenkitzel'.

Als abendfüllendes Thema wurde nach dem Essen darüber debattiert, wie wohl der Angelhaken in die sauer eingelegten Fische gekommen sein konnte. Die uns dargebotenen Heringe mussten doch mit Netzen gefangen worden sein, denn eine solche Anzahl zu angeln, damit die hiesige Belegschaft versorgt werden konnte, war wohl kaum möglich. Schließlich kamen wir zu der Schlussfolgerung, dass ein schon einmal am Haken gehangener Hering später den Fischern wieder ins Netz gegangen war. Die Debatte fand damit für uns einen befriedigenden Abschluss, der auch den Obermietern mitgeteilt wurde.

Krankheiten verschiedenster Art traten in allen Zellen und zu allen Zeiten während der Haft auf. Über einige, die mich ins Lazarett brachten, habe ich bereits berichtet. Allerdings gab es auch für mich Krankheiten, die ich in der Zelle auskurieren durfte. Eine solche war die Diphtherie. Gegen sie gab es in Torgau kaum ein Mittel, welches kurzfristig oder überhaupt wirksam gewesen wäre. Besondere Medikamente waren nicht genügend vorhanden, und allzu oft wurde eine solche Erkrankung einfach als Erkältung oder auch als Mandelentzündung abgetan. Doch besonders eine Kehlkopfdiphtherie war sehr gefährlich und machte schon nach kurzer Zeit das Atmen für den davon Betroffenen schwer. Diesem drohte im Ernstfall der Erstickungstod.

Mich selbst traf diese Krankheit, wie auch die meisten anderen, völlig unerwartet. Nach anfänglichen leichten Halsschmerzen, einer dann aber immer stärker werdenden Schwellung und ersten Atembeschwerden diagnostizierten erfahrene Mitinsassen: Diphtherie. Ich war zu meinem Glück auf einer Großzelle, in einer der kleineren hätten meine Mitgefangenen bestimmt nicht diese richtige Diagnose gestellt.

Mir fiel das Atmen von Stunde zu Stunde schwerer, und von einem durch heftiges Klopfen herbeigerufenen Sanitäter hieß es nur: Erkältung. Dafür wurde als Behandlungsmethode Gurgeln mit übermangansaurem Kali verordnet und mir das 'Medikament' überreicht. Eine Besserung trat jedoch nicht ein, die Atemnot nahm weiter zu. Wer oder was konnten noch helfen? Würde man mich möglicherweise doch noch ins Krankenrevier bringen oder drohte mir etwa der Erstickungstod? Einige Häftlinge hatten von solchen Vorfällen berichtet.

In diesen extremen Situationen verfielen alte 'Knastbrüder', die manches erlebt und hinter sich hatten, auf eine unmöglich erscheinende Behandlungsmethode.

Kaliumpermanganatlösung sei nicht das richtige Mittel, mit dem eigenen Urin müsste ich gurgeln, lautete ihre Verordnung. Gurgeln mit dem eigenen Urin hilft immer, behaupteten sie. Eigenblut und Milchspritzen hatten ja ebenfalls geholfen. Nur mit Urin gurgeln, wer mag das schon? Was half alles Überlegen und sich schütteln, es schien in diesem Fall die einzige Hoffnung zu sein. Denn was tut man nicht alles in der größten Not!

Ich ergriff meinen Blechnapf, begab mich in eine Ecke und entleerte mich. Ich hatte so meine benötigte Medizin 'hergestellt'. Dann kam das Schlucken, es erschien mir einfach furchtbar und ekelerregend. Aber was half alles sich schütteln, die 'Medizin' sollte ja helfen! Nach dem ersten Mundfüllen konnte ich einfach nicht gurgeln, ich war dem Erbrechen nahe. So verließ die erste Ladung wieder unverrichteter Dinge meinen Mund, und selbst der Nachgeschmack war noch äußerst scharf und ekelhaft.

Ob ich wollte oder nicht, es musste sein, denn ich konnte nur noch schwer atmen. Also, ein zweites Mal angesetzt, und, ich schaffte es. Die durchgegurgelte Menge wurde ausgespuckt und dasselbe gleich noch einmal absolviert. Es gelang diesmal bedeutend besser, jedoch einen Teil der

heilbringenden Flüssigkeit hatte ich dabei heruntergeschluckt. Es würgte zwar in der Kehle, doch ich konnte es nicht ändern. Noch ein drittes Mal gelang es mir, kräftig zu gurgeln, dann konnte ich nicht mehr.

Ich wollte es anfänglich nicht wahrhaben, doch bereits nach kurzer Zeit verspürte ich eine merkliche Linderung. Der widerliche Geschmack dagegen war nicht so schnell überstanden, ein Nachspülen war nämlich nicht erlaubt. Nach sechs Stunden sollte und konnte ich diese Eigenbehandlung nochmals vornehmen. Mit 'Todesverachtung', man spricht das Wort so leicht aus, goss ich wieder den Urin in meinen Mund, gurgelte und spukte. Einmal, zweimal und ein drittes Mal, es war geschafft! Eine recht ruhige Nacht und ein bedeutend leichteres Atmen belohnten die mutig-unangenehme Prozedur.

Es gibt wahrscheinlich sehr viele natürliche Heilmittel, die eine ausgesprochen gute Wirkung zeigen. Man muss sie nur kennen und dann auch den Mut aufbringen, sie anzuwenden. Leider zwingt oft erst eine besondere Notlage zur Anwendung solcher Methoden, die allgemein abgelehnt werden oder sonst absolut nicht üblich sind. Dies zeigte sich bei dieser Urinbehandlung wieder einmal sehr deutlich.

Bei sehr vielen Mitgefangenen traten mit fortschreitender Haftzeit mehr und mehr Krankheiten auf, die vor allem durch Mangelerscheinungen und die Einseitigkeit der Häftlingskost ausgelöst wurden. Besonders häufig trat Dystrophie in Verbindung mit Ödemen als Folgen der Unterernährung auf.

Die krankhafte Ansammlung von Flüssigkeit in den Geweben begann gewöhnlich in den Beinen des Betroffenen. Im Laufe von Wochen und Monaten stieg das Wasser bis in die Bauchgegend und eines Tages erdrückte die Flüssigkeit Herz und Lunge. Neben der schlechten Ernährung spielten allerdings auch die Bewegungsarmut und ein 'Sich-gehen-lassen' der Erkrankten eine wesentliche Rolle im weiteren Verlauf dieser Krankheit.

In den meisten Fällen begann es ganz harmlos mit einer leichten Schwellung an den Füßen. Dies konnte noch die unterschiedlichsten Gründe haben und war an und für sich nicht etwas unbedingt Beunruhigendes. Aber wenn mit dem Finger auf die geschwollene Stelle gedrückt wurde und dort längere Zeit eine Delle zurückblieb, war Gefahr im Verzug. Hier hatte sich dann Wasser angesammelt, und es galt zu handeln.

Da der Betroffene selbst an Menge und Inhalt der Verpflegung kaum etwas ändern konnte, musste er versuchen, sich mit anderen Möglichkeiten zu helfen. Bei einigen half schon ein regelmäßiges Essen des Wenigen, was es gab. Denn manch ein Häftling sparte sich vom täglichen Brot und den Zutaten etwas ab, um dann am folgenden 'Sonntag' eine üppigere Mahlzeit halten zu können. Diese Selbstruinierung traf zum Glück jedoch nur auf einige wenige zu.

Für die anderen von Ödemen Befallenen gab es im Anfangsstadium zwei durchaus hilfreiche und in vielen Fällen auch wirksame Therapien. Die eine erforderte viel Bewegung und ein ständiges Training der Herztätigkeit, und die andere verlangte, die Beine für eine bestimmte Zeit hoch zu lagern. Beide Formen im Wechsel versprachen den größten Erfolg. Ich habe mehrere Kameraden erlebt, die durch intensives Training diese gefährliche Krankheit bekämpft haben. Denn wenn jemand als Dystrophiker oder mit Ödemen erst ins Krankenrevier eingeliefert wurde, war es in den meisten Fällen bereits schon zu spät.

Diese Formen der Selbstbehandlung hatten allerdings auch nur dann Erfolg, wenn die Beschwerden früh genug erkannt worden waren. Ein als außerordentlich wirksam empfohlenes Massieren half nicht, sondern verlagerte lediglich die gestaute Flüssigkeit von einer Stelle an eine andere. Wichtig war deshalb, das Herz zu aktivieren. Gymnastik und anstrengende Körperübungen waren gefragt. Dies verlangte bei allgemeiner Schwäche und einem ständigen Hungergefühl eine große Selbstüberwindung. Und nur wenige brachten diese Kraft auf und stellten sich dem drohenden Verfall entgegen. Bei anderen nahm das Wasser seinen Lauf, stieg und stieg. Wer alleine durch das Hochlagern der Beine eine Besserung erwartet hatte, merkte zwar bald eine Entlastung der Füße, dafür aber eine Belastung im Becken. Diese Verlagerung vollzog sich oft erst in Tagen, manchmal aber auch innerhalb weniger Stunden.

Die körperlich Geschwächten fühlten von Woche zu Woche, wie ihre Beine immer schwerer wurden. Erst waren es nur die Fesseln, dann die Waden und Wochen später verschwanden auch Eindrücke in der Kniegegend nicht mehr. Dann begann sich das Wasser in der Bauchgegend zu sammeln. Die Arbeit für das geschwächte Herz wurde immer schwerer und die Durchblutung geringer.

Viele hatten binnen kurzem alle Kraft verloren, den Kampf mit dem Wasser aufzunehmen und warteten nur noch darauf, dass eines Tages ihr Herz vom Wasser erstickt wurde. Es war für die Mithäftlinge in den Zellen sehr deprimierend, einen Kameraden so dahinsiechen zu sehen. Selbst für die Einzelfälle, die im Lazarett durch bessere Verpflegung sich wieder hochrappeln konnten, begann oft nach Rückkehr in die Zellen das gleiche grausame Spiel von vorne. Bei vielen schien es in der Tat ein Teufelskreis zu sein.

Es war ein günstiger Umstand für alle Insassen einer Zelle, wenn sie das 'mit dem Tode ringen' eines Kameraden nur in wenigen Fällen unmittelbar miterlebten. Fast immer wurden die vom Tode Gezeichneten noch in den letzten Tagen ihres Seins ins Krankenrevier gebracht, oft schon auf einer Trage. In einer meiner Gemeinschaftszellen geschah es nur einmal, dass in der Nacht ein Stöhnen zu vernehmen war, und wieder ein Häftling ausgelitten hatte.

Dystrophie und 'Wasser', die 'Motten', also Tuberkulose haben und in den Karzer kommen, das waren in dieser Zeit die Schreckensworte in Torgau.

Das Speziallager Nr.10 Torgau im Fort Zinna war in den Jahren von 1946 bis 1948 in erster Linie ein Durchgangslager - 'peresyl naja tjurna'- für ehemalige Angehörige der Roten Armee, die sich in unterschiedlichster Weise strafbar gemacht hatten oder haben sollten. Außer den Soldaten der sogenannten 'Wlassow^Armee', die ja mit gemeinsam mit der deutschen Wehrmacht gegen die Sowjetunion gekämpft hatten, waren es genauso andere sowjetische Bürger, die mit der faschistischen Besatzungsmacht zusammengearbeitet hatten. Es waren aber auch vielfach Soldaten der sowjetischen Besatzungstruppen, die wegen Diebstahl, Vergewaltigung oder Ungehorsam verurteilt worden waren.

Die Unterbringung der gefangenen Sowjetbürger erfolgte meistens in von uns getrennten Etagen, so dass zeitweise in den Zellen sowohl über als auch unter uns Russen, Kasachen oder Turkmenen einquartiert waren. Dann wurde zwischen ihnen und uns durch die Fenster ein reger Tauschhandel getrieben. Die ehemaligen Soldaten wollten gerne Zivilsachen erhalten und lieferten dafür Tabak oder manchmal sogar Nahrungsmittel.

Wir waren anfänglich erstaunt, wie viele und welche Waren diese Häftlinge noch besaßen, und wie sie diese Gegenstände durch alle Filzungen hindurch geschmuggelt hatten. Bald erkannten wir jedoch, dass ein Teil dieser Sachen durch Tauschgeschäfte mit den Schließern erworben worden war, denn auch diese konnten vieles gebrauchen, was ihre russischen Kameraden mit in den Knast gebracht hatten.

Gehandelt wurde mit allen möglichen und unmöglichen Gegenständen. Dabei stellte ich fest, dass die Sowjetbürger äußerst ehrliche Tauschpartner waren, bei einem Betrug jedoch sehr brutal reagierten oder reagieren ließen. Unsere eigenen Häftlinge meinten in der ersten Zeit, sie könnten es mit den 'dummen' Russen machen und diese ordentlich übers Ohr hauen. Allerdings hatten sie sich dabei bitter getäuscht.

Ich erlebte eine solche Gaunerei, als sich ein deutscher Häftling von einem Russen aus der Zelle über uns ein Paar Stiefel herunterseilen ließ. Er hatte versprochen, Tabak dafür als Gegenleistung zu liefern. Der Deutsche band aber nicht den versprochenen Gegenwert an das Seil, sondern lediglich einen leeren Beutel. Wenig später hörten wir aus der Zelle über uns heftiges Fluchen und lautes Diskutieren.

Es waren noch keine fünf Minuten vergangen, da wurde unsere Zelle geöffnet, drei Schließer standen in der Tür und forderten die Herausgabe der Stiefel. Zusammen mit den Stiefeln zogen sie auch den Betrüger aus der Zelle. Wir hörten es kräftig klatschen, und mit blutunterlaufenen Augen und einer

Zahnlücke kehrte er, noch mit einem Fußtritt bedacht, zu uns zurück. Nach diesem Zwischenfall war uns klar, wie eng die Posten mit ihren eigenen Gefangenen liiert waren. Dabei hatte der Gauner noch Glück gehabt, andere Betrüger waren für einige Zeit auf die Zelle des Betrogenen gebracht worden und kamen von dort anders lädiert zurück.

Untereinander gingen die sowjetischen Strafgefangenen mit sich noch härter ins Gericht. Es wurde uns mehrfach berichtet, dass mancher Russe seine Heimat nicht wiedergesehen hat, wenn er als Häftling einen anderen Mitgefangenen betrogen oder gar verraten hat. Gleich der militärischen Abwehrorganisation der sowjetischen Streitkräfte 'SMERSCH' nannte sich die Racheorganisation der Gefangenen untereinander ebenfalls 'Tod den Verrätern'. Und dieses 'Tod den Verrätern' wurde von den Mitgliedern dieser illegalen Häftlingsorganisation wörtlich genommen.

In unregelmäßigen Abständen wurden in Torgau Transporte für die Fahrt in die Sowjetunion zusammengestellt. Immer, wenn sich die notwendige Anzahl von Gefangenen in unserer Anstalt angesammelt hatte, um einen Transportzug zu füllen, begann das gleiche Zeremoniell.

Zwischen dem Eingangsflügel, dem Nordostflügel und dem Krankenbau wurde der Innenhof morgens geräumt. Es zogen Posten auf und umstellten, von einigen Hunden flankiert, in dichten Abständen die Außenseiten. Dann trotteten schubweise Häftlinge mit Sack und Pack aus dem Haupteingang. Sie mussten sich in langen Reihen mit Abstand auf das Hofpflaster setzen und ihre Habseligkeiten vor sich ausbreiten. Gesprochen werden durfte nicht, und wehe, es wurde einer dabei erwischt. Er wurde sofort mit nicht sehr feinen Mitteln isoliert und später besonders gründlich durchsucht. Es dauerte länger als eine Stunde, bis sich der Hof mit vierhundert bis fünfhundert Gefangenen gefüllt hatte. Ähnliches spielte sich auch noch auf einem weiteren Innenhof ab.

Jetzt begann das große 'Filzen', eine perfekte Durchsuchung aller mitgeführten Sachen und natürlich der

Häftlinge selbst. Mehrere Filzkommandos befahlen jeweils einem Delinquenten aus der vordersten Reihe mit seinen Sachen vorzutreten. Als erstes wurde der Strafgefangene abgetastet und einige mussten sich teilweise entkleiden. Alle Jackennähte, die Kragen, die Schuhsohlen und alle Taschen wurden ausgiebig befühlt und, wenn notwendig, aufgetrennt und gewendet. Da wurde aus dem Kragenansatz eine Nadel herausgezaubert, im Schuh unter der Sohle fand sich eine Nagelfeile oder eine Messerklinge, hier kam ein Stückchen Papier zu Tage und dort wurden Reste von Feuersteinen entdeckt. Die Filzkommandos hatten ihre Erfahrung und verstanden ihre Arbeit.

Dabei kamen sogar Gegenstände, die niemand mehr nach wochenlanger Haft bei einem Gefangenen vermuten würde, zum Vorschein. Plötzlich wurde unter großen Fluchen, die Russen konnten das besonders gut, ein richtiges Beil ans Tageslicht befördert. Mit Vehemenz stürzten sich sofort mehrere Posten auf den Besitzer und führten ihn unter Schimpfen und Stoßen in den Kreuzbau zurück. Ob dieser erneuten Vernehmungen ausgesetzt war, die Herkunft des Beiles verraten hat, ein zweites Mal verurteilt wurde oder eine sonstige Sonderbehandlung erhalten hat, entzog sich unserer Kenntnis. Auf dem Hof ging derweil die 'Säuberungsaktion' ohne Unterbrechung weiter.

Einmal konnten wir sogar den Fund einer Pistole beobachten, dem entsprechende Reaktionen der Kontrolleure folgten. Es ist kaum vorstellbar, wie Lagerinsassen unter den extrem strengen Durchsuchungen bei der Einlieferung in ein Lager und nach den vielen Zwischenkontrollen noch im Besitz solcher Dinge sein konnten. Neben den Filzungen hatten die Besitzer solcher Dinge außerdem noch ständig damit rechnen müssen, von Mitwissern denunziert zu werden. Trotzdem war es den russischen Gefangenen irgendwie möglich gewesen, solche Gegenstände bei sich zu behalten. Wir fragten uns bei solchen Vorkommnissen, ob nicht Angehörige der Wachmannschaften hierbei ihre Finger mit im Spiel hatten.

So wurde Reihe für Reihe kontrolliert, bis nach oft Stunden die Kontrolle endlich beendet und alle für den Transport vorgesehenen Sträflinge ihren neuen Platz eingenommen hatten. Danach wurden sie einzeln wieder aufgerufen und durften sich zum Abmarsch aufstellen. Es waren meist sechs Häftlinge, die eine Reihe in der Marschkolonnie bildeten. Die zu einer Reihe gehörenden Gefangenen mussten sich gegenseitig einhaken, und die mitgeführten Sachen konnten nur mit großem Geschick günstig gehalten oder getragen werden. Während die ersten Reihen bereits am Tor des Innenhofes standen, hatten sich die letzten noch nicht einmal formiert.

Es mochte wieder eine Stunde vergangen sein, und es war bereits Nachmittag, als Befehle über den Hof klangen und sich der Zug durch das große Tor in Bewegung setzte. Draußen vor dem Tor hatten sich bereits an beiden Seiten der ausrückenden Kolonne die Wachmannschaften postiert, die den Transport zum Bahnhof geleiteten. Diese Posten trugen ihre schussbereiten Kalaschnikows und mehrere von ihnen führten Hunde an der Leine mit. Weil wir aus verschiedenen Zellen den Abmarsch verfolgen konnten, sahen wir später auch die Marschkolonnie, die auf einem anderen Hof zusammengestellt worden war, durch das Tor nach draußen ziehen. Es waren jeweils zwischen 800 bis 1000 Gefangene, die mit einem Transportzug befördert wurden.

Im Sommer 1948, ich glaube es war Ende Juli, deuteten sich Veränderungen an. Ich konnte es mir kaum vorstellen, zwei Jahre hatte ich bereits zu dieser Zeit im wahrsten Sinne des Wortes im Zellenbau in Torgau 'verlebt'. Jetzt schienen plötzlich viele der bald vierhundert Zellen nicht mehr voll belegt zu sein, die Essensausgabe ging zügiger voran und auf dem Hof sahen wir des öfteren Offiziere zwischen dem Kreuzbau und dem Eingang hin und her eilen.

So begann wieder das große Munkeln. Für die einen war es die Vorbereitung zur Entlassung, für andere wieder bahnte sich ein Transport nach Russland an. Natürlich waren wir alle geneigt, den Fürsprechern der Entlassung allzu gerne zu glauben. Ich persönlich gab mich jedoch keinen allzu großen Hoffnungen hin. Ich hatte oft genug erlebt, dass solche Parolen wie Seifenblasen zerplatzt waren. Danach war die Enttäuschung nur noch größer, und manch ein Häftling ist an solchen nicht erfüllten Erwartungen zerbrochen.

Ein Mitgefangener tat sein Wissen mit Nachdruck kund und behauptete, er habe es von einem

sowjetischen Offizier verlässlich erfahren, dass wir Deutschen alle zur Entlassung kämen. Der Offizier hätte ihm das sogar schriftlich gezeigt. Dass diese Auskunft des Offiziers nicht aus der Luft gegriffen war, hatte ihren Grund in der Entlassung vieler sogenannter 'Internierter' aus verschiedenen Lagern.

Ein Häftling meinte daraufhin allerdings nur, der Mitgefangene habe sich wohl verlesen. Der Offizier hätte anscheinend nur undeutlich geschrieben, und zwar nicht das Wort 'Entlassung', sondern das Wort 'Entlausung'. Das wäre ja nur ein Unterschied von 'S' zu 'U'. Unwillkürlich mussten wir lachen, so scherzhaft war das formuliert worden. Dabei war doch der Unterschied von 'S' und 'U' in diesem Fall für uns ein sehr entscheidender.

Tatsächlich marschierten wir an einem der nächsten Tag zur Entlausung und nicht zur Entlassung. Nachdem erst einzelne und dann immer mehr Häftlinge aufgerufen wurden und mit ihren verbliebenen Gegenständen die Zellen verlassen hatten, war uns klar: Es ging auf Transport.

Jedoch erst mussten wir in den Keller. Dort legten wir unsere ganze Habe, ob Jacken, Hosen oder Schuhe, ja jedes noch so kleine Stückchen Stoff in einem Raum ab und betraten selbst dann das Bad. Während wir unsere Körper wieder einmal richtig abrubbeln konnten, wurden unsere Sachen mit Heißluft behandelt, um allem Ungeziefer den Garaus zu machen. Anschließend durften wir uns mit den noch überhitzten Sachen wieder bekleiden und den Rest verschnüren und verpacken, soweit dies möglich war.

Anschließend führte unser Weg auf den Hof. Wir kannten von unseren Beobachtungen den Gang der Dinge, der jetzt folgte. Denn auch wir mussten uns ebenso wie die sowjetischen Gefangenen auf das Steinpflaster setzen. Sprechen war ebenfalls streng untersagt und Posten standen dieses Mal nicht nur an den Hofseiten, sondern patrouillierten sogar zwischen unseren Reihen hin und her. So hing jetzt jeder seinen eigenen Gedanken nach und überlegte, wo wohl diese Reise enden würde.

Ich saß in einer der letzten Reihen und konnte deshalb geduldig warten und zuschauen, wie die Durchsuchungen vor sich gingen. Die deutschen Verurteilten schienen ordentlichere Häftlinge zu sein, denn neben Kleinigkeiten, hier vielleicht eine Nadel und dort mal eine Bleistiftmine, wurde anscheinend nichts Bemerkenswertes gefunden. Aufmerksamkeit erregten dagegen immer wieder einige Häftlinge, die nicht nur nach vorne, sondern zu einem speziellen Platz an der Seite geführt wurden, aber bereits nach wenigen Augenblicken zurückkehrten. Was dort im einzelnen mit ihnen geschah, konnte ich aus meiner sitzenden Stellung nicht erkennen, und zu sprechen wagten wir kaum.

Zum Glück war es ein schöner Sommertag und das Pflaster etwas erwärmt, im Winter hätten wir uns 'sonst was wegholen' können. Und stundenlang nur in der Hocke zu sitzen, wäre absolut nicht durchzuhalten gewesen.

Endlich wurde meine Reihe in Augenschein genommen. Einzeln traten wir nach vorne zur Filzung vor. Für das Suchkommando war bei meinem Nachbarn und mir die Arbeit wenig ergiebig. Meine Nadel und mehrere Stahlknöpfe entgingen den Spürfingern. Ich wollte mich schon wieder einreihen, als einem der Kontrolleure meine Schuhe nicht gefielen. Es waren weniger meine Schuhe als solche, sondern die mit Eisen beschlagenen Absätze. Niemanden hatten sie bei allen bisherigen Kontrollen gestört, und jetzt plötzlich wurden sie zum Stein, sprich Eisen des Anstoßes. Worum es eigentlich ging merkte ich erst, als der Posten mein rechtes Bein hob und mit einem Eisenstock gegen meinen Absatz schlug. Eisen auf Eisen gab einen hörbaren Klang und augenblicklich hieß es: 'Podjom - mitkommen'.

Während ich zum Rand geführt wurde, dämmerte es bereits bei mir, was dort bisher mit den anderen Häftlingen oder besser gesagt, mit ihrem Schuhwerk geschehen war. Und so geschah es denn auch bei mir. Ein Posten ergriff mein Bein und legte den Schuh mit dem Absatz auf einen Hauklotz. Das Ausziehen der Schuhe hätte wahrscheinlich zu lange gedauert. Ein zweiter Soldat entfernte dann durch einen kräftigen Hieb mit einem Beil das Stiefeisen. Dass dabei auch ein Teil des Absatzes verloren ging, schien die Bewacher nicht zu stören. Ehrlich gesagt, ich habe in dem Augenblick auch nicht daran gedacht. Vielmehr interessierte mich die Treffsicherheit des zweiten Schlages. Hoffte ich doch, dass wenigstens mein Fuß unverletzt blieb. Sowohl beim ersten als auch beim zweiten Abschlagen stellte der Schläger jedoch sein Können unter Beweis. Unbeschadet konnte ich das Schlagfeld verlassen. Lediglich meine Schuhe hatten Teile ihres Absatzes verloren.

Wieder warten und sitzen, weil es wie immer bei den 'Freunden' pomalo, also langsam zuzing. Dann endlich erschien der zuständige Offizier und das namentliche Aufrufen der Häftlinge, die für den Transport vorgesehen waren, begann. Wir formierten uns in Sechserreihen, die Breite der Kolonne richtete sich dabei immer nach der Breite des Weges, der zum jeweiligen Verladebahnhof führte.

Wir mussten uns wie üblich untereinander einhaken, und jeder versuchte dabei, das Bündel mit seinen Sachen so günstig wie möglich zu schultern. Dann setzte sich der Zug der Auserwählten in Bewegung, hinaus ging es durch das Tor, dessen Nebentor ich vor zwei Jahren in entgegengesetzter Richtung durchschreiten musste. Damals hatte ich nicht geahnt, dass ich in Fort Zinna zwei Jahre zu verbringen hatte, zwei Jahre ohne geregelten Freigang, zwei Jahre immer in Zellen. Aber noch viel weniger ahnte ich in diesem Moment, als ich das große eiserne Hoftor nach draußen durchschritt, dass ich in diesen Zellenbau nach eineinhalb Jahren erneut zurückkehren würde.

Vor dem Tor nahm uns das Begleitkommando in seine Obhut. Die Eskorte bestand wie üblich aus mit Kalaschnikows ausgerüsteten Rotarmisten und einigen an der Leine mitgeführten Hunden. Obwohl die Begleitmannschaften uns ständig beobachteten, konnten sie leise Unterhaltungen nicht gänzlich unterbinden. Dabei war die alle bewegende Frage, die Frage nach dem wohin? Da es mit der 'Entla(u/s)ung' nichts geworden war, stand für die Mehrzahl fest: Ab nach Sibirien! Workuta wurde als ein Zielort genannt, als ein anderer war Karaganda im Gespräch. Dabei schien es niemand zu interessieren, dass beide Orte überhaupt nicht im eigentlichen Sibirien lagen.

In der Reihe vor uns versuchte jemand, einen älteren Wachposten auf Russisch nach dem Wohin zu fragen. Der aber zuckte nur mit den Schultern und gebot zu schweigen. Wir merkten später, dass die Wachmannschaften, die uns lediglich bis zum Verladebahnhof begleiteten, selbst keine Ahnung davon hatten, wohin dieser Transport ging. Also wurde unter uns ausgiebig weiter spekuliert.

Kaum aus dem Tor, hatte diesmal der Weg nach links geführt, nicht nach rechts zur Hauptstraße, wie ihn meist die sowjetischen Kolonnen nahmen. Wir trabten auf einem unbefestigten Weg zwischen Schrebergärten hindurch und über freies Feld. Obwohl auf die Öffentlichkeit im allgemeinen von der Roten Armee wenig Rücksicht genommen wurde, sollten vielleicht diesmal die Anwohner auf den Abtransport von deutschen Häftlingen nicht unnötig aufmerksam werden. Aber egal, aus welchem Grund auch immer dieser Weg gewählt wurde, auf irgend einer Verladestelle würden wir schon ankommen, denn zu Fuß bis nach Russland war doch ziemlich weit.

Allerdings war dieser Weg zu einem neuen Ziel für mich mit Schwierigkeiten und Schmerzen verbunden, die ich von Schritt zu Schritt mehr spürte. Am Hacken des rechten Fußes begann mich nämlich ein Absatznagel zu belästigen, und es wurde mit jedem Schritt unangenehmer. Nach wenigen Minuten Marsch hörte ich schon nicht mehr auf die Vermutungen über unser Reiseziel, sondern fühlte bei jedem Auftreten einen stechenden Schmerz. Obwohl ich kaum wagte, mit dem rechten Fuß den Boden zu berühren, musste ich fleißig mitmarschieren. Selbst meine Nachbarn konnten mir kaum helfen, denn das Tempo war recht zügig. So versuchte ich, auf Zehenspitzen mitzuhalten. Trotzdem stach der Nagel nach wie vor erbärmlich. Es war eine Qual, und niemand von uns wusste, wohin der Marsch gehen und wie lange er dauern würde.

Auf einem größeren Umweg gelangten wir endlich in die Nähe des Güterbahnhofes. Weit außerhalb stand hier bereits der Transportzug, an seinen mit Stacheldraht versehenen Fenstern erkennbar. Truppweise wurden wir auf die einzelnen Waggons aufgeteilt und kletterten hinein. Die Güterwagen waren auf beiden Seiten mit Doppelpritschen ausgerüstet, und ich war froh, mich auf einer Holzpritsche ausstrecken zu können. Sofort trennte ich mich von meinem Schuh, nahm den Fußlappen, der stark durchblutet war, ab und besah mir die Bescherung. Ein Nagel hatte ein tiefes Loch in meinen Hacken gebohrt, aus dem Blut sickerte. Ich führte den Fuß zum Mund, damals war ich noch so gelenkig, und habe die Wunde ausgesogen. Mit noch ein wenig vorhandenem Tuch wurde sie von Kameraden danach notdürftig verbunden.

Nach dem ich richtig zur Besinnung gekommen war, erkannte ich die Ursache meines Leidens. Beim Abhacken der Beschläge an meinen Schuhen war ein Nagel nicht durchschlagen worden und lag fast einen Zentimeter frei. Beim Marsch hatte ich diesen Nagel erst durch die verbliebene Sohle und dann

tiefer und tiefer in meine eigene getreten. Mit einigem Geschick wurde er aus dem Schuh entfernt, ohne den ganzen Absatz zu lösen. So begann mein zweiter Transportweg.

Am späten Abend bewegte sich nach längerem Rangieren unser Zug in Richtung Nordost, also zur Grenze nach Frankfurt an der Oder. Diejenigen, die eine Reise in die Sowjetunion vorausgesagt hatten, schienen recht zu behalten.

Weit vor Erreichen des eigentlichen Grenzbahnhofes hielt der Zug am Stadtrand von Frankfurt. Bei der Weiterfahrt nach einem längeren Aufenthalt rollten wir nicht über die Oder, sondern bogen nach Norden ab und umfuhren in der Nacht Berlin. Nach einigen kurzen Zwischenstops gab es gegen Mittag wieder irgendwo auf freier Strecke einen Halt. Es war zwar weit und breit kein Bahnhof zu sehen, doch hier wurden wir ausgeladen. Beim Aussteigen bemerkten wir allerdings an vielerlei herumliegenden Gegenständen, dass an dieser Stelle bereits oft Züge be- und entladen worden waren.

Beim Abmarsch auf einem breit ausgetretenen, staubigen Weg erblickten wir in der Nähe einzeln stehende Kiefern, hochgewachsen mit gelichteter Krone, und etwas weiter entfernt erkannten wir einige Siedlungshäuser. Wie ein Lauffeuer war es durch die Kolonne gedrungen: Wir kommen ins Lager nach Sachsenhausen. Zum Nachdenken über den neuen Zielort blieb vorerst wenig Zeit, denn die Wachmannschaften trieben zur Eile.

Bald nahm uns eine feste Straße auf, und eine mit Stacheldraht geschmückte und mit Wachtürmen verzierte Mauer deutete auf das nahe Lager. Vor der Kommandantur gab es einen längeren Halt. Ich wurde beim Blick auf das Eingangstor an das in faschistischer Zeit hier stehende Grußwort 'Arbeit macht frei' erinnert. Davon hatten mir ehemalige Lagerinsassen, die wieder inhaftiert worden waren, berichtet. Welches Wort könnte jetzt am Eingang stehen und welche Bedeutung würde dieses neue Wort für mich und meine Zukunft haben? Aber es stand weder ein neues Wort und noch ein neuer Spruch über meinem Eingang in das ehemalige Konzentrationslager.

So begann ein neuer Abschnitt in meiner Odyssee: das Lagerleben.

Im Lager schien es für uns Neuankommende genügend Platz zu geben. Da erst vor wenigen Wochen viele derjenigen, die in Sachsenhausen interniert gewesen, entlassen oder nach Buchenwald verlegt worden waren, wurden wir als Verurteilte sogar im Bereich der I. Zone einquartiert. Früher nach Sachsenhausen eingelieferte Verurteilte waren meist in die II. Zone eingewiesen worden, in der es bis Anfang 1948 recht hart zugegangen sein soll.

Unsere Einweisung ins Lager begann mit der üblichen Prozedur: Zählung und Aufruf jedes einzelnen Häftlings mit Namen und Vornamen, worauf der Aufgerufene mit seinem Vatersnamen antworten musste. Danach erfolgte die übliche Durchsuchung und die Aufteilung auf die einzelnen Baracken. Die ersten beiden Wochen galten für uns als Quarantänezeit, in der wir vom sonstigen Lager recht abgeschottet waren.

Gemeinsam mit einigen mir bekannten Kameraden wurde ich in die Baracke 29 eingewiesen. Zeitweise lag ich später auch in der Baracke 30. Diese Baracken lagen im zweiten Ring und unweit der Lagerküche und der Wäscherei in der sogenannten 'Ersten Zone'. Die Baracken selbst waren hier rund 50 m lang und etwa 8 m breit. In der Mitte befanden sich der Waschraum und die Toilette. Daneben waren rechts und links jeweils die Schlafräume, die gleichzeitig als Aufenthaltsräume dienten. Diese Räume waren an der einen Seite mit Doppelstockpritschen und davor einigen langen Holztischen und Bänken ausgestattet. In jedem dieser Seitenteile waren 100 bis 120 Häftlinge untergebracht.

Unsere Baracken gehörten zum ersten Bataillon, denn in Sachsenhausen war das Lager in Bataillone eingeteilt. Diese Bataillone wiederum waren in Kompanien unterteilt, und jede Baracke zählte dabei als eine Kompanie. Die einzelnen Bataillonsbereiche waren durch Zäune strikt voneinander getrennt.

Das Lagerleben in Sachsenhausen zeichnete sich nach zweijährigen Zellaufenthalt für uns Torgauer durch viele Freiheiten und Annehmlichkeiten aus. Alleine die Bewegungsfreiheit in den Baracken und innerhalb der Bataillone, das Umherspazieren unter freiem Himmel und die Möglichkeiten der vielseitigen Kommunikation ließen diese neue Form unserer Haft als ein Geschenk erscheinen. Wir waren im Sommer im Lager eingetroffen. Beim Herumspazieren zwischen den

Baracken bei einem strahlenden Sonnenschein mit entblößtem Oberkörper und dem Betrachten der blühenden Blumen fühlten wir uns fast wie im 'Paradies'.

Doch schon nach wenigen Wochen war unser Leben in diesem 'Garten Eden' das gleiche abstumpfende Gefangenendasein wie vorher, nur unter anderen Farben. Nicht mehr die Zellenwände, sondern der Stacheldraht begrenzten unsere Freiheit. Tagaus, tagein prägte der gleiche Ablauf unser Leben: Aufstehen, Waschen, Zählappell, Essenempfang, Reinigungsarbeit und viel, viel Erzählen und Umherwandern, immer im Terrain der vier Baracken unseres Bataillons. Und dabei stets die Frage im Hinterkopf, wann dies alles hier endlich ein Ende habe. Wer in diesem abstumpfenden täglichen Einerlei nicht zu Depressionen neigte, musste sich sehr in der Gewalt haben.

Jeder sehnte sich infolgedessen nach einer wie auch immer gearteten Tätigkeit, um dieser Eintönigkeit des Alltags zu entgehen. Denn Beschäftigungen gab es im Lager ja einige. Doch für uns Neue war an einen Arbeitseinsatz kaum zu denken, die vorhandenen Möglichkeiten hatten die 'Längerdienenden' längst besetzt. Es musste schon etwas Besonderes geschehen, bevor ein Arbeitskommando abgelöst und durch andere Häftlinge ersetzt wurde. Darauf zu warten war eine sehr wage Hoffnung.

Bereits eine Einteilung zum Essentragen oder Wäscheabholen war eine Auszeichnung, die einem jedoch nur sehr selten zuteil wurde, und von der Laune der jeweiligen Kompanieführer abhing. Denn für diese Dienste wählten die Kompanieführer, so wurden die Barackenältesten in Sachsenhausen bezeichnet, meist ihre Günstlinge aus. Und wenn man tatsächlich einmal zu einem dieser Kommandos befohlen wurde, war es auch nur eine sehr kurze Abwechslung, ähnlich dem regelmäßigen Gang in die Badebaracke.

Eine andere Art der Abwechslung, die wir uns selbst verschafften, war das 'Am-Zaun-Stehen'. Vom vorderen Bataillonszaun aus konnten wir in Richtung Lagertor den gesamten Appellplatz überblicken, links bis zum Arrestbunker und rechts bis zum Krankenrevier. Einige Häftlinge standen hier von morgens bis abends, damit ihnen ja kein Vorgang auf dem Platz entging. Sie waren es auch, die schon am Gang eines Offiziers erkannten, ob eine Entlassung bevorstand oder nicht. Selbst wenn sie sich sehr oft mit ihren Prophezeiungen geirrt hatten, immer aufs neue stellten sie ihre Behauptungen auf. Ihnen war dabei nicht bewusst, wie viel ungerechtfertigte Hoffnungen sie damit bei vielen Gefangenen weckten, die später zu bitteren Enttäuschungen führten. Ich glaube, vielfach sprachen diese Häftlinge nur ihre eigenen Wünsche und Erwartungen aus.

Ein zweiter Platz fürs 'Am-Zaun-Stehen' war die Rückseite unseres Bereiches. Dort ging eine Lagerstraße entlang, die in einer Richtung zur Küche und Wäscherei und entgegengesetzt zur Badebaracke und 'Zweiten Zone' führte. Hier beobachteten wir jeden Tag die Essenträger der Zweiten Zone, wie sie zu zweit jeweils einen Essenkübel zwischen zwei Holmen trugen oder den mit Kübeln beladenen Essenzug vorbeizogen. Diese Kübel waren früher einmal Abfallkübel mit einem Fassungsvermögen von etwa 80 Litern gewesen und im Lager zu Essenkübeln umfunktioniert worden. Doch die einst für diese Kübel vorgesehene Funktion störte uns wenig, uns interessierte in erster Linie der tägliche Inhalt.

Eine weitere Aufmerksamkeit erweckten bei den Schaulustigen am hinteren Zaun Gruppen, die zum Baden vorbeizogen. Vor allem der 'Aufzug' der Frauen zum und vom Baden, der von unserem Zaun aus beobachtet werden konnte, war für viele eine besondere Augenweide, ein ungemein aufregendes Ereignis. Viele der 'Damen' zeigten sich oft in wenig Tuch gehüllt und somit ihre mehr oder weniger respektable Schönheit. Wer sich einen günstigen Platz am Zaun erobert hatte, konnte dem anderen Geschlecht sogar beim Abtrocknen nach dem Bade zusehen. Dies war natürlich nur in den wärmeren Sommermonaten möglich, wenn die weiblichen Badegäste ihre Trocknungskur bei geöffneten Fenstern vollzogen. Von einigen Schönen wurden sogar die Fensterbänke als Fußstützen genutzt, um ja auch jede Körperstelle richtig trocken reiben zu können. Beim sich anschließenden Defilee der so sauber Gescheuerten wurden nicht wenige anzügliche Bemerkungen über den Zaun hin und her getauscht.

Auch unser eigenes Badevergnügen, welches wir in der Regel vierzehntägig einmal genießen durften, bot eine Abwechslung. Im gleichen Rhythmus konnte auch die Unterwäsche getauscht werden, und eine entsprechende Ladung ging in die Wäscherei. Dazu mussten Unterhemden, Unterhosen und

Hemden gekennzeichnet sein, sonst erhielt man seine eigenen Sachen nicht zurück. Aber auch so konnte man nicht immer auf die Rückkehr der eigenen Wäsche hoffen. Wenn nämlich durch den ständigen Gebrauch oder das nicht besonders zarte Waschen ein Stück nicht mehr tragfähig war, also zerfetzt aus der Wäsche kam, gab es aus dem zentralen Fonds ein Ersatzstück.

Die Reinigung seiner Oberbekleidung war eine Angelegenheit jedes Häftlings selbst, denn im Lager Sachsenhausen trugen wir alle noch unsere Privatsachen. Dies natürlich nur, soweit diese Kleidungsstücke die bisherige Haftzeit überhaupt einigermaßen heil überstanden hatten. Falls nicht, erhielten die Betroffenen Ersatzkleidung, die in der lagereigenen Schneiderei hergestellt worden war.

Auch Kleidungsstücke von verstorbenen Inhaftierten fanden wieder Verwendung. Es schien hier im Krankenrevier geordneter zuzugehen als in Torgau.

In Sachsenhausen gab es in jedem Bataillon eine Kleiderkammer, die alle mit Waschen und Tausch verbundenen Aufgaben zu erledigen hatte. In der Kleiderkammer unseres Bataillon konnte auch ich zeitweise arbeiten. Der Leiter unserer Einrichtung war ein gewisser Israel-Ilsen, ein jüdischer Mitgefangener, der schon das Vernichtungslager Auschwitz durchlebt und hinter sich hatte. Aber über das, was er dort im Einzelnen erlebt hatte und wie es ihm gelungen war, das Lager überhaupt zu überleben, wurde von ihm niemals nie gesprochen. Böse Zungen behaupteten, er hätte dort mit den Bewachern zusammengearbeitet, und sei deshalb von einem Sowjetgericht verurteilt worden, doch einen direkten Beweis dafür konnte keiner erbringen. Auch er wurde 1950 nicht entlassen, sondern begleitete uns auf dem Transport nach Torgau. Dort spielte er eine wichtige Rolle bei der Ablösung des 'Eisernen Gustavs', dem Schläger von Torgau. Er trat gegen ihn als Zeuge auf, als die sowjetische Kontrollkommission die Misshandlungen in der Strafanstalt untersuchte. Weshalb er tatsächlich von einem sowjetischen Militärgericht verurteilt worden war, konnte ich jedoch auch bei meiner späteren Tätigkeit in Torgau nicht erfahren.

In dieser Kleiderkammer befand sich zeitweise unsere 'Tätowierwerkstatt'. Die eigentlichen Aufgaben der Kammer bestanden jedoch im Einsammeln der Schmutzwäsche, dem Transport der Wäsche zur Wäscherei und zurück und dem Verteilen der gewaschenen Sachen. Dabei erhielt der Häftling auf jeden Fall die Menge und Art seiner abgegebenen Teile wieder, ob es immer seine eigenen waren, dafür konnten wir uns nicht verbürgen. Augenmerk wurde vorrangig auf die richtige Passgröße gerichtet. Trotzdem musste dann oft noch untereinander getauscht werden.

Für nicht mehr nutzbare oder völlig zerwaschene Unterwäsche gab es nach Anforderung aus dem zentralen Magazin Ersatz, allerdings in einer sehr unterschiedlichen Form und Qualität. Die Lagerverwaltung in Sachsenhausen gab nämlich Sammelbestellungen auf, die dann von den deutschen Handelsorganen realisiert werden mussten. Dabei war den deutschen Behörden nicht bekannt, für wen die von den sowjetischen Dienststellen bestellten Wäscheteile bestimmt waren. So kamen im Lager und damit auch auf den einzelnen Kleiderkammern stets ganze Sortimente in allen Größen und verschiedenster Qualität an. Seidene Oberhemden nach modernstem Schnitt waren genau so vertreten wie einfache Leinenkuttonen, es gab reizvolle Unterwäsche aus Kunstseide und steife Baumwollhemden. Alle neu gelieferten Sachen wurden gemeinsam mit den gewaschenen in den Regalen nach Größen einsortiert und später je nach Notwendigkeit ausgegeben.

Manch ein Posten der Roten Armee zeigte sich sehr interessiert, einige dieser guten Hemden zu ergattern, doch wir zeigten uns solchem Tauschangebot gegenüber stets verschlossen, obwohl die als Gegenleistung angebotenen Gaben uns durchaus reizen konnten. Und selbst unser sonst so gewitzter 'Chef' ließ sich auf einen derartigen Handel nicht ein. Wussten wir doch aus Erfahrung, dass sogar die Posten mehr als einmal kontrolliert wurden, wenn sie das Lager verließen.

Als eine ganz besonders begehrte Aufgabe wurde von manchem Häftling der Wäschetransport gewertet. Da die dort abzugebende oder abzuholende Wäsche Stück für Stück gezählt und auch registriert werden musste, alles mit deutscher Gründlichkeit, dauerte ein Besuch in der Wäscherei stets eine längere Zeit. Diese Zeit wurde nicht nur, und von einigen Häftlingen überhaupt nicht, zum Zählen und Registrieren der Sachen genutzt, sondern es gab andere Vergnügungen. Denn auch die

Wäscherinnen freuten sich auf diese Besuche. Nach einiger Zeit hatten sich richtige 'Liebschaften' herausgebildet. Und bei jedem neuen Zusammentreffen wurde das Auffrischen der Liebe voll ausgekostet. Die Wäscheberge boten dazu die besten Möglichkeiten.

Hier liegt unter anderem einer der Gründe, weshalb im Lager Sachsenhausen auch Kinder geboren wurden, die im Lager selbst gezeugt worden waren. Es soll in Einzelfällen sogar halboffizielle Genehmigungen gegeben haben, dass sich inhaftierte Ehepaare besuchen konnten. Auf jeden Fall sind solche Treffen inoffiziell organisiert worden. Alle diese Zusammenkünfte blieben selbstredend nicht immer ohne sichtbare Ergebnisse.

Obwohl diese unschuldigen Wesen unter den gegebenen Umständen mit Hilfe vieler Häftlinge und vor allem der Frauen möglichst gut versorgt wurden, es war trotzdem eine menschliche Tragödie. Ich glaube, einige dieser Neugeborenen haben selbst später nie erfahren, dass sie im NKWD-Lager Sachsenhausen das Licht der Welt erblickten. Auf ihrer Geburtsurkunde wird wahrscheinlich nur 'Sachsenhausen' als Geburtsort stehen

Neben der Wäscherei und den wenigen 'offiziellen' Möglichkeiten war auch lange Zeit die Krankenbaracke ein Ort der Begegnungen zwischen 'Männlein' und 'Weiblein'. Besonders 'Bedürftige' versuchten diesen Ort bewusst für eine bestimmte Zeit aufzusuchen. Sie bemühten sich direkt um eine 'Krankheit', um irgendwie im Revier einen Platz zu ergattern. Dies geschah auf verschiedene Art und Weise.

Am häufigsten angewandt wurde das 'versehentliche' Herunterschlucken eines Löffelstieles, abgebrochen von dem gusseisernen Löffel, den jeder Häftling zur persönlichen Nutzung besaß. Nach der notwendigen gewordenen Einlieferung ins Krankenrevier, ein Löffelstiel im Gedärm konnte eventuell zu einer ernsteren Erkrankung führen, wurden diese 'Patienten' so lange mit Sauerkraut vollgestopft, bis der geschluckte Gegenstand auf natürlichem Wege dem Körper 'Ade' sagte. In der Zwischenzeit hatte der 'Erkrankte' die Möglichkeit, sich beim anderen Geschlecht umzusehen und in direkten 'Kontakt' zu treten. Diese Methode, um ins Revier zu kommen, wurde sowohl von Männern als auch von Frauen angewandt.

In einzelnen Fällen kam es bei oder trotz der Sauerkrautbehandlung doch zu Komplikationen, und eine eintretende Vergiftung konnte nicht immer sofort und erfolgreich bekämpft werden. Dann endeten die gewünschten oder vielleicht sogar noch erlebten 'süßen Stunden' tödlich.

Nach einer gewissen Zeit, die Methode war wohl zu oft angewandt und die damit verbundene Absicht von den Aufsichtskräften durchschaut worden, kam ein 'Löffelschlucker' nicht mehr in die Krankenstation. Seine Behandlung erfolgte dann 'ambulant' in der Baracke. Dort wurde der Betroffene gleichfalls mit Sauerkohl gefüttert, bis sich der Stiel verabschiedet hatte. Oftmals eine tagelange Prozedur, wobei der Einzelne während dieser Zeit dann nichts anderes zum Essen erhielt. Bald nahm daraufhin auch die Zahl der sonst ständig neu benötigten Löffel rapide ab.

Es gab daneben viele weitere Methoden, um sich einen Aufenthalt im Krankenrevier zu verschaffen. So konnte man sich das Knie längere Zeit mit einem Brotkanten beklopfen. Als Ergebnis bildete sich ein Bluterguss, der je nach Stärke eine Bewegung des betroffenen Beines fast unmöglich machte. Bei entsprechender Befragung war der Betroffene hingefallen oder hatte sich unglücklich gestoßen. Eine Einweisung ins Revier schien notwendig. Die dortigen Pfleger kannten bald ihre Pappenheimer und drückten oftmals für einige Tage ein Auge zu. Weshalb sollte man den Kameraden das unter Schmerzen errungene 'Vergnügen' nicht gönnen? Denn selbst mit dem lädierten Knie humpelten diese 'Kranken' zu den gesuchten Partnerinnen. Ich erinnerte mich bei all diesen Methoden an die Selbstverstümmeler aus Torgau. Ich persönlich unterlag zu meinem Glück nie einer solchen Versuchung.

Täglich fanden im Lager und so auch in jedem Bataillon die Zählappelle statt. Die einzelnen Kompanieführer mussten die Vollzähligkeit feststellen und sie dem diensthabenden Posten melden. Die Kompanieführer waren in den meisten Fällen auf Anordnung der sowjetischen Lagerkommandantur von ihren Mithäftlingen gewählt worden, sollten wir doch so im Lager 'Demokratie' erlernen. Diese Kompanieführer hatten dementsprechend auch Vollmachten und

genossen ein gewisses Vertrauen.

Natürlich wurden die Anwesenheitsmeldungen auch oft überprüft, und so hätte kaum einer der Kompanieführer es gewagt, eine Falschmeldung abzugeben. Außerdem war diese Stellung mit einigen Vorteilen verbunden, die viele ihrer Inhaber voll ausnutzten, und auf die sie nicht gerne verzichten wollten. Es war wie im Leben außerhalb des Lagers.

Zum Einen wurden diese Wahlen der Kompanieführer oft manipuliert, indem derjenige, der gerne gewählt werden wollte, sich schon vorher durch gutes Reden, Versprechungen oder Drohungen eine 'Hausmacht' schuf, die ihn zu seinem begehrten Posten verhalf. Außerdem konnte bei der Stimmabgabe durch Handzeichen auch 'gut' gezählt werden.

Zum anderen klebten die einmal gewählten an ihren Posten. Und selbst, wenn sie zurücktreten mussten, da sie zu viele Verfehlungen begangen hatten und sie Lagerleitung sie nicht mehr decken konnte, bekamen sie oder verschafften sich meist einen anderen Posten. Ich lernte nur zwei Kompanieführer kennen, die von sich aus auf eine Wiederwahl verzichtet haben.

Die als Vertrauensmänner gewählten Häftlinge genossen solche Privilegien nicht. Sie hatten ja vor allem die Aufgabe, die Kompanieführer zu kontrollieren, die ordnungsgemäße Essenausgabe zu überwachen und Ungerechtigkeiten den sowjetischen Posten zu melden.

Diese Verantwortlichen und zeitweise ihre Stellvertreter hatten im Lager zusätzlich die Aufgabe, als 'Dejurni' zu fungieren. An diesen Tagen mussten sie als 'Diensthabende' am späten Abend einen Rundgang zu allen Bataillonen machen. Dabei waren dort die Anwesenheit abzufragen und sich selbst im Kontrollbuch des jeweiligen Bataillons zu verewigen.

Da auch ich für einige Monate zum Stellvertreter von einem Kompanieführer ernannt worden war, ernannt im Zusammenhang mit der Entlarvung unseres mehrfach geborenen 'Freundes' aus Berlin, musste ich gleichfalls diese Aufgabe durchführen. Dazu gehörte unter anderem auch die Kontrolle des Frauenbataillons.

Dieses Bataillon umfasste die Baracken 11 bis 14 und 35/36. In einigen dieser Baracken waren nach 1941 im damaligen Konzentrationslager russische Kriegsgefangene untergebracht gewesen, bevor sie hier in Sachsenhausen von den Nazis umgebracht wurden.

Ich war vor meinem Kontrollgang rechtzeitig gewarnt worden, ja nicht das Frauenbataillon zu betreten. Ich sollte mir nur das Dienstbuch am Eingang herausreichen lassen, um meine Eintragung zu machen und mir die Belegungszahlen zu notieren. Wenn ich hineingehen würde, könnte es mir erst gut und später schlecht bekommen.

Viele Frauen, wie selbstverständlich auch umgekehrt viele Männer, freuten sich hier im Lager auf eine andersgeschlechtliche Begegnung. Aber ein bei solchen lustvollen Treffen angetroffener oder von einem nicht genügend Beachtetem gemeldeter Wachhabender wurde sofort abgelöst und kam unweigerlich in den Karzer.

Als warnendes Beispiel wurde die Geschichte des Arbeitskommandos 'Roth' erzählt. Dieses Kommando war für Reparaturen, vor allem für Holzarbeiten zuständig. Bei einem ihrer Aufträge mussten sie die Fußböden in den Frauenbaracken ausbessern. Neben ihrer eigentlichen Auftragsarbeit wurde die Kraft der Kommandomitglieder auch von den anwesenden Frauen beansprucht. In einem Fall soll die Kraft wohl nicht für genügend Frauen ausgereicht haben, denn diejenigen, die nicht mehr zu ihrem Anteil gekommen waren, schwärzten diesen gebeutelten Häftling bei der russischen Kommandeuse an. Dies brachte dem armen Kerl dann einige Tage Karzer und die Ablösung aus dem begehrten Arbeitskommando ein.

Da ich rechtzeitig gewarnt worden war, führte ich den Rundgang vorsichtig durch und konnte auch am Eingang zum Frauenbataillon meine Unterschrift ohne Zwischenfälle leisten und die Meldung aus allen Bataillonen ordnungsgemäß am Haupttor abgeben.

Bereits in Torgau hatte ich mit der Tätowierkunst erste Bekanntschaft gemacht. In Sachsenhausen war diese Arbeit jedoch umfangreicher, und es ging technisch bedeutend moderner zu.

Während in Torgau die Gummiabsätze der Schuhe als Ausgangsmaterial für die Tätowierschwärze genutzt werden mussten, gab es in Sachsenhausen bereits richtige Tätowiertusche, in einigen Fällen sogar in farbigen Nuancen. In Torgau wurde zur Herstellung der Schwärze das Toilettenbecken vom Wasser befreit und in der Mulde ein Feuer entzündet. Dann wurde der Gummi unter penetrantem Gestank angebrannt und das Abtropfende mit Wasser vermischt.

Auch bei den Werkzeugen zeigte sich der Unterschied. Zum Tätowieren waren in Torgau zwei selbstgefertigte Nadeln ein wenig versetzt aneinander gebunden, mit denen die Haut aufgeritzt wurde. Zwischen diesen Nadeln befand sich die 'Tusche', die auf diese Art in die Haut eingebracht wurde. In unserer Werkstatt in Sachsenhausen gab es neben diesen primitiven Mitteln auch echte Doppelnadeln, wo immer sie hergekommen sein mochten. In einigen Fällen wurden sogar gereinigte alte Kanülen aus dem Lazarett verwandt.

Und noch einen wesentlichen Unterschied gab es: In Torgau waren es einzelne Häftlinge, die sich mit dieser 'Kunst' beschäftigten. Sie führten alles damit Zusammenhängende vom Entwurf über das Herstellen der Tusche bis zum Nadelstich selbst aus. In Sachsenhausen war diese Tätigkeit dagegen wie in einer regelrechten 'Tätowierwerkstatt' als arbeitsteiliger Prozess organisiert.

Unsere Werkstatt befand sich, wie bereits erwähnt, in der Kleiderkammer des ersten Bataillons. Hier waren wir bei der inneren Selbstverwaltung im Lager relativ sicher. Unsere Mannschaft bestand aus fünf Mitgliedern, die sich die Arbeit und auch den Gewinn gerecht teilten.

Israel-Ilsen, der Leiter der Kleiderkammer war gleichzeitig unser Geschäftsführer. Er war für die Kundenwerbung, die Vertragsabschlüsse und Einnahmen sowie deren Verteilung zuständig. Des Weiteren gab es den Wäscher, der vor dem eigentlichen Tätowieren die Haut des Opfers gründlich zu reinigen hatte und außerdem für alle hygienischen Fragen zuständig war. Er musste die Werkzeuge desinfizieren und für Sauberkeit am Arbeitsplatz sorgen. Ein anderer Mitarbeiter bereitete die Tuschen vor und mischte die von den Kunden gewünschten Farben.

Ich selbst war für die Anfertigung der Entwürfe zuständig. Diese wurden den Kunden dann zur Auswahl vorgelegt. Natürlich gab es auch persönliche, ganz spezielle Wünsche, die realisiert werden mussten. So wurden vielfach Tierformen, Köpfe und Sinnbilder verlangt. Nachdem der Kunde sein Einverständnis zu meinen Entwürfen geäußert hatte, musste ich dieselben dann auf die dafür vorgesehene Hautfläche projizieren.

Wichtigstes Teammitglied war natürlich der Tätowierer selbst, der durch seine geschickten und gekonnten Sticheleien den gewünschten Entwurf mit Tusche in der gesäuberten Haut verewigte. Mit einer noch geschickteren Hand verstand er es sogar, eine schon vorhandene Tätowierung zu entfernen, also wörtlich genommen auszustechen.

Neben einigen Strafgefangenen, für die eine Tätowierung ein 'Ehrenzeichen als Häftling' zu sein schien, kamen in Sachsenhausen vor allem Angehörige der Roten Armee, also Posten und Wachmannschaften in unsere Werkstatt, um sich 'verschönern' zu lassen. Dies geschah, obwohl ein sich tätowieren zu lassen den Muschiks streng verboten war und bei einer Entdeckung mit verschärftem Arrest bestraft wurde. Trotzdem gab es immer viele Kunden, denn wir galten

als Meister auf diesem Gebiet. Mitunter wurden auch Umtätowierungen gewünscht und ausgeführt.

Der verdiente Lohn wurde oft als anreizende Vorleistung, meist aber erst nach voll gelungener Arbeit gezahlt. Mithäftlingen nahmen wir nur in Ausnahmefällen etwas ab, hier arbeiteten wir im Rahmen der 'Solidarität'. Nur bei den Kunden, die in Lagerfunktionen arbeiteten, forderten wir entsprechenden Lohn. Insgesamt ließen sich in Sachsenhausen allerdings nur relativ wenige Häftlinge 'bei Gegenleistung verschönern'.

Dagegen war die Nachfrage durch die 'Leute der anderen Feldpostnummer' sehr groß. Von ihnen wurden wir dann vornehmlich mit Brot, aber auch mit Speck, Butter, Zucker oder einem Stück Bratfleisch, in Einzelfällen überdies mit Obst gelohnt.

Über ein halbes Jahr hielten wir unsere Werkstatt geöffnet, dann wurden wir von einem Posten vor einer Kontrolle gewarnt. Dieser Posten war selbst einmal unser Kunde gewesen war. Da niemand von uns gerne einige Tage in den Karzerzellen verbringen wollte, und schon gar nicht im Steinbau in

Sachsenhausen, stellten wir die Dienstleistungen rechtzeitig ein. Außerdem hätten wir selbstverständlich alle unseren Arbeitsplatz verloren

Einige Tage später erfolgte tatsächlich die angekündigte Kontrolle durch mehrere uns unbekannte Posten unter Leitung eines Offiziers. Die Kontrolle stieß aber ins Leere. Vielmehr wurden wir für die gute Arbeit, die exakte Buchführung über alle vorhandenen Kleidungsstücke und deren ordentliche Lagerung besonders gelobt. Nebenbei, wir hatten auch alles vorbildlich aufgeräumt.

In den nächsten Wochen und Monaten erfreuten wir uns oft an gezeigten 'Hautbildern' und waren besonders stolz, wenn wir unsere Handschrift erkannten. In manchen Fällen waren wir aber auch von der umfangreichen 'Körperkunst' an einigen Häftlingen überrascht. Es gab Gefangene, die waren buchstäblich vom Hals bis zu den Füßen mit Bildern aller Art überzogen. Es war dabei trotzdem allerdings erstaunlich, wie einige Tätowiermeister bestimmte Körperformen genutzt hatten, um ihren Werken Ausdruck zu verleihen. Manch ein Ausdruck hatte dann aber doch mit dem Altern des Besitzers und dessen Haut seine einstige Wirkung verloren.

Die Geschichte eines 'Seebären', dessen Brust sich sehr zer- und bestochen darbot, ist mir besonders in Erinnerung geblieben. Als junger Matrose hatte dieser, revolutionär gesonnen und mit Kommunisten gemeinsam wirkend, seine Brust als persönliches Bekenntnis mit Hammer und Sichel zieren lassen. Nach 1933 war er dann, wie viele Arbeitslose in der damaligen Zeit, zu den Nationalsozialisten gestoßen. Da mussten Hammer und Sichel unbedingt verschwinden, also austätowiert werden. Das war sehr schwierig, und es wären letztlich verräterische Narben in verräterischer Form zurückgeblieben. So half bei ihm nur ein Um- und Übertätowieren. Von einem geschickten Meister wurde ein von einem Adler getragener Eichenkranz geschaffen, in dessen Innern sich ein Hakenkreuz darbot.

Doch das Jahr 1945 legte sich mit dem Untergang des Dritten Reiches schwer auf die erneuerte Brust. Hätte der Matrose doch nur das erste Zeichen über die Nazizeit hinweg gerettet. Was blieb jetzt dem Gesinnungswechsler anderes übrig, als sich einer nochmaligen Bearbeitung hinzugeben. Bei dieser Nacharbeit wurde aus dem Eichenkranz mit seinem abstoßenden Inhalt eine noch schwach zu erkennende Weltkugel, die weiter vom einem stolzen Adler getragen wurde. Über verschlungene, oder besser gesagt gestochene Wege war aus diesem Menschen nunmehr, seinem Brustbild entsprechend, ein Kosmopolit geworden.

Wenn wir bei unseren 'Kunstaberachtungen' Meerjungfrauen oder gar ein durchstochenes und blutendes Herz auf dem Unterarm eines Gezeichneten erkannten, erschien uns dies wie primitiver Dilletantismus. Zur Ehre unserer Werkstatt sei angemerkt, dass es uns stets gelang, nur einigermaßen natürliche und sittliche Bilder zu verkaufen, auch wenn vielfach andere, ja sehr ausgefallene Wünsche geäußert worden waren.

In all den Jahren des Verbanntseins war der Hunger unser ständiger Begleiter. So war es auch nicht verwunderlich, dass sich viele Geschichten um das Essen und das Beschaffen von zusätzlicher Verpflegung rankten. Dabei haben sich einige Episoden besonders eingepägt.

In Torgau verschaffte man sich in einer Nachbarzelle eine zusätzliche Portion, indem ein bereits Gestorbener noch drei Tage beim Zählappell mitgemeldet wurde. Dies geschah im harten Winter 1946 zu 1947. Die herrschende Kälte ließ in den ungeheizten Zellen an den Außenwänden Eisblumen entstehen, blühend durch die Atemfeuchte der Insassen. An diese Außenwand wurde der Tote platziert und war fast steif gefroren. Bei den wenig beleuchteten Zellen war es dann möglich, ihn bei der Meldung oder beim Essenempfang in die Mitte zu stellen und für ihn als 'Dritten' die Verpflegung zu erhalten. Erst nach drei Tagen meldeten die verbliebenen Insassen den Tod ihres Kameraden. Es war ihnen wohl selbst unheimlich geworden, ständig gemeinsam mit einem Toten in der Zelle ihre Zeit zu verbringen.

Aber nicht nur das wenige Essen bereitete manchem Häftling Sorgen, auch ein 'Zuviel' konnte zum Verhängnis werden.

In Sachsenhausen hatten die Mitglieder des Essenkommandos, die das Glück hatten, die Essenkübel aus der Küchenbaracke abzuholen und zu den einzelnen Kompanien zu tragen, ein besonderes

begehrtes Privileg. Sie durften nämlich in der Küche vor ihrem Rückmarsch speisen, und das nach Herzenslust, soviel sie wollten oder auch konnten. Diese Möglichkeit wurde selbstverständlich von allen Beteiligten weidlichst genutzt.

Auch ich genoss dieses Privileg bei zwei Einsätzen. Fast zehn Liter guter, fettiger Suppe waren das Höchstmaß, welches ich in relativ kurzer Zeit in mich hineinfüllte. Bei einem Körpergewicht von 45 Kilogramm und einer Größe von 170 cm erweiterte sich mein Bauch zu einem erheblichen Umfang. Nach einer solchen Mahlzeit konnte vermutet werden, ich hätte einen Fußball verschluckt. Mir persönlich hat zum Glück diese Magenerweiterung nicht zum Nachteil gereicht.

Jedoch nicht alle Essenträger haben eine solche 'Fressmöglichkeit' genau so gut wie ich überstanden. Auch das Vollstopfen musste anscheinend gelernt sein.

Ein Kamerad hatte gleich mir einen Wassereimer vor sich, gefüllt mit einer duftenden heißen Kohlsuppe, auf deren Oberfläche dicke Fettbrocken schwammen. Gierig löffelte er Kelle für Kelle in sich hinein. Es fehlte nicht mehr viel, und er hätte den Grund des Eimers erreicht. Da senkte sich plötzlich sein Haupt in den Eimer. Im Vornübergleiten versuchte er nochmals, sich aufzurichten und durchzuatmen, doch es war bereits zu spät.

Es konnte nur noch Herzversagen festgestellt werden. Die Übermenge des Genossen hatte der ausgemergelte Körper nicht verarbeiten können, es war zuviel für das Herz geworden. Ein Toter mehr, der in der Nähe von Sachsenhausen irgendwo verscharrt wurde. Eine durch fortwährenden Hunger erzeugte 'Essgier' hatte ihn in den Tod getrieben. Es war eine grausame Ironie des Schicksals.

Die immer wieder aufflackernden Parolen einer Entlassung konnten mich persönlich nach wie vor kaum aus der Ruhe bringen, denn ich hatte gelernt, nur das für wahr zu halten, was tatsächlich geschah. Dabei geschah es allerdings tatsächlich auch in Sachsenhausen, dass, aus welchem Grund auch immer, sowohl Internierte als auch Verurteilte entlassen wurden. Dies erzeugte stets eine sehr bedrückende Situation für alle diejenigen, die weiter in Gewahrsam blieben. Der eine geht, der andere bleibt, schien die Losung.

Eine besondere Belastung schuf es für diejenigen Häftlinge, aus deren Gruppe einige nach Hause gehen konnten und sie selbst bleiben mussten. Warum wurden aus der gleichen Gruppe einige amnestiert und andere nicht? Dabei kam es sogar vor, dass Häftlinge, die zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt worden waren, entlassen wurden, und aus der gleichen 'Werwolf-Gruppe' einige mit 'nur' zehn Jahren Strafmaß Bedachte im Lager verblieben.

Jedem logisch denkenden Menschen erscheint dieses Vorgehen der sowjetischen Behörden unverständlich, und man fragt sich, nach welchem System das möglich war. Auf gleicher Basis erfolgten auch in den weiteren Jahren eine ganze Reihe von 'Begnadigungen'.

Ein Politratschallnik, nach dieser Art des Vorgehens befragt, hatte jedoch eine recht einfache und in mancher Hinsicht sogar verständliche Erklärung. Dabei wurde gleichzeitig sehr deutlich, welche entscheidende Rolle der subjektive Faktor spielen kann.

Wir sollten uns nur vorstellen, dass im fernen Moskau in der Militärstaatsanwaltschaft eine große Anzahl Untersuchungsrichter saßen und dort die einzelnen Akten bearbeiteten. Dabei habe dann jeder Richter eine Akte zu prüfen und eine Entscheidung über Entlassung oder Nichtentlassung seines Klienten der Staatsanwaltschaft vorzuschlagen und zu begründen. Somit hinge es in erster Linie von dem einzelnen Richter, von seiner Einstellung, seinem Empfinden, ja oft seiner Haltung zu den Deutschen schlechthin ab, zu welcher Entscheidung er letztlich kam.

Für den einen Richter war ein Jugendlicher als Mitglied einer 'Werwolf-Gruppe' besonders gefährlich, für einen anderen galt der Beteiligte als 'Dummer Junge'. Entsprechend fielen auch die Urteile der Berufungstribunale aus, und danach wurde entlassen oder nicht. Dem oft ungerechten und sehr subjektiven Vorgehen bei der Verurteilung folgte jetzt eine zweite subjektive Entscheidung, oftmals eine Entscheidung über Leben oder Tod eines Menschen.

Wie sollte anders verfahren werden, war die abschließende Frage des Offiziers. Was sollten wir darauf antworten? Diese Begründung war sachlich zwar noch einigermaßen zu verstehen, aber mit Gerechtigkeit hatte dies wenig gemein. Doch wo gab es sie überhaupt? Wird nicht auch bei anderen,

und auch deutschen Gerichten die gleiche Tat sehr unterschiedlich von den verschiedenen Richtern beurteilt und geahndet?

Die Praxis, und nicht nur, wie gesagt, die in sowjetischer Gefangenschaft, hat die Aussagen des Politoffiziers immer aufs neue bestätigt. Eine ähnliche Erklärung erhielt ich selbst nochmals in einer späteren Aussprache, jedoch mit dem Eingeständnis des sowjetischen Gesprächspartners, dass man hierbei von Gerechtigkeit nicht unbedingt sprechen könne.

Aber eines wollte dieser Offizier dann auch noch von mir wissen: Nach welcher Gerechtigkeit denn die Deutschen im Krieg in der Sowjetunion gehandelt hätten. Was sollte ich ihm darauf antworten? Ich wusste keine Antwort.

Hätte ich ihm erzählen sollen, dass sich in Torgau einige Häftlinge damit gebrüstet hatten, viele, viele Partisanen erschossen zu haben und es sogar noch bedauerten, dass sie nicht mehr erwischt hätten. Oder von einem Oberleutnant, der immer wieder erzählte, wie er in Smolensk die Goldverzierungen von den Kirchenkuppeln abmontiert hatte. Und da gab es auch noch den Bauern, dem seine polnischen Zwangsarbeiter nicht schnell genug gearbeitet hatten und die er angeblich nur mit 'harter Hand' oder mit dem Knüppel zur richtigen Arbeit hatte bringen können.

Nein, zur 'Gerechtigkeit' der Deutschen im zweiten Weltkrieg und auch danach konnte ich nichts sagen, dazu hatte ich in den Jahren meiner bisherigen Haft zu viel gesehen, gehört und selbst erlebt.

Das es nicht nur bei sowjetischen Behörden zu solch subjektiv geprägten, zum Teil gegensätzlichen Urteilen kam, sondern auch bei deutschen Gerichten bei gleichen Vorgängen widersprechende Urteile gefällt wurden, ist allgemein bekannt. In Deutschland sprach und spricht man in solchen Fällen von der sogenannten Unabhängigkeit der Gerichte.

1948 tauchten erste Zeitungen und Zeitungsartikel im Lager auf. Anfänglich waren sie von Außenkommandos mitgebracht worden, natürlich illegal. Doch später gab es sie offiziell, ein oder zwei Exemplare für jede Kompanie. Es war anfänglich nur die 'Tägliche Rundschau', praktisch die Zeitung der sowjetischen Militäradministration. Später gab es zeitweise die 'Berliner Zeitung' und auch die 'Nationalzeitung'. Allerdings waren die einzelnen Seiten nicht immer vollständig, denn bestimmte Artikel, deren Inhalt für uns Häftlinge den sowjetischen Bewachern nicht angebracht erschien, waren herausgeschnitten. Trotzdem wurden die Gazetten mit großer Aufmerksamkeit gelesen und wanderten von Hand zu Hand. Zu vielen Artikel gab es danach lebhaft Diskussionen, erfuhren wir jetzt viele neue Fakten, die bisher nur einigen wenigen Häftlingen in den Außenkommandos bekannt waren.

Auf diesem Wege erfuhr ich von der Gründung der Nationaldemokratischen Partei in der sowjetischen Besatzungszone und einiges über deren Programm. Ich las interessante Artikel über das Ruhrgebiet, zur Entwicklung der Landwirtschaft in der sowjetisch besetzten Zone und über die zukünftige Gestaltung Deutschlands als einem einheitlichen und friedliebenden Staat.

Mich persönlich berührten einige dieser Artikel stark, weil sich in ihnen teilweise Gedanken aus meinem eigenen Vortrag, den ich in Greifswald gehalten hatte, wiederfanden. Ich stieß dabei sogar auf einige fast wörtlich von mir dort getroffenen Formulierungen.

Ich versuchte deshalb bei einer sich bietenden günstigen Gelegenheit mit einem höheren Politoffizier über dieses Problem zu sprechen. Es gelang mir tatsächlich mit Hilfe eines Deutsch sprechenden Sergeanten, der einen meiner Entwürfe auf seiner Schulter eintätowiert hatte, einem Kapitän der Roten Armee meine Gedanken und Erkenntnisse vorzutragen. Ich untermauerte sie mit den Zeitungsberichten, einige hatte ich aufgehoben und bei mir. Ich bat dann diesen Offizier, jetzt doch etwas für meine Entlassung zu unternehmen. Wenn schon keine Aufhebung des Urteils zu erreichen sei, so könne er doch bestimmt für eine Strafminderung wirken, und dann wäre meine Haftzeit auch bald beendet. Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt bereits über drei Jahre verbüßt.

Auch dieser Offizier hatte jedoch nur eine 'gute' Antwort bereit, die er mir auch umfangreich erläuterte: Ich hätte die Politik der Besatzungsmacht und der Kommunistischen Partei in Deutschland zu früh verraten, und dafür sei ich bestraft worden. Meine Meinungen hätten damals in der Öffentlichkeit nur

Unruhe gestiftet, dadurch hätten die Menschen sich gegen die Besatzungsmacht gestellt, und die späteren Maßnahmen wären nicht verstanden worden. Meine Äußerungen zum Ruhrgebiet hätten von den westlichen Alliierten zum Argument gegen die Sowjetunion genutzt werden können, wenn ich von der sowjetischen Administration für diesen Aufruf nicht verurteilt worden wäre. Denn damals war sich die Anti-Hitler-Koalition doch noch im wesentlichen 'einig', besonders die Sowjetunion mit Frankreich.

„Man muss das Richtige auch immer zur richtigen Zeit sagen, sonst ist es gefährlich“, so mein Gesprächspartner.

„Beim Handeln selbst sei es noch gefahrvoller, wenn die richtige Zeit verpasst wird. Dies sei auch Dialektik, denn was heute noch gut war, konnte morgen schon schlecht sein,“ waren seine weiteren Worte.

Es scheint also immer nur auf die jeweiligen Umstände anzukommen. Die aber hatte ich wohl nicht genügend beachtet, als ich mir schon Anfang 1946 zu vielen Fragen über die Zukunft Deutschlands Gedanken gemacht und dieselben vor meinen Kommilitonen ausgesprochen habe.

Gerade, weil ich weit vorausgedacht, oder überhaupt gedacht hatte, war ich anscheinend gefährlich gewesen. Und in diesem Zusammenhang fiel mir eine Sentenz bei Shakespeare ein: 'Er denkt zuviel, er ist gefährlich!' Doch weder die Antwort des Kapitäns noch mein Nachdenken darüber halfen mir bei der Verkürzung meines Verbleibens hinter Stacheldraht und Gefängnismauern. Noch waren es fast sieben lange Jahre, die ich zu 'verbüßen' hatte, und ein vorzeitiges Ende war nicht abzusehen.

Die Zeit um Ostern, dem Fest der Auferstehung, wurde im Jahre 1949 zu einem besonderen Ereignis im Lager. An einem Tag wurde uns plötzlich bekannt, dass einige Bataillonstore in der ersten Zone an diesem Nachmittag geöffnet sind und die Lagerinsassen sich auf den Appellplatz begeben können. Lediglich die anderen Bataillonsbereiche und Baracken dürften nicht betreten werden. An ihren Eingängen hatten ausgewählte Posten zu stehen und jeden zu kontrollieren. Auch ein Wandern zwischen der ersten und der zweiten Zone war verboten und das Gelände zwischen der Wäscherei und der Lagerküche für die Häftlinge tabu.

Selbst bei diesen Einschränkungen war es etwas Außergewöhnliches. Wir durften also eine Art Osterspaziergang unternehmen, zwar nicht ganz nach der Goetheschen Art, aber immerhin. Trotzdem wurden von einigen Kameraden laut und deutlich Sentenzen aus dem 'Osterspaziergang' deklamiert.

So wanderten wir dann an diesem Nachmittag über den Appellplatz von Zaun zu Zaun und von Tor zu Tor. Das war ein Gelaufe und Gerenne, der eine bedächtig, der andere schneller dahineilend. Jeder schaute nach jedem, ob er nicht irgendeinen Bekannten aus früheren Tagen oder aus Bautzen, Torgau oder sonst woher wiedersah. Ehepartner sahen sich für kurze Zeit am Zaun wieder, manche Häftlinge lagen sich in den Armen, Tränen rannten über ausgezehrte Wangen, Tränen der Freude über ein noch gesundes Wiedersehen.

Einige Häftlinge hatten überhaupt nicht gewusst, dass auch Bekannte von ihnen hier im Lager waren, andere sahen sich nach Jahren erstmals wieder. Es war eine gehobene Stimmung, und die Gerüchteküche bekam kräftig Nahrung. Wenn auf den Türmen nicht die Bewacher mit ihren Maschinengewehren gestanden und nicht auf den Außenmauern die Stacheln des Drahtes gedroht hätten, manchem wäre es wie die Freiheit vorgekommen.

Aus irgendwelchen Quellen hatten einige Häftlinge von diesem Ereignis bereits vorher erfahren. Sie hatten sich vom Munde abgesparte Lebensmittel und kleine Geschenke mitgebracht, um Bekannten eine Freude zu bereiten. Alles war da plötzlich vorhanden, vom gefüllten Marmeladenglas bis zum gestrickten Strumpf, vom selbstgestalteten Kuchen bis zu Ohrenschützern. Da wir alle zu dieser Zeit noch unsere Privatsachen trugen, konnte sich gegenseitig geholfen werden. Besonders wurde an die einsitzenden Kinder gedacht, deren Freude bei jeder erhaltenen Kleinigkeit übergroß war.

Ein Höhepunkt und wahrscheinlicher Anlass für unseren 'Freigang' war ein Fußballspiel. Eine Häftlingsmannschaft trat gegen eine sowjetische Elf an, es soll die Mannschaft der sowjetischen Kommandantur von Berlin gewesen sein, so hieß es jedenfalls. Dies war natürlich für alle Fußballfreunde unter den Gefangenen ein besonderes Erlebnis, aber auch uns anderen verschaffte es eine willkommene Abwechslung.

Bei dem Treffen ging es fast wie bei einem internationalen Fußballspiel zu. Die Mannschaftskapitäne begrüßten sich mit Handschlag, die Seitenwahl wurde ausgelost und Schieds- und Linienrichter übernahmen ihre Aufgaben. Sieger nach einem interessanten und fairen Spiel wurde die Lagermannschaft, die Häftlinge hatten ihr Können gezeigt. Wir hatten sie tatkräftig angefeuert, aber auch die Gäste erhielten von den Wachmannschaften große Unterstützung. Für gelungene Kombinationen gab es von beiden Seiten Beifall. Man kam sich wie auf einem richtigen Fußballplatz, ja, wie in einem großen Stadion vor. Es fehlten nur die Tribünen.

Nach dem Spiel sollen alle Aktiven eine Sonderportion Verpflegung erhalten haben, und ich glaube, die Küche hat sich nicht lumpen lassen. Wir jedenfalls waren stolz auf unsere Mannschaft. Gleichzeitig sammelten wir an diesem Tage neue Erfahrungen im Umgang zwischen Häftlingen und Bewachern und hätten gerne öfter ein Gleiches erlebt. Aber es blieb in dieser Art und Weise ein einmaliges Ereignis.

Durch die vielen Begegnungen an diesem Tag war das Erzählen von 'Früher' neu belebt worden. Was gab es da nicht alles zu berichten? Neuigkeiten mussten weiter verbreitet werden, warteten doch andere, die keine Bekannten getroffen hatten, auf jede neue Mitteilung. Ob gewollt oder nicht, der 'Osterspaziergang' hatte Langzeitwirkung, neue Hoffnungen keimten auf und von Häftlingen, die erst vor kurzem inhaftiert worden waren, hatte man einiges von 'draußen' erfahren, von dem in den Zeitungen nichts berichtet wurde.

Daneben gab es auch viele bittere Enttäuschungen, erfuhr doch manch einer vom Tod eines Freundes, der Verhaftung eines guten Bekannten oder gar von der Wiederverheiratung der einstigen Ehefrau. Bei vielen Menschen außerhalb des Lagers galten wir Inhaftierten oft als verschollen oder sogar als tot.

So wurde an diesem Tag für viele etwas vorweggenommen, wovon einige Häftlinge sonst erst durch den Briefverkehr erfahren hätten, der später gestattet wurde. Enttäuschungen oder Nachrichten, die mit dem ersten Postempfang bekannt wurden, konnten von manchem Gefangenen deshalb besser verkraftet werden. Die Mehrzahl der Inhaftierten war bereits drei oder gar vier Jahre ohne jede Mitteilung von ihren Angehörigen gewesen und den wenigsten war es gelungen, umgekehrt eine Nachricht nach draußen schicken zu können.

In den folgenden Wochen wurde versucht, die einmal geknüpften Bande weiter zu erhalten. Dabei galt es, neueste Nachrichten von einem Bataillon zu einem anderen auszutauschen. Dies war wiederum für die Arbeitskommandos ein gutes Geschäft, denn sie ließen sich die Übermittlung von Informationen entsprechend vergüten. Selbst hier im Lager unter den harten Bedingungen gab es nur wenig umsonst.

Viele der einmal entstandenen Beziehungen hielten bis zur Auflösung des Lagers Anfang 1950, andere wurden durch die spätere gemeinsame Verlegung nach Torgau noch fester.

Ein weiteres bemerkenswertes Ereignis während meiner Zeit in Sachsenhausen war der Besuch zweier Kirchenmännern. Es war um die Weihnachtszeit im Jahre 1949, als Probst Grüber und Bischof Dibelius das Lager Sachsenhausen betreten und ihre Gedanken einer zugelassenen Anzahl von Frauen und Männern anvertrauten. Dazu fanden zwei getrennte Veranstaltungen statt.

Ich hatte das mehr oder weniger große Vergnügen, den Bischof Dibelius zu sehen und zu hören. Er predigte in der Theaterbaracke. Seine Worte sollten und haben wahrscheinlich auch vielen von den anwesenden Häftlingen Trost gespendet. Ob sie der Mehrzahl der Zuhörer auch neue Hoffnung gegeben haben, wage ich zu bezweifeln. Zu lange hatten die Menschen im Lager immer wieder Parolen und guten Worten geglaubt, und zu oft waren sie enttäuscht worden. Von Seiten der Kirche war bisher ja auch nichts geschehen, um unser Dasein merklich zu verbessern oder unser Eingesperrtsein gar zu beenden.

Was und wen vertraten diese Kirchen überhaupt? Weshalb wollten sie die Institutionen sein, die alleine die Wahrheit verkünden konnten? Welches moralische Recht hatten die christlichen Kirchen überhaupt, nachdem ihre Militärfarrer und Priester sogar die Waffen der Hitlerwehrmacht gesegnet hatten?

Derjenige von beiden, der den Nazis widerstand und deshalb selbst einige Zeit im Konzentrationslager Sachsenhausen verbracht hatte, war der Probst Grüber gewesen. Ihm stand ein gewisses Recht zu, Häftlingen Worte des Trostes und der Hoffnung zu sagen. Was der Probst allerdings den Häftlingsfrauen tatsächlich 'vorgegrübert', so sagte man im Lager, will heißen vorerzählt hat, erfuhr ich erst aus zweiter Hand oder danach aus den beschnittenen Teilen der 'Täglichen Rundschau', die später in einigen Exemplaren im Lager verteilt wurde.

Sein eigenes Schicksal und der gewagte Vergleich mit dem unseren zeigte zwar auf, dass jedes Ungemach einmal ein Ende hat, aber eine direkte Hoffnung hat auch er den Lagerinsassen nicht vermitteln können. Die Behandlung und Auslegung seiner Worte in der Presse war dann für die meisten von uns eine herbe Enttäuschung. Mir persönlich hatten bereits die der Obrigkeit beflissentlich gewidmeten Worte des Bischofs selbst gereicht.

Zu dem gab es in der 'Täglichen Rundschau' auch noch einen Bericht über die Besichtigung der Lagerküche und der 'Inspektion' des Essens. Da wurde ein Mikrofon über den brodelnden Kesselinhalt gehalten, so auf einer Abbildung zu sehen, und in einem entsprechend aufgemachten Text auf die reichliche Verpflegung und die gute hygienische Versorgung hingewiesen. Abgesegnet worden waren solche Berichte von den Würdenträgern, welche die Lage der Häftlinge als relativ gut bezeichneten.

Probst Grüber selbst hatte Häftlinge gesehen, die in zwangloser Unterhaltung zusammen standen, Häftlinge, die keine KZ-Kleidung, sondern ihre Zivilsachen trugen und gepflegt und normal ernährt aussahen. Das entsprach tatsächlich der Wahrheit, denn so hatte er uns an seinem Besuchstag vorgefundenen. Ob es aber immer so war und ob es auch allen Insassen so ging, konnte oder wollte er ja nicht beurteilen.

Natürlich darf keiner die Internierungslager in sowjetischer Zeit mit den Konzentrationslagern der Nazis gleichsetzen. Es gab in den Internierungslagern keine Erschießungskommandos und niemand wurde vergast, aber trotzdem bleibt Gefangenschaft immer Gefangenschaft. Auf dem Appellplatz in Sachsenhausen stand kein Galgen mehr, auf ihm fanden sogar Fußballspiele statt. Und auch das Verhältnis zu den sowjetischen Wachmannschaften war anders als unter dem SS-Regime. Wir hatten in der Haftzeit, abgesehen von der Zeit der mehr oder weniger harten Untersuchungshaft, öfter unter den Repressalien der eigenen Mitgefangenen zu leiden beziehungsweise diese zu fürchten, als unter denen der russischen Bewacher.

Aber, wie gesagt, Gefangenschaft bleibt Gefangenschaft. Viele der über Jahre durch Haft und Hunger hinter Gittern und Stacheldraht psychisch Leidenden und physisch Geschundenen hätten damals und auch später gerne erfahren, weshalb sich die Gottesmänner zu diesen Dingen gewollt oder nicht gewollt gebrauchen ließen. Mussten sie sich überhaupt nach ihrem Besuch im Lager dazu äußern? Oder mussten sie sich vielleicht so verhalten, um überhaupt ins Lager zu dürfen und ihren Trost spenden zu können? Oder hielten sie die von ihnen gebotenen Einsichten und Ansichten selbst tatsächlich für wahr? Wer wird es je erfahren, und wenn, wem steht dann eigentlich ein Urteilsspruch zu?

Eins aber stand und steht fest: Der durch die Kirchenmänner in Sachsenhausen gespendete Trost und Segen war zwiespältig.

Viele Mitgefangene zeigten sich bitter enttäuscht, und einige schworen, nie wieder das Innere einer Kirche zu betreten.

Andere dagegen fühlten sich überglücklich, ihren Probst oder ihren Bischof persönlich gesehen und gehört zu haben. Diese schöpften aus den Worten Kraft und Mut, weitere Monate und Jahre der Prüfung zu überstehen.

Anschließend gab es sehr lebhaft Debatten über Glaubensfragen, die Rolle der Kirchen und einzelner Pastoren und Priester. Dabei musste manch eine Meinungsverschiedenheit, oder
besser

Glaubensverschiedenheit der Kameraden untereinander geschlichtet werden. Einige Häftlinge verfeindeten sich dabei sogar, nur weil der andere eine gegenteilige Meinung vertrat.

Ein weiteres Diskussionsthema in den letzten Monaten des Jahres 1949 waren die Gründung der

Bundesrepublik Deutschland in den westlichen Besatzungszonen und die darauf erfolgte Gründung der Deutschen Demokratischen Republik. Es wurde eifrig pro und kontra gestritten, aber in einem war sich die übergroße Mehrheit der Häftlinge einig: Es gab neue Hoffnung auf ein baldiges Ende unseres Leidens und damit auf ein Wiedersehen mit unseren Lieben daheim. Aber leider erfüllte sich diese Hoffnung nicht allzu bald.

Mit der Gründung eigener Staatswesen auf deutschem Boden musste demnächst ja auch der Abzug der Besatzungsmächte erfolgen. Und damit unsere Freilassung, argumentierten einige. Andere wieder sahen uns in Transportzügen in die UdSSR, denn wir seien ja von der Besatzungsmacht verurteilt.

Viele Häftlinge reagierten sehr euphorisch, die Skeptiker sahen dagegen in dem Bestehen zweier Staaten auf deutschem Boden eher etwas Negatives für unsere Zukunft. Doch niemand wusste, wie die weitere Entwicklung tatsächlich verlaufen würde. So wurde wieder einmal, wie so oft in dieser Zeit, eifrig spekuliert, und die unmöglichsten Gerüchte machten die Runde.

Das Lagerleben nahm derweil seinen alltäglichen Lauf. Während meines Verweilens in Sachsenhausen war ich die längste Zeit einfacher Barackeninsasse, zwischenzeitlich arbeitete ich in der Bekleidungskammer und war nebenbei für ein halbes Jahr gewählter Vertrauensmann und stellvertretender Kompanieführer. Plötzlich hatte mich jemand dazu ausersehen, Läufer bei der Kommandantur zu werden. Wie man zu einem Posten, außer den gewählten, innerhalb des Lagers kam, war und blieb nicht nur mir, sondern den meisten Häftlingen ein Rätsel. Denn genau so schnell wie man etwas wurde, konnte man ohne ersichtlichen Grund auch wieder abgelöst werden.

Die Berufung zum Läufer traf mich bei rechter Erinnerung kurz vor Jahresende 1949, also wenige Wochen vor der Auflösung des Lagers und meinem Abtransport nach Torgau.

Die Läufer hatten vorrangig die Aufgabe, einfache Mitteilungen und im Einzelfall auch Befehle von der Kommandantur zu den einzelnen Bataillonen zu überbringen. Dazu musste sich der Melder zu bestimmten Zeiten in einem kleinen Raum in der Kommandantur oder in unmittelbarer Nähe bereit halten. Außer mir waren noch zwei weitere junge Burschen als 'Läufer' tätig, beide ebenfalls von kleinerer Gestalt. Mein Vorgänger soll abgelöst worden sein, weil er angeblich ein engeres Verhältnis mit einer Gefangenen begonnen hatte.

Bevor ich jedoch meinen Dienst antreten durfte, wurde ich erst neu eingekleidet. Ein Lagerschneider nahm Maß, und eine aus feinstem olivfarbenen Wolltuch gefertigte bulgarische Armeelitewka wurde mir zugeschnitten. Dazu erhielt ich eine schwarze Stiefelhose und passende Schaftstiefel aus herrlich weichem Leder. Selbstverständlich musste ich ein tadelloses Oberhemd tragen, also auf das Vornehmste gekleidet sein; und das alles in einem Gefangenenlager. Meine fast schon seit vier Jahren genutzten Kleidungsstücke, soweit sie überhaupt noch vorhanden und tragbar waren, galten für diese Aufgabe als nicht 'standesgemäß'.

Doch schon nach vierzehn Tagen war der Spuk für mich und auch die anderen Läufer vorüber. Weshalb, konnten wir uns nicht sofort erklären, aber schon Tage später war der Grund erfahrbar. Es wurde die Auflösung des Lagers vorbereitet, entsprechende Befehle schienen aus Moskau eingetroffen zu sein. So jedenfalls äußerten sich einige der Posten.

Auf meinem weiteren Weg wären die Stiefel wohl eine zu großzügige Mitgift gewesen: Ich musste sie leider abgeben, um dann wieder mit ausgetretenen Schuhen die weiteren Strecken in meiner Haftzeit zu beschreiten. Die Litewka und die Hose durfte ich allerdings behalten. Doch was nutzt einem eine so maßgeschneiderte Reithose, wenn man als ihr Träger keine dazu passenden Stiefel besitzt.

In den letzten Tagen im Lager Sachsenhausen konnte ich mich dann wieder meinen lieb gewonnenen Formen des Zeitvertreibs widmen. Hier im Barackenleben bestanden bedeutend mehr Möglichkeiten der Abwechslung und Unterhaltung als in einer Zelle. So hatte sich, trotz aller Verbote, eine ausgesprochene Vortragstätigkeit entwickelt und, man könnte sagen, es gab richtig kleine 'Volkshochschulen' mit den verschiedensten Kursen.

Ich selbst befasste mich längere Zeit mit der Auffrischung meiner in der Schulzeit erworbenen Englischkenntnisse. Daneben belegte ich zeitweise auch einen Kurs zum Erlernen der russischen

Sprache. 'Kak mnogo dewushek karoschje, kak mnogo laskowich imjon...' war eines der Lieder, die ich damals erlernte. Aber auch Deklinationen und Konjugationen wurden gepaukt und bald ein 'ja liblju, tü libljesch, on libljem beherrscht. Dazu kam die gewonnene Kenntnis des russischen Alphabets und seiner Schreibweise. Doch es war bei mir kein sehr intensives Lernen, ich nahm es mehr als ein Zeitvertreib. Trotzdem konnte ich später davon noch einiges anwenden, wenn auch nur beim Übersetzen russischer Texte und dem Verstehen von Wortwendungen.

Natürlich war das Schachspiel auch in Sachsenhausen eine der Hauptbeschäftigungen und hatte sehr viele Anhänger. Es war auch das einzig offiziell genehmigte Spiel, welches wir als Häftlinge betreiben durften. Selbst die russischen Posten schauten oft interessiert zu. Trotzdem wurden von einzelnen scharfen Aufpassern bei Filzungen Schachspiele eingezogen, die wir aber nach Anfragen bei den Diensthabenden oft, soweit noch vorhanden, wieder zurück erhielten.

Bei den Schachturnieren, die in der Sommerzeit meist im Freien veranstaltet wurden, gab es stets viele Schaulustige. Natürlich fanden sich dabei auch immer wieder die unerwünschten 'Besserwisser' ein, die sich mit ihren Ratschlägen nie zurückhalten konnten. Ordner mussten in solchen Fällen für einen geregelten Ablauf sorgen.

Sportliche Wettkämpfe anderer Art fanden in Sachsenhausen weniger statt, dafür diente bei jedem nur einigermaßen geeignetem Wetter dem körperlichen Wohlbefinden ein Umherwandern. Manch einer war drei bis vier Stunden täglich beim Rundgang innerhalb der Bataillonsgrenzen auf den Beinen. Es gab jedoch auch Mithäftlinge, die, wenn sie nicht 'hochgetrieben' wurden, den ganzen 'lieben langen Tag' auf der faulen Haut, sprich dem Strohsack lagen. Rumdösen, grübeln, auf das Essen warten oder sich mit einem Bettnachbarn unterhalten war für diese der 'sinnvollste' Zeitvertreib. Aufzuschrecken aus ihrem Gleichmaß waren sie nur durch neue Parolen, für die besonders diese Gefangenen ausgesprochen empfänglich waren. Wenn sich dann nach kurzer Zeit die Unwahrheit einer Vorhersage herausgestellt hatte, fielen sie wieder in ihre gewohnte Apathie zurück.

Einer ganz ausgefallenen 'Freizeitgestaltung' begegnete ich sowohl in Torgau als auch in Sachsenhausen. Es war das 'Wahrsagen', und zwar 'Wahrsagen' in den verschiedensten Formen. Das Kartenlegen und -lesen war infolge des Mangels an Kartenspielen weniger verbreitet, wurde aber auch gepflegt. Weit verbreitet war dagegen das sogenannte 'Pendeln'. Und wer noch einen goldenen Ring durch alle Kontrollen gerettet hatte und ihn an einem Haar hin und her schweben ließ, konnte sich damit einiges an Brot oder anderen Waren verdienen. Bei vielen Wahrsagern tat es auch eine einfache Nadel, die an einen Faden gehängt wurde. Dabei hat es mich immer aufs Neue erstaunt, mit welchem Ernst die Beteiligten dem Pendeln des Ringes oder der Nadel mit ihren Blicken folgten. Und dann war alles klar: Die Entlassung kam in wenigen Wochen, das Pendel hatte es bestätigt. Selbst über das Wohlbefinden der Angehörigen gaben solche Wahrsager Auskunft. Und je günstiger die Auskunft, um so größer selbstredend der Verdienst.

Über das Schicksal und die Gesundheit der Mitgefangenen gaben vor allem die 'Handleser' ihre Vorhersagen ab. Da gab es die Lebenslinie, die Herzlinie und wer weiß was für Rillen, die alle entsprechend ihrer Länge und Stärke eine Bedeutung haben sollten. Selbst Ohren und Augen wurden von 'Kennern' ausgiebig betrachtet und aus Form und Aussehen Weissagungen abgeleitet. Es ist kaum zu glauben, welche erstaunlichen Blüten diese obskuren Geschäfte unter den ungewissen Bedingungen der Haft getrieben haben.

Noch unglaublicher war es allerdings für mich, dass sonst aufgeklärt und gebildet erscheinende Mithäftlinge die Aussagen der Scharlatane für Wahrheit hielten. Es schien damit zusammen zu hängen, dass unter den besonderen Verhältnissen sich viele an jeden Strohalm 'Hoffnung' klammerten, dabei nicht mehr darauf achtend, wer ihnen diesen Strohalm reichte.

Bekannten Persönlichkeiten unter den in Sachsenhausen Inhaftierten bin ich nicht begegnet. Viel erzählt wurde über Heinrich George, der im Lager Theater gespielt hatte und sogar russische Künstler unterrichtet haben soll. Er ist auch einer der wenigen Internierten gewesen, die nach ihrem Tod außerhalb des Lagers begraben worden sind. Weiter erfuhr ich von der Frau des Großadmirals Raeder, die im Frauenbataillon gewesen sein soll und von der man berichtete, dass sie sich zeitweise

zu gut war, um eigenhändig Kartoffeln zu schälen.

Persönlich erlebte ich Offiziere, einige sollen sogar Oberste gewesen sein, und mehrere Fabrikbesitzer so wie einige Pastoren. Doch besonders bekannt war mir aus der Vorzeit keiner derselben. Feststellen konnte ich aber, dass diese Häftlinge sich als Menschen nicht immer so benahmten, wie ich es entsprechend ihrer früheren Stellung angenommen hätte. Wahrscheinlich lag es daran, dass es diesen 'Herrschaften' ausnehmend schwer fiel, sich an die Formen des einfachen Lebens im Lager zu gewöhnen. Zur Entlastung dieser Personengruppe muss ich jedoch sagen, dass es unter ihnen auch positive Ausnahmen gab.

Insgesamt war für mich persönlich insbesondere die Zeit im Lager Sachsenhausen eine ausgezeichnete Schule im Studienfach 'Menschenkenntnis'. Hier hatte ich mehr Möglichkeiten gegenüber dem früheren oder dann auch späteren Aufenthalt in Torgau, sehr viele und sehr unterschiedliche Menschen im Umgang miteinander kennen zu lernen. Diese drei Halbjahre meiner sechzehn Semester in 'Knastologie und Gitterkunde' waren vorrangig dem Studium des Menschen in seiner Vielfalt und Eigenart gewidmet. Diese Studienergebnisse haben mir sehr geholfen, mich im Zusammenleben mit den verschiedensten Menschentypen später einigermaßen gut zurecht zu finden.

In dieser Zeit habe ich mich auch oft an das Wort eines welterfahrenen Mithäftlings erinnert. Er sagte mir einmal, ich müsse lernen, mich sowohl in einer Kneipe wie auch in einem 'Fünf-Steme-Hotel' angepasst benehmen zu können. Hier in der Gefangenschaft, im täglichen Umgang mit Menschen, den Arbeitern und Tagelöhnern und den Studierten und Reichen, könnte ich mir einiges Wissen dazu aneignen. Doch stets musste ich auch wissen, wer ich selbst sei und wer ich werden wolle. Dabei dürfte ich mich über niemanden meiner Mitmenschen, aus welcher Schicht sie auch immer stammen sollten, erheben.

Anfang Januar 1950 wurde es in Sachsenhausen unruhig. Die Auflösung des Lagers stand unmittelbar bevor. Bei jedem von uns keimte wieder die Hoffnung, dass mit der Auflösung auch eine Entlassung aller Inhaftierten, ob Internierte oder Verurteilte erfolgen würde. Doch es sollte wiederum anders kommen.

An den stellvertretenden Vorsitzenden des Ministerrates der DDR und Ersten Sekretär des SED - Zentralkomitees

Walter Ulbricht

Ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, dass laut Beschluss der Regierung der UdSSR alle Internierungslager, die unter Kontrolle der sowjetischen Behörden in Deutschland standen - Buchenwald, Sachsenhausen und Bautzen - liquidiert werden.

Aus den Lagern werden 15038 Personen entlassen, einschließlich der 5504 Personen, die früher von Militärtribunalen zu verschiedenen Strafen verurteilt wurden. Dem Ministerium des Innern werden 3432 Internierte übergeben zu Untersuchung ihrer verbrecherischen Tätigkeit und Aburteilung durch Gerichte der Deutschen Demokratischen Republik.

Ebenso werden dem Innenministerium der Deutschen Demokratischen Republik 10513 Verhaftete zur Verbüßung ihrer Strafe übergeben, die für von ihnen begangene Verbrechen von Militärtribunalen ausgesprochen worden sind.

In den Händen der sowjetischen Behörden verbleiben 649 Verbrecher, die besonders große, gegen die Sowjetunion begangene Verbrechen begangen haben.

General Wassili Tschuikow

Vorsitzender der Sowjetischen Kontrollkommission in Deutschland

Berlin - Karlshorst, den 17. Januar 1950

Bepackt mit all unseren Sachen eilten wir Aufgerufenen zum Eingangstor. Noch wusste keiner richtig, was uns dort erwartete. Dann wurde unsere Gruppe in einen größeren Raum geführt, in dem an langen Tischen jeweils ein deutscher Polizist neben einem sowjetischen Offizier saß. Namentlich aufgerufen, trat auch ich vor den Tisch. Name, Vorname, Vatersname und Geburtsjahr wurden abgefragt. Dann übergab der Offizier dem Polizisten ein Blatt Papier, und ich durfte zu den schon Abgefertigten gehen. Es dauerte nur kurze Zeit, bis eine entsprechende Anzahl von Mithäftlingen zusammen war, und schon wurden wir nach draußen und zu einem bereitstehenden, von Volkspolizisten bewachten Bus geführt.

Wir hatten untereinander nur wenige Worte gewechselt, aber jedem von uns war in diesem Augenblick bereits klar, dass wir nicht zu den zur Entlassung vorgesehenen Häftlingen gehören würden. Diejenigen, die das Glück hatten, von Sachsenhausen in die Heimat zu reisen, waren an einem anderen Platz abgefertigt worden. Für uns blieb nur noch die Frage, wohin unsere Reise jetzt wohl gehen würde. Da wir an die Volkspolizei übergeben worden waren, konnte es kaum noch Russland unser Ziel sein.

Diesmal war den begleitenden Polizisten der Zielort unserer Fahrt jedoch bekannt. Ob sie es durften oder auch nicht, sie nannten ihn uns jedenfalls: Die Strafvollzugsanstalt Torgau.

In Bussen wurden wir zum Transportzug gefahren, natürlich unter strenger Bewachung. Bald waren wir in die Güterwagen 'verladen', und nach einer relativ kurzen Fahrzeit, der Zug war zwar um Berlin in einem großem Bogen herumgeleitet worden, erreichten wir ohne längere Zwischenaufenthalte unseren Zielort. Es war der 25. Januar 1950.

Auf den Bahnhof in Torgau begrüßte uns ein überwältigendes Aufgebot von Volkspolizisten und säumte später rechts und links die Marschroute zum Fort Zinna, der mir schon bekannten Strafanstalt. Es waren Hunderte von Bewachern, mehr als wir Gefangene waren, die hier die Aufgabe hatten, uns ungeschoren in unser neues Quartier zu geleiten. Selbst die Sowjets waren da mit ihren Aufgeboten bescheidener gewesen.

Das gewohnte Aufteilen auf die Zellen, das gegenseitige Vorstellen der neuen Mitbewohner und das persönliche Einrichten halfen nur kurzzeitig über die Enttäuschung hinweg. Denn sehr viele mir langjährig Bekannte unter den Verurteilten waren aus Sachsenhausen im Januar 1950 tatsächlich nach Hause entlassen worden, und das wahrscheinlich auch wieder nach sehr subjektiven Maßstäben.

Doch auch für uns weiter in Haft Verbliebene gab es Veränderungen. Diese erlebten wir bereits in den ersten Tagen nach unserer Ankunft in unserem neuen alten Haus. Und diese Veränderungen zeigten sich deutlich in negativer Hinsicht. Die gute Butter, ein recht ausgebackenes Brot und manch anderes, was sich in der Zeit unter sowjetischer Bewachung in Sachsenhausen verbessert hatte, war verschwunden. Statt dessen erhielten wir jetzt Margarine oder ein anderes, oft schwer definierbares Fett und ein mit dicken Klietschstreifen versehenes Brot. Selbst die täglichen Suppen waren nicht mehr so inhaltsreich.

Außerdem war durch das Zellenleben die Bewegungsfreiheit massiv eingeengt, eine Sache, die hart auf das Gemüt schlug. Entsprechend war unsere Stimmungslage nicht besonders rosig. Dazu kam ein sehr differenziertes Verhalten unserer Bewacher. Während einige ältere, von der Justiz übernommene Wachtmeister, so hießen unsere Aufpasser jetzt, ihren Dienst recht ruhig versahen, wollten sich einige der Jungpolizisten besonders hervortun. Dies geschah durch die Lautstärke und Ausdrucksweise ihres Umgangstones, durch Geknalle mit den Türen und vielfältige Eigenmächtigkeiten. So waren in den ersten Tagen Razzien in den Zellen ein beliebtes Mittel, um uns ständig in Unruhe zu halten. Für diese jüngeren Polizisten galten wir Inhaftierten anfänglich alle tatsächlich als mehr oder weniger schwere 'Verbrecher'.

Offiziell waren wir mit der Verlegung nach Torgau zur weiteren Verbüßung unserer Strafe nicht an die Justizbehörden der DDR, sondern an das Innenministerium übergeben worden, und deshalb unterstanden wir hier der Volkspolizei. Somit hatte jeder von uns auch sofort streng darauf zu achten, die Polizisten mit ihrem jeweiligen Dienstgrad anzusprechen. Es gab für uns jetzt Wachtmeister,

Oberwachtmeister und so weiter, bis zum Kommissar, Polizeirat und sogar Polizeioberrat. In den ersten Monaten waren die Offiziere sogar noch mit Leutnant oder Hauptmann anzusprechen.

Eines Tages hieß es plötzlich, dass alle Insassen unter 25 Jahren separat untergebracht und auch besser versorgt würden. Und so geschah es. Damit keimte in uns Betroffenen wieder die Hoffnung einer baldigen Entlassung auf, und auf diesen Gnadenakt und die Zeit danach sollten wir anscheinend qualifiziert vorbereitet werden. Dies würde dann in den kommenden, und damit den letzten Wochen oder gar Tagen unserer Haft geschehen.

Als bald nach der Umquartierung wurden unsere Zellentüren geöffnet und wir jugendlichen Häftlinge schritten zur ersten Freistunde auf den Hof. Wir ahnten natürlich nicht, dass diese Maßnahmen nur auf eine persönliche Idee des damaligen Anstaltsleiters, des VP-Oberrats Bodner zurückzuführen waren. Er war aus der Zentralverwaltung von Berlin nach Torgau abkommandiert worden und wollte die Strafanstalt für die Jugendlichen zu einem Mustergefängnis und einer Umerziehungsanstalt machen.

Auf das Gebot eines Polizeioffiziers hin bemühten wir uns, auf dem Hof ordentlich anzutreten. Kaum zu glauben war es, wir erhielten in den nächsten Stunden und Tagen regelrechten Gesangsunterricht. Zwar nicht immer in der richtigen Tonart, aber in Text und Melodie. Es galt für uns, die Lieder der 'Freien Deutschen Jugend' zu lernen und zu singen.

Für jeden der jungen Burschen war jetzt völlig klar, wenn es schon so weit ging, konnte das Ende der Haftzeit nicht mehr fern sein. Also wurde eifrig gelernt und gesungen, denn wir wurden ja 'draußen' zum Aufbau gebraucht. In diesen Tagen haben wahrscheinlich wenige Jugendliche daran gedacht, nach der Entlassung ihrem früheren Wohnsitz den Rücken zu kehren und in der Fremde einen neuen Anfang zu beginnen.

Wir waren doch die Zukunft, wir hatten doch für die Verbrechen der Nazis teuer bezahlt, wir konnten doch erhobenen Hauptes am Aufbau eines neuen Deutschlands teilnehmen. Die da 'draußen' hatten wohl auch eine schwere Zeit hinter sich gebracht, aber tatsächlich gebüßt für die schrecklichen deutschen Taten der Vergangenheit hatten nur wir. Und was konnte die jetzige Regierung für unser bisheriges Verweilen in der Haft, sie musste doch immer noch die Befehle der Sowjetmacht ausführen. Deutschland hatte doch den von ihm angezettelten Krieg verloren.

Im Westen hatten die Besatzungsmächte genau so das Sagen, aber dort deckten sie viele der ehemalige Nazis und auch unsere Denunzianten, die in ihrer Mehrzahl in den Westen geflohen waren. Also, wir waren wer, wir konnten als junge Deutsche jedem offen in die Augen sehen und aufrecht und ohne schlechtes Gewissen die Strafanstalt verlassen und ins neue Leben treten. Wir Jugendlichen hatten uns doch wegen der deutschen Vergangenheit nicht vorzuwerfen.

Es vergingen nur wenige Tage, dann schallten die ersten Lieder über den Gefängnishof. 'Dem Morgenrot entgegen...', 'Bau auf! Bau auf! Freie Deutsche Jugend, bau auf! ...' oder 'Spaniens Himmel breitet seine Sterne...' wurden von uns lautstark den Kehlen entlockt. Damals kam vielen Häftlingen das im Jungvolk oder der Hitlerjugend gelernte Marschieren zu Gute, denn wir zogen, die Lieder auf den Lippen, im Gleichschritt wieder und wieder rund um den Kreuzbau.

Dazu sandte in diesen Tagen die Frühlingssonne uns ihre ersten warmen Strahlen, und ein leiser Wind ließ das erste Grün von den Bäumen hinter dem Wallgraben winken. In mir wurden Erinnerungen an meine ersten Hafttage in Greifswald wach, als auch wärmende Sonnenstrahlen und zartes Grün aus der Freiheit grüßten. Damals war es kein gutes Zeichen. Sollte es dieses Mal ein gutes Zeichen sein?

Es ist nichts Falsches gesagt, wenn die meisten der jungen Burschen in diesen Tagen die inhaltlich ja zukunftsweisenden Lieder mit großer Begeisterung gesungen haben. Wollten doch alle in der Freiheit für sich und alle anderen ein neues, ein besseres Leben, ganz egal wo, mitgestalten. Sollte doch von deutschem Boden nie wieder ein anderer Staat brutal überfallen und ausgeplündert werden. Denn damit war erst von den Deutschen selbst die Voraussetzung geschaffen dazu worden, dass nach einem solch barbarischen Krieg auch deutsche Menschen, aus welchen unterschiedlichsten Gründen

und mit welcher Schuld auch immer, für Jahre hinter Gitter und Stacheldraht gebracht wurden. Und wer nennt die Zahl derer, die aus den Lagern der Alliierten nach diesem grauenvollen Krieg, den wir Deutschen angezettelt hatten, nicht mehr heimkehrten? Doch diese Einsicht in die eigene mehr oder weniger große Mitschuld am Nachkriegsgeschehen in und mit unserer Heimat wollten viele, vor allem ältere Mitgefangene nicht teilen.

Anfang April 1950 wurde die durch den Oberrat Bodner, einst Spanienkämpfer in den Internationalen Brigaden, vorgesehene und begonnene Schulung der jüngeren Häftlinge abrupt abgebrochen. Eine Kommission aus Berlin soll ihm sein Vorhaben, aus Torgau eine 'Musteranstalt' zu machen, untersagt haben. Doch wenige Tage danach erfuhren wir den wahrscheinlich richtigen Grund für diese Veränderung. In der Strafanstalt in Bautzen hatten sich die Häftlinge gegen die dort herrschenden Bedingungen erhoben und versucht, mit Rufen aus den Fenstern und Schwingen von weißen Bettüchern die Außenwelt zu alarmieren und so die Menschen in Bautzen auf die Lage der Inhaftierten aufmerksam zu machen.

So änderte sich auch plötzlich das Verhalten der Mehrzahl unserer Bewacher von einem Tag auf den anderen. Wir wurden unter Fluchen und Schimpfen auf unsere Zellen getrieben, und keiner der Wachtmeister wagte mit uns ein gutes Wort zu wechseln. Nur von Faschisten und Verbrechern war noch die Rede. Uns wurde gesagt, dass einige der Häftlinge, wir waren ja zeitweise schon unbeobachtet auf dem Hof gewesen, 'Hakenkreuze' an die Wände geschmiert haben. Doch niemand von uns hatte solches in den vergangenen Tagen entdeckt.

Sofort wurden umfangreiche Verlegungen vorgenommen, und alle Jugendlichen wurden kurz darauf auf andere Zellen verteilt. Selbst die Wachtmeister, zu denen wir schon offen sprechen konnten, zuckten nur mit den Schultern. Der 'Eiserne Gustav', ein Wachtmeister namens Werner, der erst kurze Zeit zuvor aus Coswig nach Torgau versetzt worden war, hatte in diesen Tagen gemeinsam mit seinem Gummiknüppel Hochsaison.

Der schöne Traum von einer schnellen Heimkehr, der Traum von einem 'Bau auf! Bau auf!' gemeinsam mit uns in der Freiheit war erst einmal ausgeträumt. Als dann wenig später auch noch die Einkleidung mit Häftlingssachen durchgeführt wurde, schwand die Hoffnung auf eine baldige Entlassung vollends.

Die zivilen Kleidungsstücke und alle sonstigen noch verbliebenen persönlichen Gegenstände wurden uns abgenommen. Die Kleidungsstücke wurden eingelagert und sollten, wie ein ganz Kluger verkündete, bis zum Strafende 'geschont' werden.

Die Neueinkleidung geschah mit grüner Drillichhose und einer entsprechenden Jacke, nicht immer ganz passend, aber äußerst strapazierfähig. Es war regelrechte Häftlingskleidung mit roten, grünen, gelben oder weißen Streifen als Kennzeichnung auf dem Rücken, an den Ärmeln und biesenartig an den Hosenbeinen. Die Farben wurden entsprechen dem Strafmaß des jeweiligen Häftlings gewählt oder gewährt.

Häftlinge, die rotbestreifte Kleidung erhalten hatten, blieben stets unter Verschluss und wurden zu keiner Arbeit zugelassen. Es waren meist die zu 25 Jahren Arbeitslager Verurteilten. Wer einen mit Grün gekennzeichneten Drillichanzug sein eigen nannte, konnte eventuell eine Arbeit im Innern der Anstalt erhalten. Nur denjenigen, die Gelb oder Weiß auf ihren Anzügen trugen war die Möglichkeit gegeben, auch außerhalb der Strafanstalt tätig zu werden. Dies waren Insassen, die zu höchstens zehn Jahren Haft verurteilt worden waren oder solche, die nur noch eine relativ kurze Haftzeit zu verbüßen hatten. In späterer Zeit trugen vor allem die von deutschen Gerichten zu geringen Freiheitsstrafen Verurteilte diese Kleidung.

Jetzt waren wir, trotz aller bisher schon erlebten Bitternis auch dem Aussehen nach erst 'richtige' Sträflinge. Wenige Tage später wurde eine weitere Veränderung unseres äußeren Erscheinungsbildes vorgenommen. Unsere Haare wurden auf die stattliche Länge von knapp einem Zentimeter gekürzt. Es war die neueste 'Fort-Zinna-Mode'. So erlebten wir die 'deutsche Gründlichkeit'.

Einige Tage nach diesen Maßnahmen trafen erste Häftlinge aus Bautzen ein. Sie waren nach der dortigen Revolte nach Torgau 'überstellt' worden. Diese Kameraden sollten hier in Fort Zinna den

'verschärften Strafvollzug' zu spüren bekommen. Demnach musste wohl das Leben und Überleben im Kreuzbau in Torgau noch härter als in Bautzen gewesen sein. Doch wenn man, wie wir alten Torgauer 'Kleinzellenbewohner' nichts anderes kennen gelernt hatten, ist einem der 'verschärfte' Strafvollzug nie so richtig bewusst geworden. Es war doch überall in diesen Lagern und Häusern nicht besonders angenehm.

Aus den wenigen Mitteilungen, die von den Bautzenern zu uns gelangten, konnten wir uns den Umschwung in unserer Behandlung noch besser erklären. Es brachen düstere Zeiten über uns herein. Doch der Mensch gewöhnt sich an sehr viel, wenn er muss. Denn jeder lebt immer in der Hoffnung auf eine Verbesserung seiner Lage, ob bewusst oder unbewusst. Wenn er selbst seine äußeren Verhältnisse verändern kann, wenn ihm das möglich ist, dann sind Initiative und Engagement gefragt. Aber wenn der Mensch selbst nichts an diesen äußeren Bedingungen ändern kann, dann bleibt ihm nur sein Glaube oder die Hoffnung.

Das erhoffte 'Beste' ist selbstredend auch immer subjektiv und relativ. Hat doch jeder Mensch eigene Vorstellungen vom seinem ganz persönlichen Leben. Unter unseren Bedingungen war es das Beste, durchzuhalten, sich einzurichten, zu versuchen, anständig, ein Mensch zu bleiben, was immer auch eintreten würde. Denn das heute 'Gute getan' könnte morgen schon eine verderbliche Handlung für den Akteur selbst oder für viele andere gewesen sein. Trotz allem sollte sich jeder bemühen, wenigstens von seiner Warte aus das für ihn mögliche Gute und für die Allgemeinheit Nützliche zu tun.

Für uns alle und natürlich auch für mich war es das einzig Entscheidende, das Gefängnis heil und gesund eines Tages zu verlassen und nicht auf einer der Zellen zu verkommen. Deshalb durfte man sich trotz allem nicht 'gehen lassen', denn das wäre der Anfang vom Ende gewesen. Wenn es nach dem über mich gefällten Urteil ging, waren mir im Frühjahr 1950 noch weitere sechs Jahre freie Unterkunft und Verpflegung sicher. Andere Kameraden hatten sogar noch zwanzig und mehr Jahre vor sich.

Somit begann ich wieder entsprechend meinen früheren Erfahrungen, mich an Körper und Geist fit zu erhalten. Neben den 'sportlichen' Betätigungen, für die ich auch in vielen Fällen die Mitbewohner gewinnen konnte, nahm meine Erzählertätigkeit wieder einen wichtigen Platz ein.

Noch nach über vierzig Jahren erinnerten sich Kameraden daran. So schrieb Roland Richter aus Grosswig:

Es ist schon zu lange her um das damals übliche „Du“ zu gebrauchen. Ich schreibe deshalb:

Werter Herr Wichmann.

„ ... Ich habe heute Vormittag mit einem damaligen Leidensgenossen gesprochen, der sich genau an Sie erinnern kann. Kurt Hanke. Er hat mit Ihnen mehrmals in einer Zelle gelegen. Später lag er dann mit mir im Rundbau und arbeitete im Viehhof unter Otto Bornemann. Sie waren in der jeweiligen Zelle immer der Erzähler. Sie sollen auch ... gearbeitet haben und später eine Tätigkeit in der Verwaltung ausgeübt haben. Wenn diese Angaben zutreffen sind Sie der „Karl“ aus seiner Zelle.... “

Ich grüße Sie, auch im Namen von Kurt Hanke,...

Trotzdem, und da sich an meiner Kleidung ein grüner Streifen befand, erschien es mir noch wichtiger, für längere Zeit irgend eine Arbeit zu ergattern, um nicht doch noch letztlich bei dem ständigen Zelleneinerlei zu vergammeln. Arbeit bedeutete gleichzeitig auch, ein wenig mehr zwischen die Zähne und in den Magen zu bekommen, sowohl von der Zuteilung als auch von der Gelegenheit, draußen etwas Grünes zu erwischen. Ob es die Brennessel oder der Sauerampfer oder noch etwas anderes, eben nur Genieß- und Verdaubares waren, spielte dabei keine Rolle.

Doch für welche Tätigkeit war ich schon nütze, da ich mit der Berufsbezeichnung 'Student' in der Gefängnisliste geführt wurde? Was hatte ich eigentlich überhaupt schon in den drei Monaten in Greifswald studieren können, fragte ich mich selbst. Dann überlegte ich mir aber, dass es in jeder Haftanstalt eigentlich eine Bücherei geben müsste, und ich mich für eine Arbeit als Bibliothekar vielleicht eignen würde.

Mit dieser Überlegung sprach ich einen mir freundlich gesonnenen älteren Wachtmeister an und fragte ihn, ob ich nicht in der Bücherei arbeiten könne. Erst schien der Angesprochene über mein Ansinnen zu sein, doch am nächsten Tag erschien er wieder und mit mir zum Arbeitseinsatzleiter, dem Hauptwachtmeister Brennecke. Dieser fragte mich nach meinem Beruf und meiner Ausbildung, und ich konnte es kaum fassen, schon war ich als Bibliothekar engagiert.

Glücklich über diese Art der Tätigkeit ließ ich mich von Etagenwachtmeister zur Bibliothek bringen und dort einschließen. Hier fragte ich mich dann, was ich jetzt eigentlich zu tun hätte. Die Ausleihe von Büchern, weder an Häftlinge noch an Wachtmeister war allerdings nicht vorgesehen, das war mir vom Einsatzleiter bereits gesagt worden. Eine Registrierung der Bücher erschien auch nicht notwendig, denn eine entsprechende Aufstellung war nach meinem ersten Überblick bereits vorhanden.

So begann ich erst einmal, in einzelnen Büchern zu blättern. Vier Jahre lang hatte ich kein richtiges Buch mehr in der Hand gehabt, es beschlich mich ein eigenartiges Gefühl und gleichzeitig empfand ich eine große Freude.

Lange währte allerdings mein Blättern in verschiedenen Büchern nicht. Und kaum hatte ich mich lesend in eines vertieft, wurde die Tür wieder aufgeschlossen. Ich musste den mir gerade erst vertraut gewordenen Raum verlassen. Mitnehmen durfte ich natürlich keines der vielen Lesestoffe. Im ersten Augenblick hatte ich zwar noch den Gedanken, eines der vielen Bücher unter meiner Jacke zu verstecken, aber ich fragte mich sofort: Wozu? Am kommenden Tag würde ich ja Weiterlesen können.

Zwar durfte ich am nächsten Tag noch einmal die Bücherei betreten, jedoch nur um ein wenig aufzuräumen. Dann war meine Arbeit als Bibliothekar, auf die ich mich so sehr gefreut hatte, bereits beendet. Der Einsatzleiter hatte zu voreilig gehandelt, eine Arbeitsstelle in der Bibliothek war zu dieser Zeit in Torgau nicht vorgesehen. Was sollte sie auch, wo doch sowieso kein Buch ausgeliehen werden durfte.

Wer die Festung Torgau je gekannt hat, weiß auch um die zu Fort Zinna gehörenden alten Kasematten und gewaltigen Grabensysteme. Sollten sie doch einst jeden angreifenden Feind daran hindern, ins Fort selbst zu gelangen. Eine völlig entgegengesetzte Aufgabe fiel diesen Anlagen in der Zeit zu, seit die ehemalige Festung als Strafanstalt genutzt wurde und der Kreuzbau errichtet war. In den Gräben und auf den Mauern patrouillierten jetzt Wächter mit ihren Hunden, um keinen 'Feind' aus der Festung entkommen zu lassen.

Aus einer dieser Kasematten zu entweichen, ohne die einzig vorhandene Eingangstür zu benutzen, war ohnehin bei dem Mauerwerk unmöglich. Und diese eine Tür führte noch nicht einmal nach draußen in den Wallgraben, sondern wieder nur in das Innere des Festungswerkes. Selbst die in das bis zu zweieinhalb Meter mächtige Mauerwerk eingebauten Schießscharten waren für jedes Durchkommen zu eng. Sogar mir wäre bei meinem damaligen Gewicht von etwas über vierzig Kilogramm kein Durchzwängen gelungen. Ein Ausbruch aus dem Fort Zinna war also kaum möglich.

Doch den neuen Besitzern erschienen selbst diese schon vorhandenen Sicherheitssysteme noch unzureichend für die neuen Aufgaben zu sein. Deshalb wurde im Frühjahr 1950 mit dem Bau einer etwa vier Meter hohen Mauer rund um den Kreuzbau und die anliegenden Gebäude begonnen. Besser gesagt, wir begannen damit und hatten es im Herbst vollendet: Wir hatten uns selbst eingemauert. Nach Fertigstellung wurde diese Mauer zusätzlich weiß getüncht, um jeden, der sie zu erklimmen versuchte, sprich jeden Flüchtling besser erkennen zu können. Gekrönt wurde die neu errichtete Mauer mit einer entsprechenden Anzahl von Wachtürmen, auf denen Tag und Wachmannschaften nach eventuellen Ausbrechern Ausschau hielten.

Fortan hatte die Strafanstalt Torgau - Fort Zinna - den Beinamen 'Weiße Hölle'. Im Gegensatz zum 'Gelben Elend' in Bautzen oder dem 'Roten Ochsen' in Halle ist der Name 'Weiße Hölle' für Torgau wenig bekannt geworden. Von den Anstalten Bützow-Drei Bergen, Untermaßfeld, Hoheneck, Waldheim oder den Lagern 'Fünf Eichen' bei Neubrandenburg, Sachsenhausen oder Buchenwald wurden durch die von dort nach Torgau Umquartierten solche Beinamen nicht genannt. Mit den Namen 'Gelbes Elend', 'Roter Ochse' oder 'Weiße Hölle' verbanden sich dagegen feste Ortsbezüge.

Gleichlaufend mit dem Bau der Mauer begann in bestimmten Bereichen der Abriss der alten

Befestigungsanlagen. Zu diesen Arbeiten wurden Häftlinge eingesetzt. Im Juni 1950 hatte ich das Glück, einem solchen Abrisskommando zugeteilt zu werden. Dadurch konnte ich den Sommer über in frischer Luft arbeiten.

Morgens nach dem Frühstück wurden wir 'ausgeschlossen', ein spezieller Fachausdruck für das Verlassen der Zelle. Ein Wachtmeister führte uns zu einem Seitenausgang, an dem die Zählung stattfand. Jeder Gefangene, der den Kreuzbau mit einem Arbeitskommando oder aus einem anderen Grunde verließ, musste erfasst werden, um am Abend die Gegenrechnung zu machen. Es hätte sonst ja einer von uns ohne Unterkunft bleiben können.

Nachdem das Arbeitskommando vollzählig und die Kontrolle durchschritten war, ließ der aufsichtsführende Wachtmeister uns die Arbeitsgeräte empfangen. Doch was waren das für spezielle Geräte, die uns für die Abrissarbeit an den Kasematten und Mauerwerken zur Verfügung standen? Schaufeln und Spitzhacken kannte ich zwar, jedoch Eisenstangen von gut einem bis zwei Meter Länge und kaum definierbarer Form waren mir bis dahin noch nicht unter die Augen gekommen. Man nannte sie fachmännisch 'Kuhfüße', denen sie tatsächlich ähnlich sahen. Diese Eisenstangen hatten ein enormes Gewicht. Ihr Durchmesser betrug an den dünneren Enden zwar nur vier Zentimeter, dafür waren sie an den Fußenden etwa doppelt so dick. Hier liefen sie in zwei zehenähnlichen Spitzen aus. Diese Geräte dienten zum Lockern der Gesteinsbrocken, indem die Zehen in die Fugen des Mauerwerks geschoben und dann die Hebelgesetze zur Wirkung gebracht wurden.

Mit diesen Ausrüstungen marschierten wir ins Gelände, um die harte Arbeit zu beginnen. Für unsere abgemagerten Körper war dies keineswegs eine leichte Aufgabe. Der Gerechtigkeit halber sei aber vermerkt, dass unser junger, lang aufgeschossener Kommandoführer, ein Wachtmeister namens Reinhold, uns nie angetrieben hat. Er versuchte sogar mehrfach, für uns Zusatzverpflegung zu besorgen und gestattete manche Extrapause. Doch die Härte und Schwere der Arbeit blieb letztlich doch uns.

Besonders schwierig war es für uns, die harte Außenschicht des Fugenmörtels am Mauerwerk zu durchhacken. Dieses Heraushacken erforderte ein sehr gezieltes Zuschlagen mit der Spitzhacke, oft vom Graben aus im Winkel von neunzig Grad oder von der oberen Kante der Wallanlage. Wenn nämlich mit voller Wucht, und die war hierbei unbedingt gefordert, der Gesteinsbrocken und nicht die Fuge getroffen wurde, dröhnte es in den Händen, dass man den Stiel kaum halten konnte. Wurde das Werkzeug aber nur mit geringer Wucht gegen die Fugen geführt, war der Erfolg gleich null.

So arbeiteten wir uns mühsam in den einzelnen Fugen voran, um die betonharte Außenschicht zu lösen. War die Außenhaut erst einmal gelockert, konnten die Fugen meist mit einem einfachen Schaber ausgekratzt werden. Zwar war dies auch nicht an allen Stellen möglich. Auch vor über hundert Jahren, das Mauerwerk stammte teilweise aus der Zeit der napoleonischen Kriege, hatten die Bauherren schon ein sehr gutes und dauerhaftes Material verwandt und nicht nur mit Lehm gemauert.

In die freigelegten Fugen wurden dann die besagten Kuhfüße eingesetzt, oft zwei oder gar drei nebeneinander. Etwas Zwischenraum gelassen, mehrmals kräftig gerüttelt und der Stein war gelockert. Nun wurden die Kuhfüße mit ihren Zehen immer weiter unter den Stein gezwängt, um ihn mit der Hebelwirkung endgültig aus seiner Umgebung zu lösen. Bei den kleineren Steinen mit einem Durchmesser bis zu einem halben Meter war diese Arbeit recht einfach. Doch größere Gesteinsbrocken bescherten uns Schwierigkeiten und trieben den Schweiß auf die Stirn. Dazu mussten wir in den Gräben ständig die mit Mörtelstaub angefüllte Luft einatmen, und wir fanden auch kaum einen schattigen Platz, um in diesen trockenen und heißen Sommertagen der direkten Sonneneinstrahlung auszuweichen.

Die gelösten Brocken sollten aber nicht nur aus ihrer alten Behausung befreit werden, nein, auch ihren Abtransport mussten wir bewältigen. Unter großen Mühen wurden die Klamotten auf primitive Holzrutschen gewälzt und auf denselben von dannen geschleift. Es war wie zu Zeiten unserer Urväter, und manches Mal dachten wir bei dieser Arbeit an die alten Ägypter. Nur hier ging es nicht um den Bau von Pyramiden, sondern um die Errichtung einer uns noch sicherer einschließenden Mauer. Denn die geborgenen kleineren und mittelgroßen Steine fanden sich im Fundament der 'Weißen Mauer' wieder.

Trotz dieser schweren Arbeit erhielten wir kaum besseres Essen. Aber alleine die frische Luft, die

Bewegung und die strahlende Sonne erfreuten uns schon. Abends mussten in den ersten Tagen die Hände gekühlt und verbunden werden, um den an vielen Stellen entstandenen kleinen und großen Blasen entgegenzuwirken. Damit diese Unholde am nächsten Tag nicht noch größere Schmerzen verursachten, wurden sie vorsichtig angestochen und, soweit schon mit Wasser gefüllt, ausgedrückt. Nach kurzer Zeit waren aus den Blasenstellen richtige Schwielen geworden, und unsere Haut hat sich nach und nach an die Beanspruchung gewöhnt.

Für mich war es beruhigend, dass selbst ein gewesener Schmied, der in unserem Kommando mitwirkte, nicht ohne Blasen an den Händen davon kam. Die lange Haftzeit und geringe Tätigkeit hatten auch seine Hände wieder geweicht. Es war also keine Schande und kein Zeichen von Schwäche oder Verwöhntsein, wenn bei dieser harten Arbeit sich Blasen zeigten. Es kommt eben immer auf die Umstände an.

Das Kasemattenabrisskommando war den ganzen Sommer über tätig, und so konnten wir eine unzählige Menge von Steinen aus ihrer Umklammerung befreien, nur bei uns selbst gelang uns das nicht.

Frei hielten wir uns allerdings in dieser Zeit von vielen Geschehnissen im Kreuzbau, da wir den lieben langen Tag uns außerhalb abrackern durften. Im Kreuzbau selbst wirkte in dieser Zeit gemeinsam mit einigen anderen vor allem der 'Eiserne Gustav' unter den Häftlingen, und besonders die Neuankömmlinge aus anderen Anstalten machten mit seiner Brutalität Bekanntschaft. Ich glaube, von April bis in den Herbst hinein schufen in Torgau wie in keiner anderen Anstalt einige der Wachtmeister ohne jeden erkennbaren Grund mit ihren Gummiknüppeln 'Ordnung'. Erst eine Inspektion durch Vertreter der Sowjetischen Kontrollkommission aus Berlin machte diesem Spuk ein Ende.

Der Herbst des Jahres 1950 zeigte erste Laubfärbung, als eines Tages für mich die Arbeit mit den Steinen beendet war. Ich wurde morgens nicht mehr zur Arbeit 'ausgeschlossen'. Wenig später musste ich meine Sachen zusammenpacken und wurde auf den unteren Flur verlegt, verlegt in eine Einzelzelle.

Was war geschehen? Und was sollte jetzt mit mir geschehen? In solchen Situationen denkt jeder Inhaftierte sofort darüber nach, was er selbst wohl falsch gemacht haben könnte, oder auch, wer einem übel mitgespielt hat. Hatte ich vielleicht im Arbeitskommando ein 'falsches' Wort gesagt, oder hatte jemandem meine Nase nicht gepasst?

Der ältere Wachtmeister, der die Umquartierung durchführte, lächelte nur vor sich hin, als er mein verwirrtes Gesicht sah. Ich glaube, er war aus Dommitzsch in der Nähe von Torgau, ein kleiner, gutmütiger Kerl. Als er die Zellentür schloss, nickte er zwar freundlich, sprach aber kein Wort. Sollte ich vielleicht entlassen werden, ging mir durch den Kopf. Nein, das war doch nicht möglich. Oder vielleicht doch? Der erste Gründungstag der Republik, der 7. Oktober stand ja bald im Kalender.

Mir blieb jedoch keine lange Zeit zum Überlegen. Die Zelle wurde wieder geöffnet und der mir schon bekannte Einsatzleiter stand in Begleitung eines Offiziers in der Tür.

„Du bist doch Student?“ war seine erste Frage an mich. Und nachdem ich das bejaht hatte, kam die für meine spätere Tätigkeit wahrscheinlich entscheidende Frage: „Kannst du Schreibmaschine schreiben?“

In meinem Kopf hatte es inzwischen geschaltet: Ich sollte eine andere Arbeit zugewiesen bekommen. Im gleichen Moment fiel mir zum Glück wieder das Wort eines erfahrenen Knastologen ein: 'Merke dir eins, wenn du im Knast Arbeit bekommen willst, musst du, wenn dich jemand fragt, einfach alles können!'

Also konnte ich selbstverständlich auch Schreibmaschine schreiben; wie gut, danach hatte ja keiner gefragt. Nachdem der Offizier nochmals den Einsatzleiter befragt hatte, ob ich derjenige auch sei, den man ihm genannt hatte, war ich engagiert.

So kam ich im Spätherbst 1950 in die Schreibstube, und ich konnte mich trotz aller Widrigkeiten und auch einiger unberechtigter Anfechtungen bis zu meiner tatsächlichen Entlassung auf diesem

Arbeitsplatz behaupten. Zweimal musste ich allerdings in den nächsten Jahren meine Tätigkeit jeweils für eine kurze Zeit unterbrechen.

Das erste Mal wurde mir fast der 17. Juni 1953 zum Verhängnis. An diesem Tage selbst, noch hatten die sowjetischen Panzer auch in Torgau die Ruhe nicht voll wiederhergestellt, hatte ich mich wohl etwas vorlaut geäußert. Auf einige Fragen eines Polizeioffiziers zu den Gründen meiner Verurteilung und der Länge meines Strafmaßes hatte ich ihm ehrlich meine Meinung gesagt. Ich fühlte mich zwar schuldig, aber nur, weil ich ein Deutscher war. Und meine Strafe sah ich als eine Buße für deutsche Verbrechen an den Sowjetmenschen an. In diesem Sinne sei für mich aber auch jeder Deutsche schuldig, der nicht gegen die Nazis gekämpft hatte. Persönlich fühlte ich mich jedoch nicht schuldig. Scheinbar fühlte sich aber der Offizier plötzlich auch schuldig oder irgendwie persönlich durch meine Äußerung angegriffen. Ich wusste ja nicht, wie und wo er die Kriegszeit verbracht und was er in dieser Zeit getan hatte.

Das Ergebnis dieses Gespräches war für mich ein sofortiger Einschluss in die Zelle. Ehrlichkeit scheint zu keiner Zeit besonders zu gefallen, und war zu diesem Zeitpunkt schon gar nicht gefragt. Jedoch zwei Tage später war ich bereits wieder in 'Amt und Würden'.

Ein zweites Aussetzen geschah kurz vor meiner eigenen Entlassung. Da die zu dieser Zeit anwesenden Offiziere aus Berlin und Karlshorst wahrscheinlich nicht sehen durften oder sollten, dass ein Häftling in den Karteikästen wühlt und die Zellennummern der zur Entlassung Kommenden herausucht, wurde ich unter Verschluss gehalten. Einige Stunden während dieser Zeit musste ich meine Arbeit sogar 'illegal' fortsetzen.

Ein drittes Mal sollte ich meine Tätigkeit in der Schreibstube aufgeben, als bei einer der in Torgau routinemäßig vorgenommenen Röntgenuntersuchungen bei mir ein Schatten auf der Lunge diagnostiziert wurde. Dies bedeutete den Beginn einer Tuberkulose. Also hatte es auch mich nach all den Jahren noch erwischt. Eine Einweisung ins Lazarett und die dort bessere Verpflegung sollten mir helfen. Doch ich wusste, dass im Krankenrevier unter Gleichen diese Krankheit und ihre möglichen Folgen ständig im Mittelpunkt aller Gespräche stehen würden. Und je mehr man sich mit seinem Leiden beschäftigte, desto schlimmer wurde es nur. Auch dies war eine von vielen Erfahrungen, die ich in meinen Knastjahren gemacht hatte.

Ich bat deshalb den zuständigen Offizier, meine Arbeit in der Schreibstube weiterführen zu dürfen, und trotzdem die Zusatzverpflegung aus für TBC-Kranke zu erhalten. Da meine TBC nicht offen war, und ich somit niemand gefährdete, wurde dem Wunsch tatsächlich entsprochen. Während der Arbeit kam ich in der nächsten Zeit kaum dazu, überhaupt an meine Krankheit zu denken. Lediglich die Zusatzverpflegung erinnerte mich ab und zu daran. Und das mein Entschluss richtig gewesen war, zeigte sich schon ein halbes Jahr später: Mein 'Schatten' durchsichtiger geworden, kaum noch zu erkennen.

In meiner neuen Tätigkeit wurde ich auf den vielfältigsten Gebieten gefordert. Was gab es da nicht alles zu tun und zu bewerkstelligen? Ich war sowohl Briefträger als auch Briefsortierer, Kulturverantwortlicher und katholischer Messdiener, Käseauswickler und Bühnengestalter, Schreibmaschinengewaltiger und Stubenmädchen, Conferencier und Karteikartenregistrierer, kurz gesagt, 'Mädchen für alles' oder in meinem Fall 'Häftling für alles'. Ich sollte und musste in den nächsten Jahren alles können und vielerlei arrangieren. Und ich bemühte mich, das Beste daraus zu machen, sowohl im Interesse der vielen Mitgefangenen als auch in meinem eigenen.

Mein Vorgänger musste wahrscheinlich zu viel an sich selbst gedacht haben, denn nach seinen 'guten' Tagen in der Schreibstube verbrachte er die darauf folgenden wegen Unterschlagung von Häftlingssachen und Spekulationen mit der Verpflegung im Arrest.

Da ich bei meiner Tätigkeit in der Schreibstube möglichst wenig Kontakt zu den anderen Häftlingen bekommen sollte, war ich anfänglich in einer Einzelzelle untergebracht. Als Grund für die Isolierung wurde angegeben, dass ich doch dieses und jenes erfahren würde, was nicht für jedes Häftlingsohr bestimmt war. Auf einer Gemeinschaftszelle hätte ich mein Wissen leicht weiterverbreiten können. Als Ausgleich für die Isolierung besaß ich zeitweise das Privileg, dass ich ausgewählte Bücher aus der

Bibliothek auf meine Zelle mitnehmen durfte. Einen Bleistift oder gar Schreibpapier auf der Zelle zu besitzen, war dagegen auch mir strikt untersagt.

Die Unterbringung in dieser Einzelzelle hatte glücklicherweise nach kurzer Zeit ein Ende. Ich erhielt danach gemeinsam mit einem Koch und einem Küchenarbeiter eine neue Unterkunft. Ohne Frage wurde auch diese Belegung des öfteren gewechselt und auch die Zellen, in denen wir gemeinsam untergebracht waren. Außerdem wurde ich persönlich in der ersten Zeit fast täglich beim Durchschreiten des Gitters zwischen der Schreibstube und dem Zellenbereich gefilzt.

Später wurde ein zweiter Häftling zur Arbeit der Schreibstube zugeteilt, da die Aufgaben durch mich alleine nicht mehr zu bewältigen waren. Nach den Ereignissen des 17. Juni 1953 waren außerdem die volle Selbstverwaltung im Kreuzbau und einige weitere Vergünstigungen eingeführt worden. Die Freistunden wurden auf sechzig Minuten ausgedehnt, auf dem Hof wurde nicht mehr marschiert und man konnte sich sogar zeitweise unterhalten. Selbst Briefe und Bilder der Angehörigen durften auf die Zellen mitgenommen und behalten werden. Doch bereits Ende des Jahres wurden die meisten dieser Neuerungen wieder zurückgenommen.

So war ich in dieser Zeit nicht nur Schreiberling, sondern mit meinen gerade fünfundzwanzig Lenzen sogenannter 'Hausältester'. Von einigen VP-Angehörigen wurde ich sogar als 'Kommandant innerer Ordnung' bezeichnet, obwohl ich in der 'Inneren Ordnung' nichts zu melden hatte. Mein Stellvertreter war der gemeinsam mit mir in der Schreibstube Tätige Harry Schmidt aus Berstedt bei Weimar. Es war ein kleiner, lustiger Bursche, mit dem ich auch lange Zeit eine Zelle teilte.

Wochen nach meinem Einsatz in der Schreibstube erfuhr ich durch Zufall, wem ich meine neue Arbeit zu verdanken hatte. Der junge Wachtmeister vom Abrisskommando hatte mich, aus welchem Grund auch immer, für diese Tätigkeit empfohlen. Wir hatten uns mit ihm über alles Mögliche unterhalten können, und so erfuhr er vieles aus meiner Vergangenheit, dem Strafverfahren und dem bisherigen Haftverlauf. Er hatte auch erlebt, dass ich mir bei der Knochenarbeit trotz schlechter körperlicher Verfassung und ohne handwerkliche Vorbildung große Mühe gegeben und mich keineswegs geschont hatte.

In Torgau befanden sich nach dem Eintreffen der Transporte aus Sachsenhausen über 1500 Häftlinge, alles nur Männer. Sie wurden zu dieser Zeit alle im Kreuzbau untergebracht, in der Mehrzahl in Drei-Mann-Zellen. Es gab außerdem im Eingangsfügel und an den Anfängen der Einzeletagen größere Zellen, in denen bis zu zwanzig Personen einsitzen mussten. Die sogenannte Kasematte wurde als Unterkunft nicht mehr genutzt.

Die Verteilung auf die Zellen war anfangs völlig wahllos vorgenommen worden, oder es schien mir nur so. Doch mit der Einrichtung der sogenannten Jugendzellen und ihrer später wieder erfolgten Auflösung begann ein systematisches Einordnen, obwohl ich bis auf Einzelfälle dieses System nie

völlig durchschaut konnte.

Für das Anstaltspersonal war es notwendig, ständig zu wissen, wo die einzelnen Gefangenen zu finden waren, oder wie man hier sagte, auf welcher Zelle sie lagen. Dazu wäre eine dem damaligen technischen Stand entsprechende Kartei notwendig gewesen. Doch welche Art von Kartei fand ich vor?

Als ich mich im Herbst mit den Gewohnheiten in der Schreibstube und den notwendigen Arbeitsmethoden vertraut machte, wurde mir auch ein Einblick in den entsprechenden Karteikasten gewährt. Es gab dort tatsächlich für jeden Inhaftierten eine Karte, auf welcher Name, Vorname, Geburtsdatum und Strafmaß des Betreffenden eingetragen waren, wenn auch nicht in jedem Falle vollständig und exakt, wie ich später feststellen musste. Weiterhin war auf jeder Karte die entsprechende Zellennummer vermerkt.

Die Größe der einzelnen Karten entsprach dem Format DIN A 5, es waren jedoch keine vorgedruckten Karteikarten. Die Einordnung war hochkant vorgenommen worden, selbst für mich als einem unkundigen 'Büromenschen' war das etwas ungewöhnlich. Eingestellt waren sie in einem einfachen

Holzkasten, der ungefähr dem Kartenformat entsprach.

Die Häftlingskartei, so wie ich sie vorfand, war zwar richtig nach den Anfangsbuchstaben der jeweiligen Familiennamen sortiert, aber innerhalb aller Namen, zum Beispiel mit den Anfangsbuchstaben 'A' oder 'B', gab es keine weitere alphabetische Einordnung. Hier fand dagegen eine Untersortierung nach Nummern statt. Und so fand man die Karte von Anton, Willi als A1, die von Aderhold, Kurt als A14 und die von Aderhold, Werner eventuell unter A21. Somit wurde das Suchen nach einer Karteikarte besonders bei den Anfangsbuchstaben K oder S sehr schwierig, denn mit diesem Signum begannen weit über hundert Namen von Häftlingen. So ergaben sich beim Buchstaben K die Nummern 1 bis 100, und da es dem verantwortlichen Wachtmeister auf der Schreibstube nicht über 100 hinaus gehen durfte, hatte er Karten mit Unternummern geschaffen. Dies vor allem, und hier erkannte ich ein gewisses System, bei Namen wie Schulz, Schultz und Schult oder bei Meyer, Maier und Meier mit gleichem Vornamen. Daraus ergaben sich Karten mit der Bezeichnung K56 a oder K56 b oder M sowieso.

Ich fand also ein äußerst 'durchdachtes' System vor, mit dem Karten und Kasten belastet waren. Jedem wird deshalb verständlich sein, dass das Suchen der Karte von einem bestimmten Krause ein Durchblättern von mehr als 100 Karten bedeuten konnte, wenn derselbe zufällig als einer der letzten in der Anstalt eingeliefert oder seine Visitenkarte aus irgend einem anderen Grund am Ende der K-Gruppe eingeordnet worden war.

Dieses Suchen kostete Zeit, und manchem Offizier oftmals zu viel Zeit. Sollte doch ein bestimmter Häftling dringend zur Vernehmung vorgeführt werden oder es wartete bereits ein Fahrzeug, mit dem der Häftling in eine andere Anstalt verlegt werden sollte. Sehr umständlich zeigte sich dieses System auch bei allen Umlegungen einzelner Insassen von einer Zelle in eine andere, obwohl solche Umquartierungen aus den unterschiedlichsten, vielfach aber unverständlichen Gründen recht oft erfolgten.

Ich konnte mich an diese Form zuerst überhaupt nicht gewöhnen und machte deshalb dem schreibstubengewaltigen Wachtmeister den Vorschlag, die Kartei in der allgemein üblichen alphabetischen Reihenfolge zu ordnen und auch bei den Nachfolgebuchstaben und selbst bei den Vornamen sie entsprechend neu aufzubauen. Doch er blieb bei seiner Methode. Das 'Alpha-Nummern-System' war seine Erfindung gewesen, eine Erfindung, mit der er das Karteiwesen insgesamt zu revolutionieren gedachte, denn einfacher konnte es doch überhaupt nicht sein.

Da kam dann plötzlich ein junger Schnösel daher, noch dazu ein Strafgefangener, der alles besser wissen und vielleicht auch noch können wollte. Ich könnte nur mit seinem System nicht richtig arbeiten, war seine feste Überzeugung, die er mir mehrmals deutlich kund tat.

Um so erstaunter war er, als ich mich mit seinem ABC- Nummern-System schon nach kurzer Zeit vorzüglich eingespielt hatte. Denn neben dem leicht zu findenden Buchstaben hatte mein Gedächtnis auch die Nummern der einzelnen Namen bald gespeichert. Ich griff also sofort bei 'Herold' den letzten H-Bogen und bei 'Beyer' in die Mitte des B-Stapels. Der Wachtmeister schien daraufhin noch viel begeisterter von seiner Methode, beherrschte ich dieselbe doch ausgezeichnet und arbeitete damit sehr schnell. Was gab es dann daran überhaupt noch zu verbessern, von einer Änderung ganz zu schweigen.

Wenn jedoch Offiziere oder andere höhere Aufsichtsbeamte erschienen, durfte ich anfangs die Häftlingskartei nicht bedienen, meine schnelle Arbeit war in der ersten Zeit mehr oder weniger 'illegal'. In solchen Fällen musste sich der Wachtmeister selbst mit seinem eigenen System abplagen, und das dauerte und dauerte.

Ich saß dann, soweit ich bleiben durfte, verstohlen in meiner Ecke und konnte mich beim Ausfüllen irgend welcher gesuchter Arbeitslisten eines hämischen Lächelns nicht erwehren. Denn bei dem Suchen nach einer bestimmten Karte durch den Wachtmeister verging viel Zeit, so dass die Dienstherren erst unruhig und bei dringenden Fällen oftmals ungemütlich wurden. Es ging einmal sogar soweit, dass ich aufgefordert wurde, beim Suchen zu helfen. Dabei ließ ich mir allerdings auch Zeit, um meinen 'Gebieten' nicht unnötig bloßzustellen.

Nachdem es mehrmals Verstimmungen und Ärger ob der langen Sucherei gegeben hatte, und der

Verantwortliche auf jeden Fall lieber in der Schreibstube verbleiben als auf einem der Wachtürme seinen Dienst versehen wollte, begann er sich doch für meinen Vorschlag zu interessieren. So musste ich ihm mehrmals das in aller Welt übliche 'normale' System der Einsortierung von Karteikarten erklären und immer wieder beteuern, dass das Auffinden einer Karte dadurch viel einfacher wäre und vor allem schneller ginge.

Endlich durfte ich also beginnen, die Karten neu zu mischen. Die Arbeit war relativ leicht und auch schnell getan. Nur bei den Buchstaben B, K, M und S brauchte ich etwas länger, die 22 G-Karten und die 18 Os waren in zwei Minuten inneralphabetisch geordnet.

'So schnell?!' war der erstaunte Ausruf meines Dienstherrn. Jawohl, die alphabetische Ein- und Unterordnung hatte ich sehr schnell hergestellt, aber nun galt es für den Wachtmeister, diese neue Ordnung auch zu begreifen und beherrschen zu lernen.

Er schaffte es und verkündete dann voller Stolz allen VP- Angehörigen, die zufällig die Schreibstube betraten, 'seine' neue Methode. Jedem, den er nur erreichen konnte, wollte er zeigen, wie schnell er doch mit seiner Kartei arbeiten konnte. Die dazu benötigte Einarbeitungszeit hatte nicht allzu lange gedauert, denn was gab es dabei eigentlich auch zu lernen?

Das Wiedereinsortieren der gezogenen Karten, er zog sie grundsätzlich ganz heraus, bereitete ihm bedeutend mehr Schwierigkeiten. So musste ich anfangs oft nachsortieren, in Einzelfällen ganze Buchstabenblöcke überprüfen. Günstiger war es dann schon, wenn er die gezogenen Karten einfach liegen ließ, und ich sie anschließend einsortieren konnte.

Später half mir ein DIN A 7 kleines, aus kariertem Papier selbst gefertigtes Notizheftchen, in dem alle Namen der Inhaftierten und die dazu gehörenden Zellennummern aufgeführt waren, beim Suchen. Mit verschiedenfarbigen Punkten und Zeichen verschlüsselt waren für mich auch das Strafmaß und das jeweilige Arbeitskommando der einzelnen Häftlinge ersichtlich. Dieses Büchlein musste ich bei meiner Entlassung leider zurücklassen. Vielleicht hat es jemand gefunden, und es liegt heute in einem Museum. Wert wäre ein solcher Aufenthaltsort für dieses Dokument auf jeden Fall.

Anfang der fünfziger Jahre traten weitere Neuerungen im Strafvollzug ein. Nachdem bereits in Sachsenhausen ein erster Briefverkehr mit der Außenwelt genehmigt worden war, natürlich zeilenmäßig begrenzt und inhaltlich stets zensiert, durften wir als Strafgefangene in Torgau erstmals Pakete empfangen. Die Pakete durften allerdings ein bestimmtes Gewicht nicht überschreiten und bestimmte Artikel waren von der Übersendung ausgeschlossen. Ob diese Maßnahme in erster Linie aus humanitären Gründen erfolgte oder der Aufbesserung unserer Verpflegung dienen sollte, war uns egal. Man bescherte uns damit jedenfalls eine große Freude und half, das Leben in der Gefangenschaft angenehmer zu gestalten.

Nachdem wir unsere Angehörigen von dieser Möglichkeit unterrichtet hatten, warteten alle gespannt auf das Eintreffen der ersten Sendungen. Einige Häftlinge, die bisher auf ihre Briefe keine Antwort erhalten hatten, wussten nicht, an wen sie weiter schreiben sollten. Sie erhielten in vielen Fällen von Kameraden eine Zweitadresse und wurden dann als Neffe oder Schwiegersohn gehandelt. Manch ein 'guter' Kamerad ließ sich aber im nachhinein diese Zweitadresse mit beträchtlichen Anteilen aus den Paketen bezahlen.

Endlich war es dann soweit, die ersten Pakete und Päckchen, in Größe und Form sehr verschieden, wurden in den Kreuzbau getragen. Diese ersten Sendungen wurden noch im Lichthof, dem Mittelteil des Kreuzbaus ausgegeben. Später wurde gleich rechts neben dem Innengitter ein Raum extra für Lagerung und Ausgabe der Pakete eingerichtet.

Im Lichthof wurden die Pakete an einer Wand aufgestapelt, vorgerückt stand ein Tisch und die Ausgabe sollte beginnen. Doch wie war es am besten anzufangen? In der ersten Zeit wurden die Namen aller Empfänger auf eine Liste geschrieben und dieselbe in die Schreibstube gebracht. Hier hatten wir die Nummern der Zellen zu vermerken, in denen sich die glücklichen Adressaten aufhielten. Danach wurden Etagenlisten angefertigt, die den zuständigen Schließern übergeben wurden. Dann erst wurden die Häftlinge ausgeschlossen und in einer bestimmten Reihenfolge, anfangs noch

einzelnen, später auch in kleinen Gruppen, in den Lichthof geschickt.

Hier stellte sich der Empfänger mit seinem Namen vor, und soweit schon namentlich vorsortiert worden war, wurde das ihm zugedachte Päckchen auch bald gefunden. Falls das Suchen zu lange dauerte, konnte es passieren, dass der Glückliche nicht nur warten musste, sondern sogar auf die Zelle zurückgeschickt wurde. Der Betreffende durfte eventuell zum Abschluss der Ausgabe nochmals erscheinen, manchmal auch erst am nächsten Tag.

Je nachdem welcher Wachtmeister die Ausgabe vornahm, dauerte das Auffinden kürzer oder länger. Von einigen wurden die Pakete mehrmals durcheinander gewürfelt, ehe das Richtige gefunden war. Dann erfolgte die wichtige Frage an den Adressaten: 'Woher kommt die Sendung und wer ist der Absender?' Diese Angaben wurden mit den Paketaufschriften verglichen.

Falls ein Häftling den Namen oder den Wohnort des Absenders nicht angeben konnte, begann ein langes Debattieren zwischen den Wachtmeistern, ob das Paket ausgegeben werden könne oder nicht. Letztlich wurde von den einzelnen Polizisten sehr subjektiv entschieden. Also, die Entscheidung über das Zurückschicken des Häftlings auf seine Zelle, die gewollte Dauer beim Auffinden eines Paketes oder gar das Verweigern der Ausgabe hing in den ersten Tagen von dem jeweils diensthabenden Wachtmeister ab. Zum Glück waren es nur einzelne, die sich so unwürdig benahmen.

War alles in Ordnung, begann das Auspacken. Mit einem gut geschliffenen Messer wurden die Verschnürungen durchtrennt, die Umhüllung aufgerissen und die meist vorhandenen Kartons nicht immer sehr sorgsam geöffnet. Das Inhaltsverzeichnis, obwohl streng als Paketbeigabe gefordert, wurde in den wenigsten Fällen beachtet. Es flog zu den Verschnürungen und Verpackungen auf den Boden. Falls es jedoch einmal fehlte, konnte es wieder zu langen Diskussionen kommen.

Der Inhalt selbst wurde dagegen Stück für Stück gründlichst begutachtet, ob auch ja keine unerlaubten Gegenstände oder gar versteckte Briefe enthalten waren. Jeder beschriebene Zettel, jedes bedruckte Stück Papier wurde entnommen. Auch die verschiedensten Lebensmittel wurden genau untersucht. Dabei waren die meisten Wachtmeister in den ersten Tagen noch recht großzügig, bis von Seiten einiger Offiziere diese laue Art der Kontrolle wieder und wieder gerügt wurde.

Da wurde manch ein Napfkuchen in die Hände genommen und mit einem Messer durchstochert, denn es könnte sich in ihm eine Feile oder eine Mitteilung versteckt halten oder eingebakken worden sein. Sogar Brot, oft von solchen Angehörigen geschickt, die auch außerhalb der Gefängnismauern in dieser Zeit selbst nur wenig zum Beißen hatten, wurde in ähnlicher Form behandelt.

Der Häftling durfte sich dieses 'Schauspiel' mit ansehen und musste dabei ruhig bleiben. Ein Einspruch oder schon ein falscher Blick konnte bei einzelnen Wachtmeistern zu noch schikanöserer Kontrolle führen. Mir ist aus dieser Zeit besonders der Leutnant Abratis in Erinnerung, der die ausgebenden VP-Angehörigen immer wieder kontrollierte und 'anspitzte'.

Sendungen, die aus dem Ausland oder der Bundesrepublik kamen, sollten auf Anweisung besonders gründlich durchsucht werden. Nicht ein Stückchen vom Inhalt sollte dabei unbeachtet bleiben, Wurstscheiben sollten Stück für Stück auseinandergelegt, Würste zerschnitten und alle Packungen entfernt werden. Dies war selbst den meisten Wachtmeistern zuviel, und das nicht nur wegen der zum Teil unsinniger Arbeit.

Büchsen mit Wurst oder ähnlich verpackte Lebensmittel zu schicken, war laut Anweisung nicht gestattet. Hielten sich die Angehörigen nicht an diese Vorschrift und schickten sie trotzdem entsprechende Dinge, konnte es passieren, dass dieselben nicht ausgehändigt wurden. In Einzelfällen soll sogar das ganze Paket zurückgesandt worden sein.

Um bei der Wahrheit zu bleiben, sei angemerkt, dass trotz des Verbots sich viele Wachtmeister der Mühe unterzogen, die Büchsen zu öffnen oder auch mir, der ich später bei der Ausgabe helfen durfte, die Anweisung gaben, sie zu öffnen. Der Inhalt wurde dann meistens mit einem Messer kurz erforscht und auf ein Stück Fettpapier geschüttet. Die Blechdosen selbst durften wir erst im letzten Jahr mit auf die Zellen nehmen.

Eine spezielle Behandlung bei der Paketausgabe habe die Käsecken erfahren. Viele Verwandte oder Bekannte versandten die runden Schachteln mit dem beliebten Schmelzkäse, egal ob Kräuterecken,

Emmentaler, Rahmkäse oder andere Sorten. Jede einzelne dieser Ecken musste laut Anweisung von der Stanniolpapierhülle befreit werden, denn dieses Verpackungsmaterial durfte auf keinen Fall mit in die Zellen gelangen. Welcher Grund dafür vorlag blieb mir und auch anderen ein Rätsel.

Die 'Befreiungsaktion' für die vielen Käseecken war im wahrsten Sinne des Wortes eine Sauarbeit. Dies galt vor allem für denjenigen Auspacker, der von der Art und Weise, wie der Käse 'eingewickelt' worden war, keine Ahnung hatte. Denn neben der Schmiererei an den Fingern war es auch der Geruch, der gleichfalls haften blieb und nicht jedermann angenehm war.

Die Käseecken werden bekanntlich maschinell nach einer bestimmten Technologie eingepackt, und diese Methode zu kennen war beim Auspacken das Wichtigste.

Ich hatte bald bemerkt, dass das Stanniolpapier an den Ecken, vor allem an der Spitze eingekniff war. Dort begann ich geschickt mit dem Öffnen und zog mit einem Griff die ganze Seiten- und Unterverkleidung ab. Das Abnehmen der Deckschicht mit dem Markenzeichen war dann nur noch ein Kinderspiel. Wer es also richtig verstand, und Übung machte auch hier den Meister, berührte beim Auswickeln mit keinem Finger den Inhalt und behielt somit saubere und geruchsfreie Hände.

Diese Geschicklichkeit erlangte ich bald, denn bei täglich eintreffenden über einhundert Paketen, und nur in jedem zweiten eine Käseschachtel gerechnet, ergaben sich mehr als dreihundert zu befreiende Einzelecken bei jeder Paketausgabe. Und die wollten ausgewickelt sein oder besser, mussten von ihrer Hülle befreit werden.

Während meiner Arbeit als Lagerschreiber oblagen mir aber noch andere, weit ausgefallener Aufgaben: So musste ich zeitweise eine Tätigkeit sowohl als Küster als auch als Messdiener ausführen. Dabei fühlte ich mich persönlich keiner Kirche verbunden, sondern zählte mich wahrscheinlich zu den Atheisten oder konnte als Heide gelten..

Anlass für diese Nebentätigkeiten gaben die Gottesdienste, die in den letzten Jahren in Torgau zu verschiedenen kirchlichen Feiertagen abgehaltenen wurden. Dazu erschienen die jeweiligen katholischen oder evangelischen Geistlichen, verständlicher Weise ohne Gefolge. Zwei von ihnen sind mir namentlich im Gedächtnis geblieben: Einer war der Probst Stemmler aus der Lutherstadt Wittenberg und der zweite der katholische Priester Pfützenreuter direkt aus Torgau.

Zu den Gottesdiensten wurde der große Saal der Anstalt genutzt. Die Feststellung der jeweiligen Glaubenszugehörigkeit der Insassen erfolgte nicht auf Zuruf, denn die deutschen Dienststellen waren 'exakt', und jeder Häftling konnte nur an seinem Gottesdienst teilnehmen. Daneben gab es aber zu deutscher Zeit Inhaftierte, die sich weder dem evangelischen noch dem katholischen Glauben zugehörig fühlten und deshalb auch keinen dieser Prediger hören wollten oder durften. Hierzu gehörten vorrangig die 'Zeugen Jehovas', die sowieso isoliert auf einer besonderen Etage untergebracht waren.

Meine erste Bekanntschaft mit meiner Aufgabe als Kirchendiener machte ich, als man mich aus meiner Schreibstube holte und durch das Vorgitter führte. Dies kam sonst nur selten vor. Dort stand ich eines Tages einem Wachtmeister und einem mir unbekanntem Zivilisten gegenüber. Ich erhielt den Auftrag, für diesen Herren einen reichlich bepackten Koffer in den Saal zu tragen. Durch einen separaten Eingang ging es zu einer Treppe, die nach vielen Stufen oben in einen kleinen Nebenraum des Saales mündete. Ich musste dabei vorangehen, der Wachtmeister ging hinter mir und als letzter folgte der Zivilist, so dass eine Unterhaltung zwischen mir und dem Neuankömmling nicht möglich war. Wie ich später dann erfuhr, war ich an diesem Tage dem Probst Stemmler auf seinem Wege nach 'oben' vorangegangen.

Auf der Bühne des Saales stand bereits ein breiter Tisch, der mit einem dem Koffer entnommenen edlen Tuch bedeckt wurde. Wuchtige weiße Kerzen wurden in die auf beiden Seiten des Tisches aufgestellten Ständer gesteckt, ein Kruzifix in der Mitte aufgerichtet und ein Altar war fertiggestellt. Nachdem diese Arbeit verrichtet war, durfte ich im Saal verbleiben und in der ersten Bankreihe meinen Platz nehmen.

Der Pfarrer zog sich in den Nebenraum zum Umkleiden zurück, und bald hörte ich das Nahen der

Gläubigen. Sie kamen die Treppen und den Vorflur entlang getrampelt. Nach und nach füllte sich der Raum. Die Posten hielten sich an der Tür und den Seiten etwas zurück, und ich hatte den Platzanweiser zu spielen. Jetzt wurde mir auch klar, welche Namenslisten ich wenige Tage zuvor erhalten und mit den Zellennummern zu versehen hatte. Es waren einerseits die Namen der Glaubensbrüder der evangelischen und andererseits die der katholischen Kirche gewesen.

Auf der Empore über der Eingangstür des Saales hatten sich inzwischen mehrere VP-Angehörige, darunter auch einige Offiziere eingefunden. Sie wollten von dort wohl den Ablauf des Gottesdienstes und den Inhalt der Predigt verfolgen.

Die Andacht verlief in der für evangelische Gottesdienste üblichen Form. Der Leib Christi in Gestalt von Oblaten und auch das Blut des Herren als Wein durften abschließend jedoch nur einer Gruppe Auserwählter in der ersten Reihe als Abendmahlsgabe gereicht werden. Dabei wurde streng darauf geachtet, dass zwischen dem Probst und den Gefangenen kein Wort gewechselt wurde. Diese 'Bevorzugten' nahmen die Zeichen Christi stellvertretend für alle Anwesenden zu sich, getreu dem Spruch so mancher Pastoren: 'Dies tue ich für euch alle'.

Auch sonst kam kein Gespräch zwischen einzelnen Häftlingen und dem Probst zustande, und auch die wenigen Worte, die er mit mir oder ich mit ihm wechselte, bezogen sich fast ausschließlich auf die Aufgaben, die zu erledigen waren. Lediglich eine kurze Frage nach meinem Namen, der Strafdauer und dem Grund meiner Verurteilung wurde gestellt und von mir ebenso knapp beantwortet. Mehr war nicht möglich, denn ständig stand ein Wachtmeister oder einer der Offiziere in unserer Nähe. Ich hatte aber auch den Eindruck, dass der Geistliche weitere Fragen nach Angehörigen und eventuellen Hilfsmöglichkeiten zu dieser Zeit gar nicht stellen wollte.

Anders verhielt es sich bei den Besuchen des katholischen Geistlichen. Der Priester versuchte bei allen sich irgend bietenden Gelegenheiten, und er bemühte sich bewusst, einige solche herbeizuführen, mit mir alleine zu sein. Bei ihm war ich ja nicht nur 'Gepäckträger', sondern fungierte auch als Gehilfe bei der Messe, 'Messdiener' zu sagen, wäre zu vermessen.

Ich hatte unter anderem die Klingel zu bedienen, welche die Glaubensbrüder auf die Knie zwang oder den Kessel mit dem Weihwasser zu halten, aus dem der Pater Segen und Vergebung der Sünden spendete.

Dieser Geistliche stellte mir wiederholt Fragen nach Unterbringung, Verpflegung und Behandlung der Inhaftierten. Persönliche Dinge meiner Herkunft, der Angehörigen und meiner Vergangenheit interessierten ihn dagegen nur nebenbei, bei ihm standen die anderen Fragen im Vordergrund. Wenn er bei der Erteilung des Segens einfach auch einmal durch den Mittelgang schritt, fragte er unversehens nach links und rechts: 'Werdet ihr geschlagen?', 'Habt ihr genug zu Essen?' oder 'Gibt es genügend Medikamente?' und ähnliches mehr.

Gleich den anderen spontan Befragten antwortete auch ich anfangs nur sehr zurückhaltend. Die langen Jahre der Haft und ungute Erfahrungen aus Lagern und Gefängnissen ließen hier jeden und selbst mich vorsichtig und misstrauisch sein. Hatten doch in der Vergangenheit auch Geistliche in der Haft sich nicht immer so als Menschen gezeigt, wie man es gerade von Gottesdienern erwartet hätte. Aber diese Geistlichen waren alle letztlich auch nur Menschen.

Deshalb erfuhr der Fragende oft lediglich durch ein Kopfschütteln oder ein zustimmendes Nicken etwas über die bei uns herrschenden Verhältnisse. Aber selbst diese wenigen Andeutungen über das eintönige Essen, die vielen an Tuberkulose Erkrankten und das Verhalten einzelner Wachtmeister genügten ihm sicher schon, um sich ein gewisses Bild über das 'Innenleben' in unserer Strafanstalt zu machen.

Erst bei späteren Treffen sprachen wir offener über einzelne Vorkommnisse, denn ich hatte inzwischen gemerkt, dass meine ersten Bemerkungen keine negativen Rückwirkungen weder auf meine Kameraden noch auf mich persönlich gehabt hatten.

Für mich war es jedes Mal ein besonderes Ereignis, wenn ich wieder an einem Gottesdienst beteiligt war. Es war für mich fast wie ein in den letzten Jahren möglich gewordener Besuch durch meine Mutter. Vor und nach dem Gottesdienst war ein noch offeneres Sprechen möglich, da ich dann oft für Minuten mit den Geistlichen alleine gelassen wurde. Bei der halbstündigen Besuchszeit durch meine

Mutter war indes ständig ein Wachtmeister anwesend, und es wurde auf jedes gesprochene Wort geachtet.

Außer über persönliche und allgemeine Dinge durfte mit dem Besucher nicht gesprochen werden. Wer es trotzdem wagte, etwas über seine Strafe oder ähnliches zu berichten, musste damit rechnen, dass der Besuchstermin sofort abgebrochen wurde, und der Gast schon nach einem Gespräch von nur wenigen Minuten die oft lange Rückreise antreten konnte. Der Häftling selbst kam gut davon, wenn er nur auf seine Zelle zurückkehrte und nicht im Arrest landete. Aber wie solche Dinge ausgingen oder ausgelegt wurden, hing immer von dem jeweils aufsichtsführenden Wachtmeister ab. Da uns alle 'scharfen' Aufpasser zur Genüge bekannt waren, verhielten wir uns entsprechend.

In meiner zweiten Torgauer Zeit gab es für mich manches spezielle Erlebnis, einige davon waren durchaus symptomatisch für diese Zeit und unsere Bewacher.

Kontrollen in den Zellen gehörten zum ständigen Gefängnisritual, wobei die Abstände zwischen den einzelnen 'Filzungen unterschiedlich waren. Diese Kontrollen betrafen nicht nur die gründliche Durchsuchung aller Häftlingssachen, sondern auch alle Einrichtungsgegenstände wurden dabei auf Sauberkeit und Vollständigkeit überprüft. Die Zelleninsassen waren dazu verpflichtet, für Sauberkeit zu sorgen und alle eventuellen auftretenden Schäden an Gegenständen dem Etagenwachtmeister unverzüglich zu melden. Bevor also erst eine Unregelmäßigkeit bei einer Kontrolle festgestellt wurde, kamen die Häftlinge von sich aus dieser Meldepflicht nach.

Der Diensthabende auf der jeweiligen Etage musste die festgestellten oder gemeldeten Mängel in ein Wachbuch eintragen und dieses dann in der Schreibstube abgeben. Von hier erhielten die Handwerker ihre Aufträge, um notwendige Abhilfe zu schaffen.

So war auf einer Zelle eines Tages eine Scheibe eingesprungen und die Insassen hatten dem Wachtmeister eine entsprechende Meldung gemacht. Und von diesem Wachtmeister kam eine seltsame Eintragung ins Wachbuch.

Wörtlich war dort zu lesen: 'In Zelle 396 ist eine Scheibe entsprungen!' Ich erlaubte mir daraufhin in verstellter Schrift den Zusatz: 'Muss wieder eingefangen werden!' Selbst ein wachhabender Offizier konnte sich beim Lesen der Zeilen ein Lächeln nicht verkneifen.

Ein anderes Mal notierte ein Wachtmeister, der den Ausgang der einzelnen Arbeitskommandos kontrollierte, eigenartige Zeitangaben in sein Wachbuch. Die gleichen Angaben hatte er davor bereits auf einer Rolle Toilettenpapier niedergeschrieben und sie von dort ins Buch übertragen. Sein Notizbuch hatte er wahrscheinlich nicht zur Hand gehabt. Die Eintragungen lauteten im Einzelnen: 7.00 Uhr- Holzwerkstatt -11 Mann; 7.00 Uhr - Kommando Bornemann - 8 Mann; 7.00 Uhr - Heizer - 3 Mann; 7.00 Uhr...; 7.00 Uhr... So waren zehn oder elf Eintragungen mit gleicher Uhrzeit auf dem abgerollten Toilettenpapier verzeichnet gewesen, dazu auch noch zwei Rückmeldungen mit gleicher Zeitangabe. Inzwischen zeigten aber die Uhren bereits die neunte Stunde, doch die Uhr des Wachtmeisters war um 7.00 Uhr stehen geblieben. Er selbst hatte es nicht bemerkt, und auch das Einträgen einer ständig gleichen Uhrzeit war ihm nicht aufgefallen.

Des öfteren durchschritten Neuzugänge das Innengitter. Dort mussten sie meist etwas verweilen, bis ihnen eine Zelle zugewiesen wurde. Ich hatte dann ab und zu Gelegenheit, mit ihnen kurz zu sprechen und einige Neuigkeiten zu erfahren. Warum, weshalb und wie lange waren stets die Standardfragen. Wenn die Zeit reichte, wurden auch der Wohnort und das Woher erkundet.

Bei einer Ankunft von 'Neulingen' spielte gerade unser Anstaltsrundfunk seine Lieder. Gab es doch, ich entsinne mich nicht genau seit wann, Innenlautsprecher im Zellenbau.

Aus denen wurden wir, immer wenn es das Wachpersonal für richtig und zweckmäßig hielt, mit Musik beschallt.

Am besagten Tag gehörten die Neuzugänge zu einer Musikgruppe, es waren drei oder vier Mann. Sie

waren verhaftet und von einem deutschen Gericht verurteilt worden, weil sie angeblich auf einer Tanzveranstaltung Lieder aus der Nazizeit, unter anderem auch 'Lützows wilde, verwegene Jagd' gespielt hatten, jedenfalls waren ihre Aussagen so.

Von ihrer Inhaftierung bis zu ihrer Einlieferung in Fort Zinna waren jedoch Ereignisse eingetreten, die sie nicht geahnt hatten. Inzwischen war nämlich eines ihrer Tanzlieder zu offiziellen Ehren gekommen. Es war ja ein Lied aus dem Befreiungskrieg. Und wie es das Schicksal wollte, zur Begrüßung der verurteilten Musiker schallte aus dem Lautsprecher der Strafanstalt: 'Das war Lützows wilde, verwegene Jagd'.

Eine weitere Geschichte erfuhr ich von drei anderen Neuankömmlingen. Sie waren nach ihren Angaben verurteilt worden, weil sie sich einen Witz erzählt hatten. Jedoch waren ihre Strafen unterschiedlich hoch ausgefallen. Zu viert hatten sie am Biertisch gegessen, sich unterhalten und Witze erzählt. Eine dieser zu lautem Lachen führenden Geschichten betraf Walter Ulbricht. Die Leunawerke trugen damals seit kurzem seinen Namen, und auf dem Bahnhof in Leuna soll jemand gerufen haben: „Spitzbarthausen, Fabrikbesitzer alle aussteigen!“ Walter Ulbricht trug bekanntlich einen Spitzbart.

Drei, zwei und ein Jahr waren die Strafmaße für die Verleumdung eines Politikers. Warum diese Unterschiede beim Strafmaß und weshalb nur drei verurteilt worden waren, wollte ich wissen. Der Erzähler des Witzes hatte drei Jahre zugesprochen bekommen, der Lacher zwei Jahre und der Beisitzer 'nur' ein Jahr. Der vierte 'Freund' am Tisch soll die drei anderen angeschwärzt haben und war deshalb straffrei ausgegangen.

Die Aussagen solcher Häftlinge erschienen nicht nur mir oft unglaubwürdig, denn in den vergangenen Jahren hatten wir so viel Verschiedenes über begangene und nicht begangene oder nur angeblich begangene Taten gehört, wobei der Wahrheitsgehalt selten überprüft werden konnte. Und bei den tatsächlich möglichen Überprüfungen des Erzählten stellte sich dies oftmals als Übertrieben oder sogar als die Unwahrheit heraus. Zuviel an allen möglichen und unmöglichen Geschichten und Schicksalen hatte ich in meiner bisherigen Haftzeit erfahren.

Natürlich gab es Inhaftierte, die unschuldig durch Denunziation über Jahre interniert oder auch zu hohen Haftstrafen verurteilt waren. Streiten konnte man auf jeden Fall bei vielen angeblichen oder wirklich begangene Vergehen über die jeweilige Höhe der Strafe. Aber ich habe persönlich wenige getroffen, die bei tatsächlich von ihnen verübten Verbrechen sich schuldig gefühlt hätten. Ob es der 'Golddieb' aus Minsk oder derjenige, der sich gerühmt hatte, selbst an der Erschießung von Partisanen und sogar Kindern beteiligt gewesen zu sein, nein, auch diese hatten oder zeigten keinerlei Schuldgefühl. Ich glaube aber, diese Menschen kannten ein solches Gefühl überhaupt nicht, sonst hätten sie sich nicht noch mit ihren Taten gebrüstet.

Neben den geschilderten Erlebnissen mit diesen Neuzugängen hatte ich das 'Vergnügen', in Torgau sogar einige Mörder näher kennen zu lernen. Bereits in Sachsenhausen wurde mir ein Häftling bekannt, der seine Tante im wahrsten Sinne des Wortes 'geschlachtet' und dann zu Konserven verarbeitet hatte. Diese Konserven hatte er auch noch verkauft. Dieser Verbrecher war von einem sowjetischen Gericht lediglich wegen Waffenbesitz zu zehn Jahren verurteilt worden, wegen Waffen, die er angeblich nur zur Jagd benutzt hatte. Er wurde 1950 an ein deutsches Gericht zur Aburteilung wegen Mordes übergeben. Was aus ihm später geworden ist, konnte ich nicht erfahren.

Hier lernte ich auch den richtigen Mörder aus der 'Affäre Blum', einer Mordsache aus den zwanziger Jahren kennen. Er hatte 'lebenslänglich' erhalten und saß bereits seit der Weimarer Zeit ein. Somit hatte er die gesamte Nazizeit und auch die Zeit nach 1945 nur in Gefängnissen und Zuchthäusern verlebt. Mit einem Transport aus der Anstalt Coswig gelangte er mit anderen Mördern und Schwerverbrechern nach Torgau.

Wir waren also ein sehr gemischtes Publikum, welches sich in der 'Weißen Hölle' versammelt hatte. So war es auch nicht verwunderlich, dass der stellvertretende Leiter der Investbank der DDR, ein gewisser Bäßler aus Schöneiche bei Berlin sich bei uns einfand. Dieser Bankmensch war in den sogenannten 'Solveig-Prozeß' verstrickt, von dem er mir einiges erzählen konnte. Solveig war ein niederländischer Konzern, der auch eine Niederlassung in Bernburg hatte. Bäßler selbst war

angeblich wegen unlauterer Bankgeschäfte und dem Verbringen von Patenten ins Ausland zu zehn Jahren Haft verurteilt worden. Später wurde er aus Torgau verlegt und ich verlor ihn so aus den Augen.

Ein für viele Mithäftlinge und auch fürs Anstaltspersonal interessanter Typ war ein gewisser Meyer oder Meier, der immer wieder längere Zeit in Einzelhaft zubrachte oder zubringen musste. Seine tatsächliche Identität konnte ich nie ermitteln, ob es anderen gelang, weiß ich nicht. Dieser Meier gab sich einmal als Major, ein anderes Mal als einfacher Soldat, aber stets als genialer Erfinder aus. So behauptete er unter anderem, während der Kriegszeit an der Entwicklung einer hochmodernen Abwehrwaffe mitgearbeitet zu haben. Er kannte angeblich die Versuchsanstalt Peenemünde, war dann aber auch wieder in Berlin oder Köln tätig und beheimatet gewesen.

Seine Erfindung sollte eine Bündelung elektrischer Energie sein, mit deren Hilfe man Motoren zum Stillstand bringen konnte. So gab er vor, hiermit jedes Flugzeug zum Absturz und jeden Panzer zum Anhalten zu bringen. Selbst Vertreter der sowjetischen Militärbehörde besuchten ihn in seiner Einzelzelle, und er erhielt mehrere Monate Sonderverpflegung. Seine Zelle wurde zeitweise sogar mit einem Zeichengerät und entsprechenden Hilfsmitteln ausgestattet.

Plötzlich wurde dieselbe Zelle für ihn wieder zur Arrestzelle, und so ging es hin und her. Immer hatte Meier etwas 'Neues' in petto, konnte angeblich alle möglichen Aussagen zu geheimsten Dingen oder über diskrete Vorgänge machen oder hatte eine neue Erfindung im Kopf. Er verbrachte damit viel Zeit und beschäftigte andere hinlänglich.

Ein anderer nach Torgau aus Coswig überstellter Schwerverbrecher hatte tatsächlich eine Neuerung für den Support einer Drehbank ausgeklügelt. Er war ein reiner Praktiker. Seine Arbeit interessierte einen Techniker in der Anstalt, und dieser wollte sie weiter verwerten lassen. Ich erhielt den Auftrag, dem Neuerer bei den Zeichnungen zu helfen und die von ihm mündlich gegebenen Erläuterungen schriftlich verständlich zu fassen. Er selbst durfte keine Schreibsachen und Zeichenmaterialien bei sich auf der Zelle behalten. So verbrachte ich an mehreren Tagen Stunden bei diesen menschlich sehr umgänglichen und nach außen gutmütigen Totschläger. Seine Arbeit wurde mit zusätzlicher Verpflegung und längeren Freistunden gelohnt.

Anfang 1951 wurde ein junger Bursche nach Torgau verlegt. Es war der Oberschüler Hermann Flade aus Olbernhau. Er war wegen angeblichen Mordversuches an einem Volkspolizisten zum Tode verurteilt gewesen und einen Monat später zu einer längeren Freiheitsstrafe begnadigt worden. Lange Zeit blieb er auch in Torgau recht abgeschirmt von anderen Häftlingen, aber ich hatte sein Schicksal doch erfahren.

Gegen Ende meiner Torgauer Zeit, es muss im Jahre 1953 gewesen sein, gab es sogar eine Hochzeit zwischen einem Häftling, der von einem sowjetischen Militärgericht zu 25 Jahren Freiheitsentzug verurteilt war und seiner Braut, die in Freiheit lebte. Solch eine Tat zeugte von dem Lebenswillen und Lebensmut dieses Gefangenen und seiner Verlobten.

Eine außergewöhnliche Behandlung erfuhren in Torgau die 'Zeugen Jehovas'. Ein größerer Trupp von Mitgliedern dieser Sekte wurde Ende 1952 oder Anfang 1953 nach Torgau eingewiesen. Sie waren alle kurz zuvor von Gerichten der DDR wegen staatsfeindlicher oder staatsgefährdender Tätigkeit verurteilt worden. Sie selbst bekannten sich zu ihrem Glauben und nahmen die Urteile von drei, fünf oder auch im Einzelfall von zehn Jahren Freiheitsentzug und die Folgeerscheinungen als eine Prüfung ihres Gottes auf, der dadurch die Standfestigkeit seiner Zeugen erproben wollte.

Was waren dies für Menschen, und was waren überhaupt die 'Zeugen Jehovas'? Ich versuchte, mich kundig zu machen. Tatsächlich gab es Kameraden, die von dieser Sekte, ihrer Bedeutung und ihrem Anliegen etwas wussten. Es handelte sich bei diesen 'Zeugen Jehovas' um Bibelforscher, und zwar um sehr gestrenge. Sie meinten und meinen aus der Heiligen Schrift den Beginn des 'Tausendjährigen Reiches Gottes auf Erden' bestimmen zu können. Und daran glauben sie immer wieder, obwohl einige vorhergesagte Termine längst verstrichen sind. Sie besaßen sogar eine eigene Zeitschrift, den 'Wachturm', der in Magdeburg gedruckt wurde, natürlich illegal in einer Zeit des

offiziellen Verbotes dieser Sekte in der DDR. Hat sich doch diese Sekte den Kampf gegen jede staatliche Ordnung, nicht nur gegen die der DDR, auf ihre nicht existierenden Fahnen geschrieben.

Zwar durfte in der DDR jedermann ein 'Zeuge Jehovas' sein, dies war bei der Glaubens- und Gewissensfreiheit garantiert. Derjenige Zeuge jedoch, der sich für diese Sekte öffentlich betätigte, ihre verbotenen Zeitschriften verbreitete oder gar Zusammenkünfte organisierte und predigte, machte sich strafbar.

Doch diese Bibelforscher, allen voran die strengen, waren so sehr von der Richtigkeit ihres Glaubens und, wie sie meinten, ihres Wissens überzeugt, dass sie nicht nur in der Haft für ihre Geisteshaltung einstanden. Sogar noch im Gefängnis versuchten sie jeden, den sie nur erreichen konnten, von der Ausschließlichkeit ihrer Lehre zu überzeugen. Selbst mit dem Wachpersonal begannen sie wieder und wieder Dispute. Wie weit es ihnen wirklich gelungen ist, Verbündete oder gar neue Anhänger für ihre Sekte zu gewinnen, ist mir nicht bekannt. Denn bei den hier langjährig Einsitzenden reichte die Kraft ihrer Worte und ihres Glaubens wohl kaum aus, um jemanden zu bekehren. Denn jeder einzelne Häftling war mehr an seiner eigenen Freilassung als dem Beginn eines neuen 'Tausendjährigen Reiches' interessiert

Der Glaube an etwas, das über die tägliche Realität hinausging, war in den Jahren der Haft bei sehr vielen geschwunden. Nur wenige empfanden ihre Haftzeit noch als eine von Gott gewollte Prüfung. Geglaut wurde bald nur noch das, was tatsächlich geschah. Wenn hier von Glauben gesprochen wurde, so musste jeder erst einmal an sich selbst glauben, musste glauben, dass er diese Zeit gesund oder überhaupt übersteht. Wer nicht mehr an sich selbst glaubte, konnte sich gleich aufgeben oder er hatte es schon getan.

Hier vermischten sich Glauben und Hoffnung zu einer Einheit. So hofften die meisten, mit denen ich mich über diese Fragen unterhielt, dass sie eines Tages in Freiheit Gutes für sich und für andere tun könnten. Denn je mehr Menschen es 'gut' ginge, was immer darunter auch im Einzelnen zu verstehen sei, je sicherer erschien auch das eigene 'Gutgehen'. Die Mehrzahl der Häftlinge erwartete deshalb nach ihrer Freilassung eine faire Behandlung. Ich traf in der Anstalt nur wenige, die vorrangig mit Rachedgedanken ihrer Haftzeit den Rücken kehren wollten. Allerdings haben manche ihre in der Haft geäußerte tolerante Einstellung nach der Entlassung geändert.

Während also den Zeugen kaum eine Überzeugungsarbeit bei anderen gelang, gab es aber bei den über hundert Zeugen Jehovas zwei Zeugen, die in der Haft in Torgau ihrem Glauben abgeschworen haben. Einer der beiden wurde kurz nach seiner gegen die Bibelforscher getroffenen Entscheidung in eine andere Anstalt verlegt oder ist vielleicht sogar entlassen worden.

Doch weil die meisten von ihnen äußerst eifrig im Verbreiten ihrer Anschauungen waren, wurden alle Zeugen nach kurzer Zeit in einen besonderen Zellenabschnitt zusammengelegt. Die dort tätigen Schließer waren wahrscheinlich zusätzlich geschult worden.

Zu einer Eigenart dieser Menschen gehörte es, kein Blut oder mit Blut bereitetes Essen zu sich zu nehmen. So kam auch keine Wurst, die mit Blut angerührt war, über ihre Lippen. Doch bei der Verpflegungszusammenstellung war jedoch oft Blutwurst vorhanden. Einige Wachtmeister und Kalfaktoren provozierten manchmal die Zeugen mit dem Austeilen dieser Wurst auf der entsprechenden Etage. Die dort ausgegebenen Portionen wurden jedoch alle unberührt zurückgegeben. Sie wurden dann in anderen Zellen verteilt, wo sich wohl mancher über die zusätzliche Gabe gefreut hat. Das Essen von Blutwurst wurde somit auch zu einem untrüglichen Zeichen der Abtrünnigkeit vom 'richtigen' Sektenglauben.

Den Gottesdienst besuchten die Bibelforscher nicht, wobei mir nicht bekannt wurde, ob es in jedem Fall der eigene Wille oder ein untereinander festgelegtes Nichtdürfen war. Ein dagegen oft geäußertes Verlangen, eine Bibel zu erhalten, anderen Häftlingen wurde dieser Wunsch ab und zu erfüllt, wurde den Zeugen verweigert.

Die Bibel hatte in einer Vielzahl von Exemplaren der Probst der Anstalt übergeben. Das Lesen im Buch Gottes bedeutete für den einen eine Erbauung, für einen anderen war es eine willkommene Abwechslung und für einen dritten, dazu rechnete ich mich, eine Bereicherung des Wissens. Aber den Zeugen Jehovas blieben während der Haftzeit solche Zugänge verwehrt. Sie durften, von wenigen

Ausnahmen abgesehen, auch nicht zu Arbeitseinsätzen eingeteilt werden, mussten somit recht isoliert ihre Zeit in den Zellen fristen.

Nicht nur mich, sondern viele Mithäftlinge erstaunte es, dass sogar unter diesen harten Bedingungen zwischen den Glaubensbrüdern immer wieder ein Streit ums Besserwissen entbrannte. Es waren zwei oder drei Prediger unter den Verurteilten, von denen jeder in seiner Ansicht noch wahrhaftiger und rechtssicherer, sprich bibelfester sein wollte als der andere. Jeder warb noch in der Haft um seine spezielle Anhängerschaft.

Hier zeigte sich neben der von außen gegenüber den Bibelforschern geübten Intoleranz eine gleich schlimme Form der Intoleranz untereinander und wirkte dementsprechend nach außen zurück. Es scheint nie das Richtige zu sein, wenn ein Einzelner oder eine kleine Gruppe von Menschen meinen, nur sie würden das entsprechend 'richtige' Wissen haben und das allein 'Seligmachende' auf Erden vertreten.

Der einerseits nicht zu vermeidende, andererseits aber auch interessante Umgang mit diesen Menschen hatte und hat auch auf mich Einfluss gehabt und mich, wie viele andere auch, zu einer notwendigen toleranten Haltung gegenüber Andersdenkenden bewegt. Hatte doch auch sonst schon die Haftzeit die Mehrzahl von uns dazu gebracht, eine gewisse Toleranz anderen gegenüber zu üben. Toleranz war einfach notwendig, wenn Menschen von unterschiedlichstem Charakter und vielerlei Eigenarten viele Wochen oder gar Monate auf engstem Raum Zusammenleben mussten.

Einige nannten das zwar nicht Toleranz, sondern Anpassung, andere sprachen sogar von opportunistischen Verhalten. Aber das Überleben in einer solchen Zeit beweist eigentlich nur, das alles im Leben letztlich Anpassung oder Opportunismus ist. Oder ist nicht sogar der Homo Sapiens in seiner heutigen Art ein Ergebnis der Anpassung an die uns umgebende Umwelt, wenn auch eventuell durch Mutation erfolgten Veränderungen in seinem Erbgefüge?

Und selbst das oft gelobte Märtyrertum erscheint mir gleichfalls nur als eine Form der Anpassung, nämlich eine Anpassung an das eigene Müssen. Dies wird dann natürlich als das 'Wollen' des Märtyrers bezeichnet, vor allem von denjenigen, die mit dem Märtyrertum ihr Süppchen kochen. Die so genannten oder so ernannten Märtyrer selbst äußern dagegen meist, dass sie in der gegebenen Situation nicht anders handeln konnten..

Das bedeutet aber auf keinen Fall, einem Fatalismus schlechthin das Wort zu reden. Denn immer standen und stehen hinter jeder Tat ganz bestimmte und in letzter Konsequenz egoistische Ziele. Hinterher ist es leicht zu sagen, man habe es für eine Idee oder für andere getan. Nein, der Akteur hat sich im Grunde nur selbst 'befriedigt', sogar dann, wenn er geglaubt hat, ein persönliches 'Opfer' zu bringen. Auch außerhalb der Gefängnismauern oder des Stacheldrahtes ist es keinen Deut anders, selbst wenn es die meisten Menschen nicht wahr haben oder dies nur ungern zugeben wollen.

So und nicht anders erging es den Zeugen Jehovas, denn nur sie wollten Recht haben und Recht wissen. Ob jemand allerdings für eine diesbezügliche Haltung bestraft werden und hinter Gittern leiden muss, ist wieder abhängig von der 'Recht' habenden oder ums sogenannte 'Recht' wissenden Seite der jeweils Mächtigeren.

Eigentlich müsste jeder Mensch, und tatsächlich jeder, alleine schon für seine Rechthaberei bestraft werden. Weil jeder, der meint, Recht zu haben oder Recht zu schaffen, gleichzeitig Unrecht schafft. Denn alles außerhalb des fixierten oder verkündeten Rechts wird damit zum Unrecht, aber nur deshalb Unrecht, weil der jeweils Mächtigste bestimmt, was Recht und Unrecht zu sein hat.

Natürlich gibt es in jeder Gesellschaft ein bestimmtes Rechtsempfinden, geprägt von Jahrhunderte währenden Erfahrungen und Überkommenem. Dabei wird es vorrangig durch religiöse Einflüsse, wie zum Beispiel die 'Zehn Gebote' der christlichen Lehre, bestimmt. Und es scheint mir auch notwendig, dass bestimmte Normen innerhalb einer Gesellschaft und im Zusammenleben der Menschen gelten. Jedoch sind diese Normen in den verschiedensten Gesellschaften sehr unterschiedlich. Somit ergibt sich die Frage, welche der vielen Normen die 'richtigen' sind.

Aus meinen Geschichts- und Geographiekennntnissen wusste und in den Gesprächen mit Mithäftlingen

über dieses Thema erfuhr ich, dass es Völker oder Völkergruppen gibt, in denen ein Gebot 'Du sollst nicht stehlen' völlig überflüssig ist. Oder, dass es in einigen Menschengemeinschaften die Vielweiberei gibt, ein die Ehe schützendes Recht ist dort nicht vorhanden und wäre widersinnig.

Weiterhin erkannte ich, dass auch gesetzliche Bestimmungen unter wechselnden Machtverhältnissen geändert wurden und werden. So bestimmt auch hier eigentlich der Herrschende, also der 'Mächtige' über das jeweils geltende Recht und bewirkt damit auch eine Veränderung des Rechtsempfindens der unter seinem Recht Stehenden.

Aber wieder und wieder fragte ich mich, woher diese 'Macht' der Mächtigen kam und worauf sie letztlich zurückzuführen sei. Aus der Zeit des Mittelalters und vor der Französischen Revolution von 1789 waren es Adlige, denen schon auf Grund ihrer Herkunft 'Macht' zugestanden wurde. Obwohl sie vielfach um ihren Machterhalt oder die Erweiterung ihrer Macht kämpften. Sie hatten jedoch ihre Stellung auch nur 'Geschenken' höherer Macht oder der Unterdrückung anderer zu verdanken.

In der neueren Zeit schien sich die 'Macht' entweder mehr und mehr auf den Besitz von Eigentum in Gestalt von Geld oder Ländereien oder Industrieanlagen und Werken zu gründen, oder auf militärische Stärke und Gewalt. Und um militärische Stärke zu erringen, benötigte der Einzelne oder der Staat auch wieder entsprechenden Besitz.

Macht und Besitz, Besitz und Macht schienen untrennbar verbunden. Und damit entschied auch möglichst umfangreicher Besitz über Macht und über Recht oder Unrecht. Es war ein einziger Teufelskreis. Wie sollte sich ein 'einfacher', sprich besitzloser oder besitzarmer Mensch in der sogenannten 'Freiheit' 'rechtmäßig' verhalten? Wie erst ein Mensch, der sich in Haft befand?

Es schien, wenn ich jemals die 'Freiheit' erleben sollte, scheinbar nur zwei Möglichkeiten zu geben. Entweder, ich passte mich den herrschenden Verhältnissen an oder ich versuchte, zu Reichtum und Macht zu gelangen, um selbst mitbestimmen zu können. Aber beide Wege entsprachen nicht meinen Vorstellungen. Im ersten Fall musste ich mich wohl als Knecht fühlen, und im zweiten Fall machte ich dann andere zu Knechten.

'Geh! gehorche meinem Winken,

Nutze deine jungen Tage,

Lerne zeitig klüger sein;

Auf des Glückes großer Waage

Steht die Zunge selten ein;

Du musst steigen oder sinken,

Du musst herrschen und gewinnen,

Oder dienen und verlieren,

Leiden oder triumphieren,

Amboss oder Hammer sein!'

Dieses Gedicht von Goethe, welches wir einst in der Schule gelernt hatten, fiel mir bei diesen Gedanken ein. Sollte dies tatsächlich das einzig Mögliche und Richtige sein?

Hier in der Gefangenschaft war ich selbst nur ein 'Knecht'. Gleichzeitig war ich bei meiner Arbeit in der Schreibstube in etwas 'gehobener Stellung'. Deshalb war ich meinen Mitgefangenen gegenüber aber nie Hammer gewesen.

Ich wollte aber, einmal in die 'Freiheit' zurückgekehrt, auch dort nach einem Zwischenweg suchen. Es musste doch gelingen, dass 'die Zunge einsteht'. Und dies sollte nicht nur für mich persönlich, sondern genau so für die Gesellschaft gelten, in der ich zu leben wünschte.

Es ist wohl verständlich, das mit der Dauer meiner Inhaftierung, den vielen Erlebnissen und auch Gesprächen mein Nachdenken über die Menschen und die Welt, in der sie leben oder zu leben

haben, immer mehr Platz in meinen Sinnen einnahm. Während ich in den ersten Wochen meiner Haft nur kurzzeitig dem philosophischen Denken verfallen war, beschäftigten mich diese Dinge im Laufe der Zeit mehr und mehr.

1952 musste in der Strafanstalt im Rahmen des 'humanen Strafvollzugs' mit der Kulturarbeit begonnen werden. Doch keiner der verantwortlichen Offiziere, nicht einmal der zuständige Politoffizier hatten klare Vorstellungen, wie in einer Strafvollzugsanstalt mit Häftlingen Kulturarbeit 'zu leisten' sei. Als eine der Möglichkeiten erschien die Durchführung von Kulturveranstaltungen, eine andere war die Benutzung der Bücherei und eine weitere waren sportliche Aktivitäten und Betätigungen. Für die kulturellen Veranstaltungen schien der große Saal geeignet und sollte baldigst dazu genutzt werden.

Mir war jetzt neben meinen sonstigen Tätigkeiten die Aufgabe zuteil geworden, möglichst schnell ein Estradenprogramm 'auf die Bühne' zu bringen. Lieder, Sketche, Artistik und Zauberei, alles was denkbar und erlaubt war, konnte und sollte geboten werden. Die Anstaltsleitung wollte ihrer vorgesetzten Dienststelle alsbald Vollzug melden können.

Durch meine Tätigkeit in der Schreibstube und das Zusammenkommen mit vielen Kameraden besaß ich einige Kenntnisse von den Fähigkeiten und Fertigkeiten, die bei diesem oder jenem Insassen schlummerten. Ich erhielt die Vollmacht, ein Ensemble aufzubauen und sollte diejenigen Häftlinge, die mitwirken könnten, benennen. Bald hatte ich genügend an dieser Arbeit Interessierte gefunden. Einzelne, mit denen ich sprach, hatten anfangs keine Lust. Sie meinten, sie müssten vor den Wachmannschaften auftreten und diese vorrangig unterhalten. Als sie erfuhren, dass ihre Darbietungen den Kameraden Abwechslung bringen sollten, wirkten sie dann jedoch gerne mit.

Da waren Musiker, frühere Leiter von Kapellen, viele Sänger, zwei ehemalige Chorleiter und mehrere Zauberer und Dekorateur, die sich zur Verfügung stellten. Für alle Mitwirkenden brachte diese neue Aufgabe gleichfalls eine Abwechslung in ihr sonst recht eintöniges Leben. Dies galt vor allem für diejenigen Inhaftierten, die nicht zur Arbeit eingesetzt waren und den ganzen Tag auf ihren Zellen zubringen mussten.

Bevor mit den Proben begonnen werden konnte, musste noch ein der Zensur standhaltendes Programm zusammengestellt werden. Nach der recht allgemein gehaltenen Vorgabe sollte die jeweilige Veranstaltung etwa eine Stunde dauern und die Häftlinge gut unterhalten. Die Frage, was wir darbieten konnten und besonders, was wir durften, war dabei natürlich unter unseren Bedingungen nicht ganz nebensächlich.

Geeignet und am wenigsten anstößig erschienen uns für den Chorgesang Heimatlieder oder Teile aus Opern und Operetten. Sogar Arien wurden vorgeschlagen, und von einigen begeisterten Sängern sogleich als Probe dargeboten. Bei allen Liedern und Gesangstexten musste selbstredend die inhaltliche Aussage beachtet werden, sie durfte auf keinen Fall für unsere Bewacher anzüglich sein.

Musikstücke waren dagegen einfacher auszuwählen. Hier galt es nur darauf zu achten, dass kein verfemter Komponist

in die Reihe kam. Aber von denen war uns keiner bekannt, abgesehen von einigen aus der NS-Zeit. Bei den Zaubertricks oder den artistischen Darbietungen war dagegen kaum etwas falsch zu machen.

Ich hatte bei dieser Arbeit gute Berater, die mir einerseits die Aufgabe zwar erleichterten, denn sehr musikalisch war ich wirklich nicht, andererseits aber manchen Streit verursachten, denn gerade unter den 'Künstlern' hatte jeder seinen eigenen Stil. In vielen Fällen musste ich den Streit schlichten und letztlich selbst über die Aufnahme oder Nichtaufnahme eines Liedes ins Programm entscheiden. Ich kam mir dabei oft wie ein richtiger Intendant vor.

Nachdem wir uns untereinander geeinigt hatten, uns war dabei völlig freie Hand gelassen worden, wurde der Programmwurf dem Politoffizier zur Begutachtung, sprich Zensur übergeben. Der Entwurf enthielt die einzelnen Programmpunkte, die lediglich stichpunktartig erläutert waren. Der vollständige Text der Lieder und der verbindenden Worte brauchte nicht vorgelegt zu werden.

Dies wurde jedoch nur beim ersten Programm akzeptiert. Später musste jedes einzelne gesungene oder gesprochene Wort dem Zensor zur Kenntnis gebracht werden. Es konnte doch niemand verlangen, dass ein Politoffizier alle Liedertexte kannte, die uns bekannt waren.

Nach Genehmigung des vorgesehenen Ablaufs begannen die eigentlichen Proben. Am Abend, nach ihrer sonstigen Arbeit oder dem Zellentsein, durften die beteiligten Kameraden sich im Saal versammeln und üben. Instrumente standen in beschränkter Anzahl zur Verfügung, so dass bald Musik und Gesang durch den Raum schallten. Jede Gruppe versuchte ihr Bestes, in einer Saalecke wurde rezitiert, in einer anderen probte der Chor und auf der Bühne hatte unser 'Orchester' seinen Platz gefunden. Ab und zu schaute ein Wachtmeister herein, teils neugierig, teils im Auftrag. Die längste Zeit waren wir aber ganz unter uns.

Da diese Zusammenkünfte für alle Mitwirkenden stets ein freudiges Ereignis waren, wurden die Proben, die fast täglich nach oft schwerer Tagesarbeit stattfanden, keinem zuviel. Im Gegenteil, es fehlte etwas im Tagesablauf, wenn aus nicht immer erkennbaren Gründen eine Probe abgesagt werden musste.

Einige Wachtmeister störten die vielen Proben, hatten sie doch die einzelnen Häftlinge aus- und wieder einzuschließen. Sie fühlten sich durch unser Wirken in ihrer Ruhe gestört. Aber auch für sie war Befehl Befehl, und die Kulturarbeit war nun einmal befohlen worden.

Während der Proben nahmen wir uns natürlich auch Zeit, uns über solche Dinge zu unterhalten, die nicht unbedingt zum Programm und dem Proben gehörten. Es wurde also nicht nur ständig geübt. Trotzdem konnten wir bereits nach drei Wochen dem verantwortlichen Offizier melden, dass alles zur Generalprobe bereit sei.

Inzwischen war auch der Entwurf der Bühnendekoration bestätigt. Fleißige Hände hatten sie in der Holzwerkstatt und bei den Schneidern angefertigt, selbstverständlich alles auch in 'Feierabendarbeit'.

Die Generalprobe konnte starten. Dargeboten wurde unser Programm dieses erste Mal aber nicht vor unseren Mitgefangenen, sondern nur vor einigen Wachoffizieren und interessierten Mannschaftsgraden. Es sollte für die Anstaltsleitung eine Art Testveranstaltung sein.

Von Inhalt her glich diese erste kulturelle Veranstaltung einer 'Wanderung durch deutsche Lande'. Heimatlieder waren dabei der Schwerpunkt. So ging es 'Hoch vom Dachstein an, wo der Aar noch haust' bis zum 'Eikboom, die steit an de See' quer durch ganz Deutschland. Da erklang 'Arzgebirg, wie bist du schi' genau so, wie 'Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, dass ich so traurig bin', und der brandenburgische Adler erhob sich 'hoch über dunkle Kiefernwälder'. 'An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein', hatte man wissen lassen, war schon die Grenze des inhaltlich Erlaubten, aber er hieß ja 'zieh' nicht an den Rhein', das war das Gute daran. Dagegen erhielt das Lied 'Oberlausitz, geliebtes Heimatland' sogar zaghaften Beifall. Über die 'niederdrückende' Wirkung des Textes 'Ich weiß nicht, was soll es bedeuten' wurde zwar diskutiert, aber letztlich wurde die Darbietung von der Zensur doch erlaubt.

Mit den verbindenden Worten, die ich als Conferencier zu formulieren und auch zu sprechen hatte und durch Musikstücke aufgelockert, war es eine gelungene Vorstellung. Selbst die Wachmannschaften gaben ihre anfängliche Zurückhaltung auf und spendete am Schluss spontan Beifall.

Somit konnte eine Woche später die Premiere stattfinden. Es herrschte an diesem Abend bei Zuschauern und 'Künstlern' eine gehobene Stimmung. Tosender Beifall schon nach einzelnen Darbietungen war der größte Dank für unsere harten Mühen und die vielen Proben. Er zeigte aber auch das Bedürfnis der jahrelang in dieser Hinsicht entwöhnten Kameraden nach solcherart Unterhaltung.

Diese Kulturveranstaltungen fanden danach regelmäßig statt, und sie bedeuteten für alle Beteiligten und Gäste immer wieder Abwechslung und Freude. Die Zensur blieb selbstredend weiter bestehen, und sie trieb in Einzelfälle besondere Blüten.

Zu einem Programm hatten wir das Libretto 'Ganz ohne Weiber geht die Chose nicht' ausgewählt. Doch dies wurde für die zu Enthaltsamkeit gezwungenen Häftlinge als zu anstößig und provozierend empfunden und musste offiziell abgesetzt werden. Dass wir es dann unter großem Beifall des Publikums doch dargeboten haben, war ein Wagnis. Von den 'hohen Herren' war bei diesen Veranstaltungen zum Glück niemand zugegen, und die niederen Chargen wussten ja nichts von der vorherigen Zensur. So konnten einige Spezialitäten an den 'Mann' gebracht und unsere Vorstellungen gewürzt werden.

In dieser Zeit hatte meine Mutter nach einem Besuch bei mir auch an die Hauptverwaltung der Deutschen Volkspolizei in Berlin den Antrag gestellt, mir Studienmaterials schicken zu dürfen und mir gleichzeitig zu erlauben, entsprechende Aufzeichnungen zu machen. Dieser Antrag meiner Mutter vom 6.2.1953 wurde von der zuständigen Hauptabteilung mit Datum vom 9. März 1953 / Aktenzeichen VA 12/o1/50 wie folgt beantwortet:

Frau

Margarete Wichmann

Zinnowitz / a. Usedom

Krs. Wolgast

Kastanienallee 8

Die Hauptabteilung Strafvollzug bestätigt den Eingang Ihres Schreibens vom 6.2.53. Es wird mitgeteilt, dass Ihr Antrag überprüft wurde. Ihrem Sohn stehen innerhalb der Strafanstalt durch die umfangreiche Bücherei Werke zu seiner Weiterbildung zur Verfügung. Ihr Sohn beteiligt sich rege an der Kulturarbeit in der Anstalt und ist auch zur Arbeit eingesetzt. Im Rahmen des Möglichen ist seiner geistigen Regsamkeit Rechnung getragen. Es kann nicht gestattet werden, dass Ihr Sohn Aufzeichnungen während seines Studiums macht.

I. A.

(Unterschrift)

VP-

Oberkommissar

Soweit das Antwortschreiben, von dem ich erst nach meiner Entlassung erfuhr. Aber immerhin, neben meinen eigenen Informationen an meine Mutter während der Besuchszeiten und in meinen kurzen Briefen hatten die offiziellen Stellen auf ihren Antrag sachlich richtig geantwortet.

Vielen Inhaftierten blieb besonders das Weihnachtsprogramm in Erinnerung, und dies nicht nur wegen seiner inhaltlichen Gestaltung mit den anheimelnden Weihnachtsliedern und Gedichten, sondern vor allem durch die ausgezeichnete Bühnengestaltung.

Der untere Teil der Bühne glich einem verschneiten Winterwald, gefertigt aus Holz- und Papptannen, mit grünem Stoff drapiert und mit Watte betupft. Darüber wölbte sich ein blauer, nach hinten immer dunkler werdender Sternenhimmel, ein mit Silbersternen übersäter, unterschiedlich eingefärbter Stoff schuf diese Wirkung. Dazu erstrahlten in vollem Kerzenglanz zwei echte Weihnachtsbäume, die das ganze Bühnenbild einrahmten. All dies war von künstlerischer Hand gestaltet.

Beim Betreten des Saales erschien die Bühne von dezemtem Licht angestrahlt, und jeder wurde von der weihnachtlich - festlichen Stimmung eingefangen. Als vor diesem Bühnenbild sogar die Gottesdiener unbedingt ihre Andachten halten wollten, hat sogar die Anstaltsleitung den Gestaltern Anerkennung gezollt.

Bei all diesen Arbeiten und Auftritten wurde deutlich, mit welcher Anteilnahme, ja Hingabe alle Mitwirkenden tätig waren. Es galt für jeden unter den außergewöhnlichen Bedingungen der Gefangenschaft als etwas sehr Wertvolles, so wirken zu dürfen. Deshalb wurde stets darum gerungen, nur Bestes darzubieten

Dazu gehörte, dass sowohl der Chorleiter als auch der Dirigent auf hohe Qualität achteten. Jeder Ton musste 'sitzen', ob beim Gesang oder im Orchesterspiel. Lieder wurden mehrstimmig dargeboten, Rezitationen mit Pathos vorgetragen und die Musikstücke hätten jeder Darbietung in einem Theater standgehalten. So waren diese Vorstellungen, die auch einige Male morgens stattfanden, nicht nur Erbauung und Unterhaltung, sondern, und das nicht nur für musische Menschen, ein echter Kunstgenuss. Jedes neue Programm wurde deshalb mit Spannung erwartet und stellte immer erneut alle Zuschauer zufrieden.

Ein Weihnachtsfest stand bevor und sollte mit einem Festessen gewürdigt werden. Und dies war in der Tat kein Scherz: Das Eintopfessen fand ein Ende, und unsere wenig verwöhnten Gaumen sollten sich einmal an ausgewählten Gaben laben. Salzkartoffeln oder Schwenkkartoffeln, wie andere sie nannten, braune Soße, Rotkohl geschmort und Karbonade stand auf dem Speiseplan.

Schon mit der Ankündigung dieses Menüs gab es auf den Zellen neben der allgemeinen Freude auch längere Debatten. Ging es doch darum, was eigentlich unter 'Karbonade' zu verstehen sei. Die einen wussten es ganz genau: Für sie war es eine Fleischscheibe vom Schwein, aus der Rippengegend geschnitten und mit einem Knochen, die gut gebraten und eventuell auch noch paniert sei. Aber das sei dann doch ein Kotelett, behaupteten wieder andere. Ganz Kluge wussten das Wort 'Karbonade' aus dem Französischen herzuleiten und einige meinten einfach, es sei nichts weiter als ein Schnitzel. Solche Diskussionen zeigten, mit welchen 'Problemen' sich Häftlinge herumschlügen und selbst in der Haft noch ihr 'Besseres' beweisen wollten. Der Mehrzahl schien jedoch ein solcher Meinungsstreit völlig überflüssig, sie wollten sich lieber von dem 'Superdiner' überraschen lassen.

Eine Überraschung wurde dieses Weihnachtssessen tatsächlich, nur in einer vom keinem vermuteten Art und Weise.

Die Essenausgabe dauerte bedeutend länger als an anderen Tagen, die umfangreiche Mahlzeit ließ sich nicht einfach auf den Teller schütten. Mit einer Stunde Verspätung erreichte endlich die Ausgabekolonne unsere Zelle, und wir erblickten die köstlichen Gaben. Bald waren Kartoffeln, etwas Soße, eine gute Portion Rotkohl und das gut einen Handteller großes Stück Karbonade unser eigen.

Wir besaßen zwar weder Messer noch Gabel, aber auch mit dem Löffel und den Fingern gelang uns der Verzehr. Es war ein ausgezeichnetes Mahl. Kaum hatten wir jedoch den feierlichen Genuss hinter uns gebracht und begannen von der langentbehrten Einmaligkeit dieses Essens zu schwärmen, als ein immer deutlicher werdendes Klopfen und Rufen durch den Kreuzbau scholl.

Was geschah zu dieser nachmittäglichen Stunde der Besinnung? Wer störte die Andacht, die diesem Tage und dem Festschmaus gezollt werden sollte und unterbrach die Gedanken an Weihnachten im trauten Kreis der Familie oder der Freunde?

Das Klopfen wurde lauter und lauter, und bald hörten wir, wie erste Türen geschlossen wurden. Wiedereinmal musste das Hausteleson benutzt werden, um Näheres über die Vorgänge auf den anderen Zellen zu erfahren. Und plötzlich war da nur noch ein Wort in aller Munde: 'Fleischvergiftung!'.

Alle Häftlinge im Kreuzbau gerieten in helle Aufregung. Selbst jedem von uns in der Zelle war schlagartig nicht mehr ganz wohl. War es nur Einbildung oder rumorte es tatsächlich in den Gedärmen? Sollte man vorsorglich den Finger in den Mund stecken, um sich des köstlichen Mahles zu entledigen? In solchen Situationen meint mancher etwas wahrzunehmen, was in Wirklichkeit nicht vorhanden ist.

Aber nicht die Einbildung, sondern Ärzte und Sanitäter waren jetzt gefragt, die uns Auskunft und Hinweise geben und den tatsächlich Betroffenen helfen konnten. In aller Eile wurde den Erkrankten angeblich Kampfer gespritzt, um die Herztätigkeit anzuregen. Durch diesen Einsatz gelang es, den Auswirkungen der Massenvergiftung entgegen zu wirken. Aber nicht allen Häftlingen konnte an diesem Tage geholfen werden. Einzelne sollen trotz der schnellen Hilfe das Festessen mit ihrem Leben bezahlt haben.

Wir erfuhren nicht, wie viele Häftlinge es tatsächlich waren, aber Erregung und Unmut waren überall sehr groß. Es soll sogar eine Kommission zur Untersuchung des Vorfalles eingesetzt worden sein. Selbst von Seiten der sowjetischen Kontrollkommission, der wir letztendlich immer noch unterstanden, waren Vertreter erschienen. Welche Ausmaße die Vergiftungswelle wirklich hatte, und über ihre Ursachen gab es nur Gerüchte.

So wurde gemunkelt, dass ein Fleischer, der die Anstalt belieferte, die Fleischstücke über Tage in Aluminiumwannen gelagert haben soll. Das ist wahrscheinlich erst dem Fleisch und später vielen Essern gar nicht gut bekommen. Ob hier der wirkliche Grund für die Fleischvergiftung zu suchen war, blieb ungewiss. Wer von den Gefangenen wird es je erfahren. Auch wie es danach diesem Fleischer ergangen ist, blieb für uns gleichfalls im Dunkeln.

Anfang Januar 1954 zog Unruhe in den Kreuzbau ein. Viele mir nicht bekannte Personen erschienen, ich wurde zeitweise eingeschlossen und konnte oder sollte wahrscheinlich nicht alles erfahren, was da vor sich ging. Auf dem unteren Flur des Verwaltungstraktes herrschte reges Leben und Treiben, es war ein ständiges Kommen und Gehen. Sogar sowjetische Militärangehörige waren zu sehen, aber auch Zivilisten, die sich der russischen Sprache bedienten. Irgend etwas lag in der Luft, oder wie wir sagten 'war im Busch'.

Sollte das Langersehnte doch endlich Wirklichkeit werden, sollte eine größere Entlassungsaktion bevorstehen? Bisher waren in Torgau nur zwei Mal kleine Gruppen von Jugendlichen entlassen worden, einmal im Oktober 1950 und ein zweites Mal im März 1951. Das Prinzip der Auswahl war auch damals völlig undurchsichtig gewesen.

Die uns gewogenen Wachtmeister raunten mir zwar einiges zu, aber auch sie wussten nichts Genaues. Es gab eine große Spannung, denn wenn es diesmal tatsächlich zu umfangreicheren Entlassungen kommen sollte, hoffte doch wieder jeder für sich, unter den Glücklichen zu sein. Wirklich, ein Offizier bestätigte mir die Vermutungen: Über 1000 von sowjetischen Gerichten Verurteilte würden in den nächsten Wochen aus der Haft entlassen.

Die direkten Vorbereitungen begannen mit erneuten Vorführungen und Vernehmungen von Imhaftierten. Reihenweise musste ich die Zellennummern derjenigen Häftlinge heraussuchen, die dann verhört oder auch nur befragt wurden. Trotz aller Abschirmung bot sich meist noch Gelegenheit für ein kurzes Gespräch mit den Vorgeführten, soweit sie die Schreibstube passierten. So erfuhr ich, dass bei den Vernehmungen einigen bereits bedeutet worden war, dass sie sich keine Hoffnung auf eine baldige Entlassung zu machen brauchten. Anderen wieder war ein striktes Schweigegebot über den Inhalt des Verhörs auferlegt worden, welches die meisten auch mir gegenüber einhielten. Ihnen war auch mitgeteilt worden, dass sie einen entsprechenden Revers zu unterschreiben hätten, falls sie zur Entlassung kämen.

Auch ich wurde zum Schweigen verpflichtet. Der vernehmende Offizier verdeutlichte mir, dass ich durch meine Tätigkeit manchen Einblick bekommen hätte und deshalb viele Namen kennen würde. Denn Namen von Mitgefangenen, ihre Heimatadressen oder einzelne Urteile dürften durch mich nach meiner eventuellen Entlassung auf keinen Fall weiter verbreitet werden. Auch sonstige Auskünfte aus der Haftzeit oder über einzelne Häftlinge dürfte ich niemand erteilen, es sei denn, ich würde von

beauftragten Offizieren aus irgend welchen Gründen später einmal dazu befragt. Diese würden sich dann entsprechend ausweisen.

Wenn ich gegen diese Festlegungen verstieße, würde man mich schon zu finden wissen. Doch man würde mir vertrauen.

„Sie haben ja in ihrer Haftzeit genügend gelernt und sind wohl auch klüger geworden“, waren die abschließenden Bemerkungen.

Und sie hatten recht, ich hatte in den Jahren viel dazu gelernt. Vor allem hatte ich Menschen kennen gelernt, Menschen aus den verschiedensten Schichten und in den unterschiedlichsten Situationen. Menschen, die mit erhobenem Haupt die Haftzeit ertrugen und Menschen, die sich wie Tiere und schlechter benahmen. Tatsächlich, viel hatte ich in diesen Jahren erlebt, überdacht und gelernt.

Zurückgekehrt in meine Zelle überlegte ich, was ich überhaupt hätte 'verraten' können. Eigentlich war doch alles, was ich wusste, auch draußen schon längst bekannt. Also, was sollte ein solcher Revers? Trotzdem, ich wollte mich auf keinen Fall selbst wieder vorsätzlich in Gefahr bringen. Mir hatten die fast acht Jahre hinter Gittern und Zäunen gereicht, wenn ich wirklich dieses Mal entlassen würde. Außerdem befand sich meine Mutter seit kurzen auch in Haft, ich wusste nicht einmal, aus welchem Grund. Sollte ich sie etwa auch noch zusätzlich gefährden?

Dann wurde es einige Tage wieder ruhiger im Kreuzbau, weniger Gerenne und weniger Vorfürhungen. Hatte die hektische Geschäftigkeit tatsächlich eine bevorstehende Entlassung angekündigt? Wir waren zu misstrauisch geworden, vertrauten nur den Tatsachen. Keiner der VP- Angehörigen wagte in dieser Zeit, uns eine konkrete Auskunft zu geben. Erst am 11. oder 12. Januar teilte mir ein Wachtmeister unter vorgehaltener Hand mit, dass die ersten Listen mit den Namen von Entlassungskandidaten eingetroffen seien. Diese Neuigkeit verbreitete sich in der Anstalt wie ein Lauffeuer: Entlassung!

Dann musste alles sehr schnell gehen, ja, einiges überstürzte sich gar. Eine untere Etage im Kreuzbau war vorsorglich schon seit einigen Tagen geräumt worden. Hier sollten jetzt alle zur Entlassung vorgesehenen Häftlinge nach und nach untergebracht werden.

Ich hatte in der nächsten Zeit nur noch die Aufgabe, die jeweiligen Zellennummern hinter den Namen derer zu notieren, die auf den Listen aufgeführt waren. Es waren die Namen der zur Entlassung Auserwählten, das stand für mich bald fest.

Schon war die zweite Liste in meiner Hand, und es ging immer weiter. Mit großem Aufgebot wurde gearbeitet, es musste alles reibungslos und vor allem schnell gehen.

Auf jeder der Listen standen dreißig bis vierzig Namen, völlig wahllos und nicht nach mir bekannten Strafmaßen geordnet. Da standen Namen von Mitgefangenen, die zu 10 Jahren verurteilt waren hinter den Namen derer, die zweimal 25 Jahre erhalten hatten; da standen Namen von Jugendlichen hinter denen, die 65 Jahre alt waren. Selbst eine gewisse Reihenfolge nach dem Alphabet konnte ich nicht ausmachen.

Mein erster Blick bei jeder neuen Liste, wer wollte es mir verdenken, galt den Namen mit dem Buchstaben 'W'. Ich hoffte jedes Mal aufs neue, dort meinen Namen zu entdecken. Die zweite Liste enthielt zwar mehrere Namen mit diesem Anfangsbuchstaben, jedoch die weiteren Buchstaben fügten sich nicht zu meinen Familiennamen. Oder sollte ich nach dem russischen Alphabet etwa unter 'B' geführt werden. Aber auch dort war kein 'Buchmann', wie man mich oft genannt hatte zu finden.

Es dauerte nur wenige Minuten, bis ich alle Zellennummern eingetragen hatte, dann erhielten die Wachtmeister die vervollständigte Liste und bewegten sich von Zelle zu Zelle, um die zukünftigen 'freien Bürger' auf die freigezogene Etage zu verlegen.

Glücklich die, die sich in diesen Stunden auf ihre Entlassung vorbereiten konnten. Trotzdem dauerte es noch einige Zeit, bis jeder der Glücklichen seinen Entlassungsschein in der Hand hielt. Erst wurde gebadet, danach erfolgte die Neueinkleidung und zum Schluss wurden noch etwaige Effekten empfangen.

Von all dem bekam ich in diesen Stunden nur wenig mit, denn ich musste höllisch aufpassen, dass mir beim Eintragen der Zellennummern in die Listen keine Fehler unterliefen. Bei Häftlingen mit gleichem Familien- und auch gleichem Vornamen musste zusätzlich das Geburtsjahr beachtet werden. In diesen Fällen nutzte mir mein kleines Notizbuch wenig, denn Geburtsdaten hatte ich dort nicht notiert. Dann mussten doch die Karteikarten gezogen werden, um jeden Irrtum auszuschließen und nicht falsche Hoffnungen zu wecken. Eine derartige Enttäuschung, erst aufgerufen, auf die Entlassungsetage verlegt, und später wieder zurückgeschickt zu werden, wäre wahrscheinlich von jedem Inhaftierten nur sehr schwer zu verkraften gewesen.

Plötzlich, wir waren bei der vierten oder fünften Liste, wurde meine Arbeit abgebrochen. Ein Wachtmeister führte mich überstürzt zu meiner Zelle und schloss mich dort ein. Schluss, aus, was war los? Auch der Wachtmeister wusste zunächst nicht Näheres, er hatte lediglich die Weisung erhalten, mich unverzüglich 'auf Zelle zu bringen'.

Ich war im Augenblick etwas verstört und lauschte einige Zeit aufmerksam an der Zellentür. Ich konnte aber beruhigend feststellen, dass die Vorbereitungen der Entlassungen weiter vor sich gingen. Allerdings erfolgte das Ausschließen erst in größeren Zeitabständen. Ich ahnte, dass man in der Schreibstube mit dem Heraussuchen der Zellennummern nicht mehr so schnell voran kam.

Kurze Zeit darauf erschien der Wachtmeister erneut und klärte mich über den Vorgang auf. Eine zentrale Kommission, welche die Entlassungen überwachte, war eingetroffen, und da durfte wahrscheinlich kein Strafgefangener an der Häftlingskartei arbeiten. Ich könnte durch meine Mitarbeit ja erfahren, wer von den Häftlingen entlassen wird und wer nicht. Ergo zog man mich aus dem Verkehr. Jetzt mussten sich die Wachtmeister auf der Schreibstube alleine mühen. Ich dankte dem Polizisten für seine Auskunft und war beruhigt.

Auf der Schreibstube begann indessen der Ärger. Die Ausfertigung der folgenden Listen mit den Zellennummern wollte nicht richtig klappen oder ging nur sehr schleppend voran. Dazu kam, dass man sich in zwei oder drei Fällen, an den Namen Hoffmann erinnere ich mich noch genau, geirrt hatte und den falschen Häftling zur Entlassung vorbereitete. Erst nach Stunden war der Fehler bei der Endkontrolle aufgefallen.

Einige der beteiligten Offiziere nahmen dies nicht sehr tragisch, ein Irrtum konnte doch vorkommen, sie machte mehr der eingetretene Zeitverlust ungnädig. Doch auf der Schreibstube kam man einfach nicht zurecht, und mit den sowjetischen Kontrolloffizieren, welche die Entlassungsaktion mit überwachten, war scheinbar nicht zu spaßen.

Spät am Abend wurde meine Zellentür wieder geöffnet. Schnell wurde ich zu meinem Arbeitsplatz geführt, wo mich bereits drei unbearbeitete Listen erwarteten. Am Karteikasten hantierte ein mir unbekannter VP-Angehöriger und versuchte sein Glück. Mir ging in diesem Augenblick durch den Kopf, welches Chaos beim Suchen das anfängliche ABC-NR.-System verursacht hätte. Die ganz Aktion in Torgau wäre ja ins Stocken geraten.

Zu diesen Gedanken blieb mir jedoch wenig Zeit, meine Aufgabe war es erneut, die Listen abzuarbeiten. Auf dem Gang warteten bereits die Schließer, um die nächsten Begnadigten aus ihren Zellen zu befreien. In wenigen Tagen sollten aus Torgau immerhin weit über eintausend Häftlinge entlassen werden. Dies verlangte die verschiedensten organisatorischen Maßnahmen verbunden mit einem sehr großen Arbeitsaufwand.

Meine Mitarbeit musste in den nächsten Stunden vorsichtig geschehen, damit nicht einem unbedarften Beamten etwas auffiel. Mir selbst bereitete es große Freude, vielen meiner Mitgefangenen zum schnelleren Verlassen der Anstalt zu verhelfen. Ungeachtet dessen galt bei jeder neuen Liste mein erster Blick dem Buchstaben 'W'.

Dann war der Augenblick gekommen. Ich glaube, unter der laufenden Nummer 777 erschien mein Name, deutlich lesbar: Wichmann, Karl Wilhelm, 1928. Ich bin dabei, auch ich werde entlassen! Wieder und wieder schaute ich auf meinen Namen, als wenn ich ihn noch nie gelesen hätte. Ja, tatsächlich, es war mein Name, ich war gemeint.

Der Wachtmeister schüttelte mir, sich mitfreuend, die Hand. Und selbst der Politoffizier, der in die Schreibstube trat, lächelte mir freundlich zu, war ich doch jetzt für ihn nicht mehr der Strafgefangene.

Man bat mich dann, meine Arbeit fortzusetzen und bei den weiteren Listen zu helfen. Ich tat es gerne, fühlte ich mich doch schon so gut wie frei und wurde auch dementsprechend behandelt. Aber solange ich meinen Entlassungsschein nicht selbst in der Hand hielt und das Außentor durchschritten hatte, war nichts endgültig. Die Erfahrung der langen Jahre lehrte, dass in einigen Fällen sich immer noch etwas ändern konnte, und ich war in meinem Innern sehr misstrauisch geworden.

In den Abendstunden des 16. Januar, ich hatte zwei Tage und Nächte kaum geschlafen, wurde auch ich 'abgefertigt'. 'Ihr verdientes Geld und anderes persönliches Eigentum wird nachgeschickt', hieß es. Es waren damit zwei Broschüren und der Duden sowie mein Arbeitslohn (nach Abzug der Überweisungsgebühr) in der Höhe von 22 Mark und 3 Pfennig gemeint. Dann fehlten nur noch der Entlassungsschein und die Fahrkarte.

Am 17. Januar 1954 bekam ich endlich auch diese notwendigen und so lange ersehnten Papiere. Zehn Mark als Wegegeld und einen blauen Schal erhielt ich ebenfalls. Dann schnappte ich meine Sachen und die Marschverpflegung. Die Heimreise konnte beginnen. Eine Order musste von allen Entlassenen jedoch noch beachtet werden: Auf dem Weg in unsere Heimatorte durften wir nicht durch das geteilte Berlin reisen, denn die Grenzen innerhalb der Stadt waren zu dieser Zeit noch offen.

Ja, ich wollte auch nicht nach Berlin, sondern in meine Heimatstadt nach Wolgast fahren. Dort wollte ich meine Mutter erwarten, die sich zu dieser Zeit in der Haftanstalt Bützow-Drei Bergen aufzuhalten hatte. Ich wollte sie, sobald es mir möglich war, besuchen und ein Entlassungsgesuch einreichen. Beides war erfolgreich: Ich konnte meine Mutter bald in der Haftanstalt besuchen, und sie selbst wurde wenig später vorzeitig entlassen.

Für uns nun 'freie Bürger' stand vor dem Tor der Anstalt in Torgau ein Lastkraftwagen bereit, mit dem wir in Gruppen zum Bahnhof transportiert wurden. Ich gestattete mir trotz allem noch einmal einen Blick zurück auf 'Fort Zinna', in dessen Mauern ich insgesamt fast sechs Jahre meines jungen Lebens verbracht hatte.

Zeitlich war die Anfahrt der Kraftwagen in Richtung Bahnhof so geplant, dass keine Gruppe dort eine längere Wartezeit hatte, sondern baldmöglichst einen Zug besteigen konnte.

Unser Zug bewegte sich in Richtung Cottbus, wo wir einen längeren Aufenthalt hatten und umsteigen mussten. In der Bahnhofsbaracke, sie war für den im Krieg zerstörten Bahnhofsbau als Provisorium errichtet worden, aß ich zum ersten Mal nach fast acht Jahren wieder eine Portion Erbsensuppe in der 'Freiheit'. Es war das billigste Gericht und wurde auch am schnellsten serviert.

Hier im Wartesaal traf ich viele 'alte' Bekannte aus Torgau. Genau, wie einst zu Beginn meiner Odyssee durch Zellen und Lager, unter anderen auch wieder einen erfahrenen sogenannten Berufsverbrecher. Wir kamen ins Gespräch, und der Kumpel erfuhr, dass ich weder einen richtigen Beruf noch eine klare Vorstellung von meiner Zukunft hatte. Ich wusste ja nicht, wie man mich 'draußen' empfangen und wie sich alles weiter entwickeln würde. Dieser Mensch gab mir einen wichtigen Rat, den ich wie einen früheren auch beherzigt habe.

„Wenn du nicht untergehen oder in wenigen Wochen wieder im Knast landen möchtest, dann fange sofort eine Arbeit an, irgend etwas, was sich auch immer bietet. Aber arbeite, sonst kommst du nach drei oder vier Wochen nicht mehr mit dir und deiner Umgebung zurecht. Du brauchst sofort etwas Festes und musst natürlich auch darauf achten, dass du soviel Geld verdienst, dass du einigermaßen davon leben kannst“.

Dieser Bursche wusste aus eigener Erfahrung, wie schnell jeder nach einem langen Studium der Knastologie und Gitterkunde wieder auf die 'schiefe Bahn' gelangen konnte. Hatte jeder doch in den langen Jahren zu viele Kniffe und Möglichkeiten erfahren, auch ohne eine ehrliche Arbeit zu Geld, und dabei nicht immer wenigem Geld zu kommen.

Diesen Rat habe ich ernst genommen, als ich wieder auf heimatlichem Boden stand.

Der Weg zurück nach Wolgast hatte aber noch viele Stunden. Der zweite Aufenthalt war in Frankfurt/Oder, jetzt eine Grenzstadt. Hier wollte ich noch eine wenig angenehme Aufgabe erfüllen. Ein Mitgefängerer namens Hoffmann, ein junger Bursche mit einer Freiheitsstrafe von 25 Jahren, gehörte

nicht zu den Heimkehrern im Januar 1954. Ich hatte ihm versprochen, seine Mutter in Frankfurt aufzusuchen und ihr diese traurige Nachricht zu überbringen.

Den Weg vom Bahnhof zur Wohnung seiner Mutter fand ich gut, er war mir ausführlich beschrieben worden. Ich brauchte deshalb niemand um Rat fragen und mich dadurch eventuell verdächtig machen. Konnte ich wissen, an wen ich bei einer Nachfrage geraten würde. Denn, was ich vorhatte, war mir eigentlich streng verboten!

Nach mehrmaligem Klingeln an der richtigen Tür wurde geöffnet und ich in den Flur gebeten. Die Frau, die Hoffmanns Mutter war, empfing mich auf dem Flur in ihrem Mantel. Sie wollte gerade zum nächsten Zug eilen, wie sie es nach bekannt werden der Entlassungen aus Torgau seit Tagen getan hatte. Es fiel mir schwer, meine Versprechen zu halten, aber es war meine Pflicht. Meine Auskunft über das Schicksal ihres Sohnes war im ersten Augenblick zwar ein harter Schlag, aber doch für sie besser, als wieder und wieder zum Bahnhof zu laufen und jedes Mal enttäuscht zurückzukehren. Sie gestand mir, die letzten Nächte schon nicht mehr richtig geschlafen zu haben.

Nach kurzem Besinnen zeigte sie sich dankbar für meine Mitteilung und wollte mich mit dem Wenigen bewirten, was sie selbst hatte. Ich lehnte aber dankend ab. Dann fragte sie, ob sie sonst noch etwas für mich tun könne. Da äußerte ich doch eine Bitte, und fragte nach einem weißen Schal.

Alle aus Torgau Entlassenen trugen in diesen Tagen einen 'blauen' Schal, zweifelsohne ein Erkennungszeichen für bestimmte Leute, falls ein solcher Schalträger auf der Heimreise eine Dummheit begehen sollte. Ich hatte meinen blauen Schal schon auf dem Weg durch die Stadt abgenommen, obwohl es empfindlich kalt von der Oder herüber blies. Frau Hoffmann stiftete mir, ohne weiter nach dem Grund zu fragen, einen neuen weißen Schal, den sie eilig aus einem Schrank hervorholte. Denn ich wollte schnell weiter. Über Freienwalde, Eberswalde und Züssow sollte es nach Hause gehen.

Als ich wieder den Zug bestieg, es war bereits dunkel geworden, galt ich schon nicht mehr als ehemaliger Strafgefangener aus Torgau. Während meine 'blaubeschalten' Kameraden von den Mitreisenden, aus welchem Anlass auch immer, bedauert und mit Brot, Äpfeln und guten Worten gefüttert wurden, ging ich leer aus. Als ein mir bekannter 'ehemaliger Torgauer' sein Brot an mich weiterreichte, löste dies sogar den Unwillen der Spenderin aus. Erst nach dem ich auch von anderen als ein gewesener Mitgefangener benannt worden war, klärte sich der Irrtum auf. Da ich keinen blauen Schal trug, hatte mich keiner der sonst Mitreisenden zu den Heimkehrern rechnen wollen. Mit ein wenig Stolz zog ich darauf meinen 'Blauen' aus der Innentasche des Jacketts und wies mich nachträglich für alle Insassen des Abteils als 'echter' Torgauer aus.

Noch einmal musste in Eberswalde umgestiegen werden. Ein Bekannter nach dem anderen verließ an den verschiedenen Haltepunkten den Zug, jeder seinem Heimatort und einem Neuanfang zustrebend. Ich selbst hatte mich in eine Ecke zurückgezogen und dachte daran, was mich wohl in Wolgast empfangen würde. Wo waren meine 'alten Bekannten', wo würde ich eine Unterkunft finden. Ich wusste auch nicht genau, was mit der letzten Wohnung meiner Mutter in Zinnowitz geschehen war. Eines war mir klar: ich wollte in Wolgast erst einmal nach alten Bekannten suchen und dann weiter sehen. Ich hatte doch gelernt, dass alles irgendwie weiter geht. So gingen mir in diesen viele Gedanken durch den Kopf.

In Züssow war ich dann der einzige vormalige Strafgefangene, der ausstieg, um für die letzte Etappe meiner Heimreise den weit draußen auf dem Nebengleis wartenden Zug nach Wolgast zu besteigen.

Eine Stunde später stand ich nach zweitausendachtunddreißig (2853) Tagen endlich wieder auf Wolgaster Boden.

Es war ein 18. Januar 1954.

Es war ein traditionsreiches Datum, dieser 18. Januar.

Am 18. Januar 1701 war die Krönung des Preußenkönigs in Königsberg

Am 18. Januar 1871 war die Krönung des Deutschen Kaisers in Versailles

Beide Daten sind in vielen Geschichtsbüchern vermerkt.

1954 war dieser Tag der Tag meiner Heimkehr nach Wolgast.

Doch dieses letztgenannte 'Ereignis' wird kaum ein Geschichtsbuch jemals verzeichnen. Was gilt auch schon das Leben eines einzelnen, nicht 'berühmt gemachten' Menschen im Getriebe der Weltgeschichte?

Wappen

GENERAL

STAATSANWALTSCHAFT

Russische Föderation

103793 GSP, Moskau K-9 Puschkin-Str. 15 a

17. Juni 1992 Nr. 13/4 - 408 -92

Bescheinigung über Rehabilitierung

Bürger Wichmann, Karl Wilhelm

Jahr- und Ort der Geburt: 1928, Stadt Wolgast

Wohnort zur Zeit der Festnahme: Stadt Greifswald, Stralsunder Str. 13

Arbeitsort / Art der Beschäftigung / z.Z. der Festnahme: Student —

Pädagogisches Institut

Wann und durch wen wurde die Festnahme durchgeführt und erfolgte die Verurteilung:

am 29. März 1946, Militärtribunal der 5. Stoßarmee, verurteilt am 27. Juni 1946 -----

Genauer Grund und Strafmaß/ auf welcher Grundlage und Ergänzung:

Auf Grundlage des § 58 - 10 des Strafgesetzes der UdSSR. Verurteilung zu Freiheitsentzug im Arbeitserziehungslager für die Zeit von 10 (zehn) Jahren.

Am 25. Mai 1953 Beschluss des Obersten Militärgerichts der UdSSR auf vorzeitige Freilassung

Nach dem Gesetz der RSFSR. „Über die Rehabilitierung der Opfer politischer Repressalien" §§ 3 und 5 vom 18. Oktober 1991 wird Bürger Wichmann, Karl - Wilhelm rehabilitiert.

Gehilfe des Generalstaatsanwalts der Russischen
Föderation

(Namenszug)

Siegel der General
Staatsanwaltschaft
G. F. Wesnowskaja